



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Die Gegenwart der Vergangenheit
Autoreflexive Aufarbeitung einer erinnerungskulturellen
Intervention in Reutte in Tirol

verfasst von | submitted by
Nora Walch BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. i.R. Mag. Dr. Christoph Reinprecht

Diese Arbeit ist Werner P. Pirchner gewidmet, der einmal sagte:

„Ich habe mir schon immer gedacht, daß die Geschichte in den Geschichtsbüchern falsch dargestellt worden ist. Die Geschichte wurde ja aus der Sicht der Herrschenden geschrieben. Ich war von Kindheit an schon gegen Gewalt.“ (ebd. 1973)



Abbildung 1

DANKSAGUNG	7
EIN GEDICHT	8
1 EINLEITUNG	9
1.1 Beginn	9
1.2 Struktur der Arbeit	11
1.3 Begründung des Forschungsinteresses	14
2 ÜBER DAS PROJEKT	16
3 METHODOLOGISCHER HINTERGRUND UND METHODE	22
3.1 Reflexivität und die Praxis einer reflexiven empirischen Soziologie	22
Reflexivität als Arbeitshaltung und Methodologie	22
Soziologie und Reflexivität	24
3.2 Autoethnografie	31
Warum Autoethnografie?	31
Was ist Autoethnografie (für mich)?	35
Daten	37
3.3 Zwischenfazit: Reflexivität und Autoethnografie – und ...Benjamin?	39
4 THEORIE UND KONTEXTWISSEN: GESCHICHTE(N) ERZÄHLEN	42
4.1 Kontextwissen	42
Geschichtliche Forschung zu und Aufarbeitung von NS (insb. im Außerfern und in Tirol)	43
Analytische Arbeiten zu (Nicht-)Aufarbeitung von NS-Geschichte und zum Umgang mit der Tatsache des Holocaust nach 1945	45
Orte, Topografie und Geschichte	51
4.2 Theoretische Rahmung: Geschichtsannäherungen mit Walter Benjamin	55
Autoethnografischer Prolog	55
Geschichte(n) bei Benjamin	58
Mit Benjamin über Erinnerungskultur nachdenken	63
Und die Orte?	68

Montagearbeit	71
Epilog	73
5 REFLEXIVE AUFARBEITUNG DES PROJEKTS	75
5.1 Die Broschüre	75
Intro: Broschürenarbeit als Montagearbeit?	75
Inhaltliches Konzept, Textarbeit und Sprache	76
I	76
II	79
III	82
IV	84
V	85
VI	88
Fotografien	90
Grafische Gestaltung	92
Zusammenarbeit	94
Ökonomische Aspekte	95
Ergebnis	96
5.2 Zwischennotiz	129
5.3 Persönliche Verwobenheit und der Versuch einer Standortbestimmung	130
Intro	130
Reflexion	132
5.4 Das Feld	140
Intro	140
Intervention als Reaktion?	142
Ordnungswissen	144
Die Ordnung und ihre Bedrohungen	145
I – Über Täter:innenschaft reden	145
II – Die aktive Unsichtbarmachung/-lassung	148
III – (Fehlende) Ideologiekritik	156
IV – Innen/Außen	158
Ignoranz und Desinteresse	161
Resonanz und Austausch	163
Die Spaziergänge	165
Rückmeldungen	173

Medienspiegel	177
6 CONCLUSIO UND AUSBLICK	185
7 LITERATUR	190
7.1 Verzeichnis des empirischen Materials für die Aufarbeitung	199
Textdokumente	199
Tondokumente	199
7.2 Bilder/Screenshots	200
8 ABSTRACT	201

Danksagung

Danke an *Christoph*, für das Betreuen dieser Arbeit, und für so vieles darüber hinaus. Danke für die Anstöße, aber auch für die Freiheit, die ich hatte, um auszuschweifen und auszuprobieren. Danke, nicht zuletzt, für die schöne Freundschaft und das gegenseitige Vertrauen.

Danke an meine Eltern *Maria* und *Armin*, für das bedingungslose Unterstützen, auch beim Durchführen dieses Projekts. Danke für die vielen Gespräche, den Beistand, und dass wir so vieles miteinander teilen können.

Danke an *Clemens*, ohne den *Die Gegenwart der Vergangenheit* nicht so zustande gekommen wäre. Danke für deinen Feinsinn, für deine Gedanken, für unsere Freundschaft, die so belebt ist vom vielen Austauschen.

Danke an *Juma*, für die viele Zeit und für die schöne, ernsthafte Zusammenarbeit. Dafür, dass du dich eingelassen hast auf das Projekt, und die unterschiedlichen Teile durch dein Zutun in Einklang gebracht hast. Danke für die Sensibilität, nicht nur im Arbeiten, sondern auch in der Freundschaft.

Danke an *Sabine*, die ich durch das Projekt erst so richtig kennenlernen durfte. Danke für die guten und wichtigen Gespräche, für die Unterstützung, für das Zuhören und die Rückmeldungen.

Danke an *Ben*, dass du schon so lange da bist und dich interessierst dafür, wie es mir geht und was ich so mache. Danke für die kritischen Fragen, für den ehrlichen Austausch, für die Freundschaft und die Unterstützung (weit über *Die Gegenwart der Vergangenheit* hinaus).

Danke an *Tatjana*, die immer da war und ist. Die genau weiß, was es bedeutet, „wo aufzuwachsen“, und ohne der ich nicht da wäre, wo ich heute bin.

Danke an die vielen *Freund:innen*, die mir zugehört haben, die nachgefragt haben, die meine Nervosität und meine Krisen begleitet und abgefedert haben.

Und, natürlich, Danke an *Max*. Danke für die Verbundenheit, und, dass ich dir vertrauen kann. Danke für die Gefährt:innenschaft und das gemeinsame Leben, Denken, Fühlen.

Ein Gedicht

außerferner

noch von übersee
gesprochen rollen wir
auf flussbettlaken

retour a reutte, hat sie gesagt:
die landschaft wird
im höchsten grade unbewußt

was der moosbruch
schreibt, nicht ewigkeits-
verdächtig archivalisieren

statt es ins zugehörige
versenken: an blinkendem
geröll vergehen, sich
landvermessen

von Clemens Braun, 2024



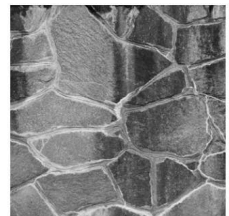
TRI-X 400
KODAK



TRI-X 400
KODAK



TRI-X 400
KODAK



TRI-X 400
KODAK



TRI-X 400



TRI-X 400



Abbildung 2: Der erste Einblick in die frisch entwickelten Bilder von Clemens' Reutte-Film, den ich von ihm zugeschickt bekommen habe.

1 Einleitung

„Jede Forschung ist auf Ebene des Unbewußten Selbst-bezogen, gleichgültig, wie weit ihr Gegenstandsbereich auf der manifesten Ebene vom Selbst entfernt sein mag.“ (Devereux 2018, 178)

1.1 Beginn

29. Juli 2024

Ich sitze im Zug – wieder einmal. Heute ist also der Tag, an dem ich beginne, diese Masterarbeit zu schreiben. Den Beginn des Nachdenkens darüber kann ich ebenfalls recht präzise datieren. Ich habe vor ziemlich genau einem Jahr, im Juli 2023, damit begonnen, mir erste Gedanken über diese Abschlussarbeit zu machen. Damals saß ich in einer Bibliothek in Trondheim, Norwegen, wo gerade mein Erasmus-Semester zu Ende gegangen war. Ich hatte für das Masterstudium nicht mehr viele Lehrveranstaltungen offen und las dies und das, hier und dort, worauf ich gerade stieß und was mein Interesse weckte. Schnell landete ich, wie so oft, bei der Geschichte des Nationalsozialismus in Österreich und beim Umgang Österreichs mit seiner NS-Geschichte (besonders beim Sammelband *Die Soziologie und der Nationalsozialismus in Österreich* von Kranebitter und Reinprecht 2019). Das war nicht neu, und diese thematische Grundrichtung für meine Masterarbeit schwebte mir schon länger vor. Was aber neu war, war, dass ich parallel dazu anfang, über die NS-Geschichte meines Herkunftsorts Reutte in Tirol zu recherchieren. Ich wusste, zugegeben, sehr wenig über die lokalen NS-Bezüge. Das ist deshalb bemerkenswert, weil ich immer ein hohes Interesse an Orten, an der Verortung von Geschichte(n) und an der lokalen Einschreibung von historischen und sozialen Prozessen in die materiellen Strukturen der Gesellschaft hatte. Die Tatsache, dass ich in den – zum Zeitpunkt des Recherchestarts – fast dreißig Jahren meines Lebens Reuttes Geschichte(n) gegenüber so ignorant gewesen war, hängt stark mit meinem ambivalenten Verhältnis zu diesem Ort zusammen. Von Anfang an war also die Arbeit an der Masterarbeit auch geprägt von einer persönlichen Ebene: Diese ist als eine Art Rückkehrbewegung zu fassen, die ich mit der intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema vollzogen habe. Eine kritische, inhaltlich getriebene und doch auf viele

Weisen persönliche Rückkehrbewegung zu einem Ort, den ich aus verschiedenen Gründen in den Jahren nach meiner Matura auf Abstand gehalten hatte.

Ich begann also zu recherchieren. Warum genau in diesem Moment in Trondheim weiß ich nicht. Ich kann nur vermuten, dass es viel mit der geografischen und emotionalen Distanz, die dieses Erasmus-Semester mir ermöglicht hatte, zusammenhängt. Jedenfalls saß ich da nun, es war schon früher Abend, und wäre ich weiter südlich in einer Bibliothek gewesen hätte es bestimmt schon gedämmt, aber im Norden war es zu diesem Zeitpunkt noch hell. Es regnete in Strömen und ich fand den Wikipedia-Eintrag zu Walter Dejaco (Wikipedia 2023). Dieser Fall, der mich in den Sog lokaler Geschichten in Reutte zog, hat mich bis zum Projektende eigentlich gefesselt und gefordert. Er wird in der vorliegenden Arbeit an unterschiedlicher Stelle auftauchen. In ihm kristallisieren sich wichtige Momente für die Aufarbeitung von NS-Geschichte sowie die Geschichte der Aufarbeitung von NS-Geschichte. Durch diesen Fall wurde mir auch bewusst, wie sehr die Gesellschaft aus mir spricht, wie viel meine persönlichen Unsicherheiten, mein persönliches Zögern und Zurückweichen-Wollen mit „der Gesellschaft“ zu tun haben. All das konnte ich noch nicht wissen, damals in Trondheim, als ich noch keine konkrete Vorstellung von meinem Masterarbeitsprojekt hatte. Ich saß vor dem Wikipedia-Artikel und erfasste langsam die Tragweite dieses einen Falls mit Reutte-Bezug. Sie war groß, was mich antrieb, weiter zu recherchieren. Wenn ein einziger Fall schon so viele interessante Aspekte und Implikationen mit sich brachte, was gab es dann sonst noch zu finden in Reutte? Dieses Gefühl, dass da ein sehr dichtes, aufgeladenes Netz lokaler Geschichte über Reutte liegt, die meist unsichtbar, vergessen oder verschwiegen sind, hat sich als richtig herausgestellt. In den Monaten nach meiner ersten Begegnung mit dem Dejaco-Fall recherchierte ich intensiv und immer systematischer zu unterschiedlichen Themenkomplexen mit NS-Bezug. So begann meine Rückkehr nach Reutte, so begann eine Art sekundäres Kennenlernen dieses Ortes, von dem ich geglaubt hatte, ihn bereits mehr als genug zu kennen.

Zurück ins Heute, in den Juli 2024. Hinter mir liegt das Recherchieren, das Entwickeln und Durchführen einer erinnerungskulturellen Intervention namens *Die Gegenwart der Vergangenheit*. Hinter mir liegt auch die Produktion einer die Intervention begleitenden Broschüre (Walch 2024a). Hinter mir liegen das Suchen von Orten, das

Finden von Spuren und Leerstellen, das Betreten, Verstehen-Wollen und Verändern eines Feldes. Ich habe Bekanntschaften gemacht, Förderanträge geschrieben, Bewerbungsstrategien entwickelt, Verbündete gefunden, gelesen, geschrieben, geredet. All das waren Aspekte eines Unterfangens, das im Kern geführte Spaziergänge durch Reutte enthielt. Diese Spaziergänge führten zu insgesamt sieben Stationen, die auf unterschiedliche Weise mit der Zeit des Nationalsozialismus verknüpft sind. Die eigens für den Spaziergang konzipierte Broschüre wurde den Teilnehmer:innen jeweils am Ende der Führung ausgeteilt.

Seit dem Beginn war Teil des Projekts, eine reflexive Haltung zu entwickeln, die erlauben sollte, Erkenntnisse aus meinen Erfahrungen im Durchführen zu gewinnen, und besonders auch mein eigenes Tun und meine sozialen Positionen kritisch zu hinterfragen. Diese (auto-)reflexive Praxis schlug sich in schriftlichen, bildlichen und gesprochenen Memos, im Schreiben eines Tagebuchs, im Führen von Hintergrundgesprächen und nicht zuletzt im theoretischen Entwickeln eines Reflexivitätsbegriffs nieder, der ermöglicht, Fragen nach der Reproduktion und Stabilisierung von Herrschaft und Ordnung auch im intellektuellen Produzieren und Forschen selbst zu stellen. Die vorliegende Arbeit stellt den Versuch dar, die unterschiedlichen Ebenen der autoreflexiven Aufarbeitung des Projekts zu bündeln und miteinander in Beziehung zu setzen.

1.2 Struktur der Arbeit

Auf die Begründung meines Vorhabens und Forschungsinteresses folgt eine Beschreibung des Projekts *Die Gegenwart der Vergangenheit*. Der anschließende Teil schafft eine methodologische Rahmung des Vorhabens, aus der auch methodische Eckpfeiler für die reflexive Aufarbeitung abgeleitet werden. Zunächst gilt es, einen Reflexivitätsbegriff zu schärfen, der die Aufarbeitung der Intervention gewährleistet. Das wird v.a. in der Auseinandersetzung mit den Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie Heinz Steinerts erfolgen. Besonders seine Aktualisierungen der *Dialektik der Aufklärung* Adornos und Horkheimers (Steinert 2007a) und Ableitungen eines Forschungsprogramms aus diesem Werk (2017 (1988)) stehen dabei im Mittelpunkt der Überlegungen, aber auch psychoanalytische Konzepte und ihre Verwendung

innerhalb der Sozialwissenschaften (z.B. Devereux 2018) sollen beleuchtet und für die Analyse fruchtbar gemacht werden. Auf Basis dieses Kapitels sollen schließlich die methodologischen und methodischen Implikationen dargelegt werden, sowohl auf der Ebene der Interventionserstellung als auch auf der Ebene der Interventionsaufarbeitung: Von den Grundlagen einer reflexiven Praxis insbesondere in der intellektuellen Produktion nach Steinert bis hin zur Vorstellung der zentralen Methode dieser Arbeit, der Autoethnografie. Das Ziel ist, ersichtlich zu machen, wie die Heranziehung dieser Methode sich aus den zuvor dargelegten theoretischen und methodologischen Auseinandersetzungen ergibt.

Nach der methodologischen und methodischen Grundlegung soll für die Entwicklung der Intervention wichtiges sozialwissenschaftliches Kontextwissen aufgearbeitet werden. Das Projekt in Reutte versteht sich als eine topografische erinnerungskulturelle Intervention auf historiografischer Basis. Neben der geschichtswissenschaftlichen Recherche war daher das Erarbeiten eines Forschungsstands zu kritischen Arbeiten zu Erinnerungskultur und dem (politischen und gesellschaftlichen) Umgang mit der NS-Zeit notwendig. Im Anschluss daran stehen ortssoziologische und topografische Überlegungen, die für das Projekt wichtig sind. Weiters ist insbesondere für die Ebene der Entwicklung einer behutsamen Sprache sowohl für die Broschüre als auch für die Vorträge bei den Spaziergängen eine theoretische und methodologische Rahmung nötig. In einem nächsten Schritt sollen deshalb die Grundzüge des Geschichtsbegriffs und -verständnisses Walter Benjamins (insb. 2010, 2015a, 2015b) herausgearbeitet werden. Was es bedeutet, Geschichte(n) zu erzählen und welche Verfahren Benjamin dafür vorschlägt, wird im Mittelpunkt dieser Aufarbeitung stehen.

Die Auseinandersetzung mit Benjamin soll auch zeigen, wie die von ihm geforderte Montagearbeit für kritische Erinnerungskultur fruchtbar gemacht werden kann. Im Kern dieser Auseinandersetzung steht die Frage, wie Geschichte aus einem Heute, aus dem wir auf die Vergangenheit schauen, erzählt werden kann, und zwar unter Berücksichtigung von Fragen nach Herrschaft und Macht, die mit solchen Überlieferungsprozessen einhergehen. Im Anschluss daran sollen ortssoziologische Überlegungen integriert werden, v.a. unter dem Gesichtspunkt des Erzählens und Weitergebens lokaler Geschichte(n) und in der Verbindung mit den Überlegungen zu

einer kritischen Erinnerungskultur und einer historisch-materialistischen Montagearbeit.

Nach Darlegung des mehrschichtigen Kontextwissens, das für die Entwicklung der Intervention von Bedeutung war, erfolgt schließlich der empirische Teil der Arbeit: Die reflexive Aufarbeitung des Projekts. Die verschiedenen, ineinandergreifenden Elemente der Intervention werden als ein Ergebnis „intellektueller Produktion“ (Steinert 2007a) gegen den Strich gebürstet. Zentrales Produkt des Projekts ist die Broschüre, die begleitend zu den Spaziergängen entstanden ist. Sie steht am Beginn dieses Teils, ist Zeugnis des Versuchs, die sich aus theoretischem und methodologischem Wissen ergebenden Ansprüche in ein Format zu übersetzen, das Leser:innen zum Nachdenken über Geschichte und ihre lokalen Bezüge anstößt. Die Aufarbeitung widmet sich neben der Broschüre und den Spaziergängen aber auch anderen Erfahrungen und Beobachtungen, die ich in Reutte gemacht habe, z.B. Kommunikationen mit Akteur:innen und Reaktionen von Teilnehmer:innen der Spaziergänge oder Leser:innen der Broschüre. Erzeugnisse von wichtigen Akteur:innen des Feldes, die Einblick darüber geben, wie Geschichte im lokalen Kontext von Reutte erzählt wird und geschichtliche Narrative und somit Ordnungen produziert werden, sind ebenfalls Teil des Kontexts, in dem die Intervention stattgefunden hat und mit dem ich versucht habe, mich auseinanderzusetzen, und bedürfen einer analytischen Einordnung. Der empirische Teil ist besonders eng mit der Methode der Autoethnografie verknüpft. Nicht nur werden autoethnografische Texte miteinbezogen, die ich zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Projekthergangs produziert habe: Auch die in dieser Arbeit erfolgende Aufarbeitung selbst ist ein autoethnografisches Unterfangen. Ziel der Aufarbeitung ist die kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Tun in einem sozialen Feld, das einerseits dieses Tun geprägt hat, andererseits durch mein Intervenieren selbst geprägt und verändert wurde. Im Sinne Steinerts soll das Projekt als eine soziale Situation, eine Reihe sozialer Ereignisse analysiert werden (Falk und Steinert 1973).

1.3 Begründung des Forschungsinteresses

Die Idee der Masterarbeit, soziologische Reflexivität in der Arbeit an einer erinnerungskulturellen Intervention zu etablieren, und diese Reflexivität schließlich auf die abgeschlossene Intervention anzuwenden, kann als ein soziologisches Experiment¹ gesehen werden. Als solches verlässt es immer wieder bereits gelegte Pfade sozialwissenschaftlichen Arbeitens, mäandert zwischen unterschiedlichen Textsorten, Reflexions- und Anwendungsebenen wissenschaftlicher Erkenntnisse. Meine ursprüngliche Idee für die Masterarbeit war, mit der Intervention einen stimulierenden Trigger zu setzen, von dem ausgehend ich dann Interviews mit einigen der Teilnehmer:innen der Spaziergänge führen würde. In offenen Interviews wollte ich ihr Verhältnis zu Geschichte und Geschichtsvergegenwärtigung aufspüren. Doch das Vorbereiten und Entwickeln eines Formats der Wissensvermittlung erwies sich als herausfordernd und anspruchsvoll, als intellektuell, sozial und persönlich komplex. Ich arbeitete mehrere Wissenskontexte auf: Historische Arbeiten, Arbeiten zu kollektivem Erinnern und Gedenk- und Erinnerungskulturen, Arbeiten zum Erzählen von Geschichte und Geschichtsbegriffen, Arbeiten zu autoreflexivem Forschen, Arbeiten zu Orten und Topografie. Ich beobachtete mich dabei, wie ich mir aus diesem Aufarbeiten Prinzipien ableitete, nach denen ich die Intervention entwickeln wollte; wie ich systematisch vorging und wissenschaftliches Wissen, das ich mir angeeignet hatte, in die Sprache der Intervention übersetzte. Mir wurde, durch Praxis und Anwendung, bewusst, wie analyse- und kritikwürdig das Handeln innerhalb der Erstellung von erinnerungskulturellen Angeboten ist.

Wesentliche soziologische oder soziologisch informierte autoanalytische – und immer auch ortssensible – Arbeiten bildeten sich beispielsweise in Frankreich in einer post-bourdieuschen Tradition heraus – Eribon (z.B. 2016, 2017) , Louis (z.B. 2014, 2021), Ernaux (z.B. 1983). Trotzdem ihr Anliegen sich mit dem Fokus auf soziale

¹ Damit ist kein sozialwissenschaftliches Experiment im klassischen Sinn gemeint, sondern vielmehr eine methodologische Versuchsanordnung. Der experimentelle Charakter liegt im Bemühen, Reflexivität konsequent in allen Aspekten des Projekts zu etablieren und auszuformulieren. Verbunden damit ist die Frage, ob sich aus dem kontinuierlichen Reflektieren ein Mehrwert im Sinne soziologischen Erkenntnisgewinns ergibt.

Reproduktion von meinem unterscheidet, hat mir die Lektüre dieser Autor:innen etwas Wichtiges vor Augen geführt: Das Potential einer soziologischen Autoanalyse. Darüber hinaus beschäftigen sich Arbeiten zu Erinnerungskulturen, zu kollektiver und individueller Erinnerung meist von außen, aus einer Distanz mit Momenten der Erinnerungskultur, zeichnen nicht die internen Entstehungsprozesse erinnerungskultureller Interventionen aus Perspektive derer, die sie entwickelten und durchführten, nach (z.B. Assmann 2013; Kannonier-Finster und Ziegler 2016, 2019; Messerschmidt 2006, 2008, 2012). Was das Erzählen von Geschichte(n) betraf, so spürte ich meine Resonanz beim Lesen von Walter Benjamins Arbeiten und Fragmenten. Er geht oft situativ und vignettenhaft und meist mit großer Sensibilität für Orte und Topografie vor, schreibt in *Denkbildern*, immer wieder von sich selbst ausgehend, sprengt dabei Form- und Disziplinengrenzen. Über seine Haschisch-Versuche (ebd. 1972, 2015a, 2015b), über das Arbeiten an der Passagenarbeit (ebd. 2015a, 2015b), über seine Kindheit in Berlin (ebd. 2020), seine Reisen und seine Träume (ebd. 1994). Mich hat das intellektuell wie persönlich immer überzeugt, und so musste ich bald an Heinz Steinert denken, der immer wieder den großen Mehrwert einer Integration des Standpunkts der wissenschaftlich Arbeitenden selbst hervorstreicht (Falk und Steinert 1973; Steinert 1998b, 2007a). Für ihn ist Soziologie Reflexivität, und Reflexivität wiederum ist immanente Gesellschaftskritik. Wo diese Kritik ansetzen muss, ist dabei klar: Bei denen, die intellektuell produzieren selbst. Heinz Steinert schreibt nicht nur über die Aktualität des Begriffs der Gesellschaftskritik, wie er in der *Dialektik der Aufklärung* entwickelt wird. Er drängt diese Konzepte zur Anwendung, verbindet sie mit einem Nachdenken über Methodologie und Verfahren der Sozialwissenschaften. Auch wenn, oder gerade weil die Entwicklung der Intervention kein sozialwissenschaftliches Forschungsprojekt im klassischen Sinn ist, reizte es mich, seinen Reflexivitätsbegriff in Verbindung mit den anderen Wissensfeldern, die für die Erstellung von Broschüre und Spaziergängen relevant waren, zu verbinden. Mit einer solchen Verbindung hoffe ich, eine Lücke zu schließen und zu zeigen, dass es sich lohnt, das eigene wissenschaftliche, intellektuelle und interventionistische Handeln einer Analyse und Reflexion zu unterziehen; dass es nicht darum gehen kann, alles Emotionale, Intuitive aus wissenschaftlichen Prozessen auszusperren, sondern einen Umgang mit ihnen zu

finden (Devereux 2018); dass auch rationale, systematische Prozesse immer mit Fragen der Abwägung und Kompromissfindung verbunden sind, in denen oftmals nicht reflektierte blinde Flecken eine Rolle spielen können.

Als ich begonnen habe, musste ich aushalten, dass ich nicht genau wusste, wohin mich das Arbeiten an und für Reutte führen würde. So ist diese Arbeit auch ein Plädoyer für Offenheit, Kreativität und Spontaneität im Reagieren auf die Vorgänge und Aspekte, denen man im Laufe des Forschens, Nachdenkens und Produzierens begegnet.

2 Über das Projekt

Ich kam im August 2023 von meinem Auslandssemester in Norwegen zurück, und zwar nicht in meine Wohnung nach Wien, sondern – weil ich gar nicht mehr warten konnte mit dem Beginn meiner Recherchen vor Ort – direkt nach Reutte in Tirol. Dort blieb ich knappe zwei Wochen, stattete dem Bezirksmuseum *Grünes Haus* einen ersten Besuch ab, nahm an einer Privatführung durch die *Südtiroler Siedlung* teil, die mir der wissenschaftliche Leiter des Museums gab, und stellte dabei erste Fragen. Ich nahm nach dieser Führung meine erste Audio-Memo auf, wenn ich sie heute höre, kommt sie mir sehr euphorisch vor (Audio_1_23-08-24). Einerseits, weil mir der Museumsleiter sehr zugänglich erschien (dieser Eindruck sollte sich mit Fortschreiten des Projekthergangs verändern), andererseits, weil ich bereits einige interessante Einblicke in das Arbeiten und Selbstverständnis eines Repräsentanten des Museums bekam, das ich als wichtigen Akteur des Feldes, das ich da betrat, ansah. Dazu später mehr. In diesen zwei Wochen las ich alles, was ich zur Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Reutte finden konnte. Besonders sind da die Publikationen Richard Lipps zu nennen (Lipp 2004, 2004, 2010, 2013, 2016, 2018). Richard Lipp ist spätberufener, promovierter Historiker, er ist *der* Historiker des Außerferns (der Zweitname des Bezirks Reutte) und war mir schon vor Beginn meiner Recherchen ein Begriff. Er kommt in Zeitungsartikeln zu historischen Themen zu Wort (z.B. Gerrmann 2021; Mittermayr 2016), an ihn wenden sich Gemeinde, Privatpersonen, Bezirksmuseum, wenn sie historische Informationen brauchen.

Richard Lipp ist 1942 geboren und einer der wichtigsten Akteure im geschichtsinfrastrukturellen Feld Reuttes. Mir war von Anfang an klar, dass ich mich inhaltlich und persönlich mit Richard Lipp auseinandersetzen würde. Was es zu NS und Reutte an Publikationen gibt, stammt meist aus seiner Feder, und in seinen Texten schwingt sein eigener Zugang zu Geschichte und Geschichtsschreibung mit, die für mich, die ich mich mit den unterschiedlichen Verständnissen von Geschichte und Geschichtswissenschaften genauso auseinandersetzen wollte, wie mit den historischen Ereignissen und Bezügen, natürlich interessant. Gleichzeitig wurde ich durch das Vorbereiten und Durchführen der Intervention zu einer weiteren Akteur:in des Feldes, in dem Richard Lipp eine zentrale Position innehat. Ganz im Sinne Steinerts muss die Beziehung, die ich zu ihm aufgebaut habe und die Kommunikation zwischen uns deshalb Teil der Reflexion des Projekts sein. In diesen ersten zwei Wochen in Reutte nahm auch die Idee, sich mit der NS-Geschichte des Bezirks und vor allem des Bezirkshauptorts Reutte entlang von Orten auseinanderzusetzen mehr und mehr Gestalt an. Ich notierte mir von Anfang an Orte, die auf ganz unterschiedliche Weise NS-Bezüge aufweisen: Gebäude, Wege, Gedenktafeln, Gräber, Fabriken etc. Diese erste Recherchephase galt auch dem Aufbau eines grundsätzlichen historischen Verständnisses von Tirol und Reutte. Aber was und wo ist das eigentlich genau, *Reutte*?

Reutte, seit Mai 2024 eine Stadt, davor eine Marktgemeinde, ist der Hauptort eines Nordtiroler Bezirks mit dem klingenden Namen *Außerfern*. Die Region ist gebirgig, durchzogen von Seitentälern und dem Lech-Fluss, der im Fließen die eigenwilligen – in Reutte sogenannten – „Lechzöpfe“ in sein Flussbett zeichnet. Der Ort Reutte hat heute circa 7.000 Einwohner:innen, und schmiegt sich eng an die Nachbarorte. Wenn man vom Gipfel eines Bergs in den Talkessel des Bezirks blickt, scheint er eigentlich kaum von den anderen Gemeinden trennbar. In Reutte und Breitenwang, die geografisch zusammengewachsen sind, sich jedoch politisch und ökonomisch durchaus voneinander unterscheiden, gibt es – als die zentralen Orte der Region – viele Schulen: Volksschulen, Hauptschulen, eine Neue Mittelschule, ein Gymnasium, eine HLW, eine HAK, eine HaSch, einen HTL-Schulversuch. In Breitenwang steht außerdem einer der größten Arbeitgeber des Bezirks: Das *Metallwerk Plansee* (heute offiziell *Plansee Group*), ein weltweit tätiges

Unternehmen, das v.a. auf die Verarbeitung von Molybdän und Wolfram spezialisiert ist. Reutte und Breitenwang bilden gemeinsam mit den anschließenden Gemeinden des Talkessels den Knotenpunkt des Bezirks, die Metropole der dünn besiedelten Außerferner Region. Der ganze Bezirk, inklusive der weit zurückreichenden Seitentäler, fasst mit seinen 36 Gemeinden gerade einmal rund 34.000 Einwohner:innen.

Die Auswahl Reuttes für mein Projekt hatte in erster Linie den Grund, dass ich ortskundig bin und durch mein 18-jähriges Dort-Aufwachsen Menschen und lokale Begebenheiten kenne. Auch meine Familie – meine Eltern und mein Bruder – lebt noch dort, es gibt eine Verwobenheit und Netzwerke, auf die ich für das Projekt auf vielfältige Weise zurückgreifen konnte. Gleichzeitig ist das ganze Vorhaben aber von der These getragen, dass es eigentlich *überall* im ländlichen Österreich interessant wäre, sich mit NS-Bezügen auseinanderzusetzen. Anders als in Städten gibt es dort wenig erinnerungskulturelle Angebote, auch die rhetorische „Bei uns ist eh nichts passiert“-Figur ist mir im Zuge von Gesprächen mit Bewohner:innen oder ehemaligen Bewohner:innen immer wieder untergekommen². Dass sich die NS-Zeit auch in die ländlichen Regionen auf vielfältige Weise eingeschrieben hat, wird gerne vergessen oder ignoriert, teilweise sogar – wie ich es in Reutte feststellen konnte – aktiv in die Unsichtbarkeit gedrängt.

Die weiteren Monate des Jahres 2023 waren vor allem von einer gründlichen Literaturrecherche, sowie punktuell eigenen kleinen historischen Recherchen geprägt. Weiterhin bewegte ich mich topografisch, das heißt, dass ich bereits ein Format der Wissensvermittlung mitdachte: Geführte Ortsspaziergänge. Gleichzeitig machte ich mich daran, genauer zu verstehen, wie das Feld in Reutte, das ich betreten hatte und im Begriff war, mitzuverändern, beschaffen ist. Dazu kontaktierte ich das Bezirksmuseum *Grünes Haus* und Richard Lipp, und Ende 2023 fand dann ein erstes, mehr als zweistündiges Gespräch, das ich als Experteninterview aufzeichnete, mit Richard Lipp statt (Lipp1a, Lipp1b). Parallel zu meinen historischen Recherchen und den ersten strategischen Überlegungen und Kontaktaufnahmen,

² Darunter fielen auch die Fragen danach, ob ich für Reutte eh genügend Material und Ereignisse finden würde, um gleich einen ganzen Spaziergang zum Thema NS zu organisieren.

versuchte ich, zu verstehen, was Erinnerungskultur eigentlich ist und sein kann, welche Momente der Erinnerungskultur sich in Österreich bereits ereignet hatten und wie diese miteinander in Konstellation stehen. Mit diesem Wissen und einem kritischen Hinterfragen bereits etablierter Erinnerungskultur wollte ich meine eigene Intervention vorbereiten. Die Frage, wie dabei historisiert wird, wie Geschichte(n) erzählt und begreiflich gemacht wird/werden, spielte von Anfang an eine große Rolle. Schnell begann ich deshalb, Walter Benjamins Arbeiten, die sich mit dem Erzählen, Erforschen und Überliefern von Geschichte(n) auseinandersetzen, zu lesen. So formten sich nach und nach die Ansprüche, nach welchen ich meine eigene Intervention umsetzen wollte.

Auf organisatorischer Ebene galt es in den ersten Monaten, sich Gedanken über das konkrete Format der Intervention zu machen. Früh war klar, dass ich die Informationen nicht nur mündlich bei den Spaziergängen weitergeben, sondern in einem bleibenden Erzeugnis bündeln wollte, das eine Wissensvermittlung unabhängig von den geführten Spaziergängen ermöglichte. So schrieb ich Förderanträge, zunächst einen für das *Land Tirol*, das ihn aber ablehnte. Ich wandte mich daraufhin an die *Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg*, die mit Beginn 2024 zum Hauptfördergeber des Projekts wurde. Im Frühling des Jahres 2024 kam dann noch die *Österreichische Hochschüler:innenschaft an der Universität Wien* als zweiter Fördergeber hinzu. Durch diese finanzielle Gewissheit konnte ich das ganze Vorhaben auf eine professionellere Stufe heben: Ich formte ein Arbeitsbündnis. Die Gestalterin Juma Hauser war für die Entwicklung der grafischen Ebene im Projekt zuständig, allen voran in der Broschüre, die die Spaziergänge begleiten und vertiefende Informationen zu jedem Ort und seinen Bezügen enthalten sollte. Und schließlich, im Januar 2024, fragte ich vorsichtig meinen Freund Clemens Braun, dessen Fotos ich schon immer sehr bewundert hatte, ob er Interesse hätte, sich den Orten, die für meinen Spaziergang relevant sind, fotografisch anzunähern. Er sagte zu. Rückblickend war das Formen dieses Bündnisses ein wichtiger Meilenstein, ich hatte nun ein Team, in dem die Zusammenarbeit sehr gut funktionierte, und war nicht mehr allein, konnte mich regelmäßig mit Clemens und Juma besprechen und beraten.

Nach der Recherche und dem Festlegen der Route für den Spaziergang machte ich mich daran, die Texte für die Broschüre zu verfassen. Es war eine herausfordernde und schöne Arbeit, die ich versuchte, nach gewissen Gesichtspunkten zu erledigen. Zur Textarbeit gibt es an anderer Stelle dieser Arbeit eine analytische Auseinandersetzung, sie war eine zentrale Säule des Projekts. Die ersten Monate des Jahres 2024 waren außerdem geprägt vom Suchen und Finden von Unterstützer:innen. Besonders wichtig war der Austausch mit der nun pensionierten AHS-Geschichtelehrerin Sabina Beirer-Raffl. Ihr Wissen und ihr vieles, konstruktives Feedback wurden für das Projekt und vor allem für die Texte qualitätssichernd. Auch die Gespräche mit meinen Eltern sowie mit Christoph Reinprecht, dem Betreuer der Arbeit, waren unabdingbar. Nach Fertigstellung jedes Texts hatte ich Feedbackschleifen eingerichtet: Zuerst las Christoph Reinprecht den Text, ich arbeitete sein Feedback ein, schließlich schickte ich ihn an meine Eltern und Sabina Beirer-Raffl. Punktuell, bei den Texten, die mich besonders nervös machten (dazu später mehr), schickte ich sie noch an weitere Personen, die mit Reutte vertraut sind. Nach dem Einarbeiten des inhaltlichen Feedbacks landete der Text schließlich bei der Lektorin Iris Weissenböck, die ich dank der Förderung der *IKG* beauftragen hatte können.

Anfang März fuhren Clemens und ich dann gemeinsam nach Reutte, und wir verbrachten ein paar intensive Tage dort, in denen wir eine Art Roadtrip durch den Bezirk machten und die relevanten Orte ansteuerten, damit Clemens sich mit ihnen fotografisch auseinandersetzen konnte. Die Rolle der fotografischen Ebene für Projekt und Broschüre und wie Clemens auf die Orte zuging und die Motive fand, wird an anderer Stelle besprochen. Clemens und ich trafen uns außerdem an einem unserer Reutte-Abende mit Richard Lipp. Für mich war dieses Treffen wichtig, denn ich hatte viele Gedanken, viele Ideen, viele Kritikpunkte, und das starke Bedürfnis, diese im Dialog mit einer Person, die sich sozusagen intellektuell auf einer ähnlichen Wellenlänge bewegt, zu beleuchten. Clemens' Beobachtungen und Gedanken ermutigten mich einmal mehr, mich mit Walter Benjamin auseinanderzusetzen. Vor allem der erkenntnistheoretische Teil *N* des fragmentarisch gebliebenen *Passagenwerks* wurde zu einer wichtigen Grundlage, mit der ich die Gespräche mit

und Publikationen von Richard Lipp, aber auch mein eigenes Tun im Projekt, reflektieren konnte.

Ab Mitte April begann dann die Bewerbung der Spaziergänge, die Website (www.reuttespaziergang.wordpress.com, 2024) wurde auf sichtbar geschaltet, und ich schrieb Lokalmedien an. Mit diesem Schritt in die Öffentlichkeit ging die persönliche Exponierung einher, vor der ich mich gefürchtet hatte, und die Gegenstand vieler Tagebucheinträge wurde – bis zum Projektabschluss. Juma arbeitete parallel das grafische Konzept aus, die Texte wurden final redigiert, die Fotos endausgewählt. Ende Mai gingen die Broschüren in Druck, und mit 15. Juni stand der erste Spaziergang an. Bis zu diesem Datum waren alle drei angebotenen Spaziergänge (15., 22. und 29. Juni) ausgebucht (mit ca. 25-30 Personen pro Termin), die Warteliste wurde länger. Auch lokale Medien griffen die Spaziergänge auf. Dass das Interesse so groß sein würde, übertraf meine Erwartungen. Ich hatte mich lange auf eine Erzählung vom ländlichen Raum versteift, in der so gut wie niemand sich mit den Themen NS und NS-Nachwirkungen auseinandersetzen wollte. Wie sehr ich dieses Vorurteil in mir trug und aufrechterhielt, fiel mir vor allem dann auf, wenn ich meine große Überraschung ob der überwältigenden und interessierten Resonanz spürte. Die genaue Beschreibung der Hergänge der Spaziergänge, der Reaktionen von Teilnehmer:innen und Leser:innen etc. erfolgt an anderer Stelle dieser Arbeit.

Mit Ende Juni war das erinnerungskulturelle Projekt *Die Gegenwart der Vergangenheit* abgeschlossen. Seit Beginn hatte ich meine Eindrücke, erste Analysen und Gedanken in Audioaufnahmen, Memos oder Tagebucheinträgen festgehalten. Meine Auseinandersetzung mit den Werken Benjamins und Steinerts bereicherten diese Einträge teilweise. Höchste Zeit also, den Reflexivitätsbegriff in diese Arbeit einzuführen.

3 Methodologischer Hintergrund und Methode

3.1 Reflexivität und die Praxis einer reflexiven empirischen Soziologie

„Es gibt die Kritik der Herrschaft und die Reflexivität, die den Gebildeten von dieser Kritik nicht als Besserwisser ausnehmen will, sondern den Konflikt, den er austrägt, zu ihrem Gegenstand macht.“ (Steinert 2007a, 40)

Reflexivität als Arbeitshaltung und Methodologie

Der deutsch-jüdische Philosoph Walter Benjamin fordert von einer historisch-materialistischen Geschichtswissenschaft, die Geschichte und unser Verhältnis zu ihr „gegen den Strich zu bürsten“ (Benjamin 2010, 97), also herrschafts- und ideologiekritisch im Erzählen und Erforschen der Vergangenheit zu sein, auch mit uns selbst. In der vorliegenden Arbeit wird es auch darum gehen, den Weg der Erstellung einer Broschüre und einer Intervention nachzuzeichnen und zu zeigen, inwiefern ich Benjamins und andere sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zu Erzählen von und Umgang mit Geschichte(n) berücksichtigt habe und wie ich diese Ansprüche versucht habe einzulösen und in die Sprache einer Intervention zu „übersetzen“.

Aber gleichzeitig will ich versuchen, das, was Benjamin für die Geschichtserzählung fordert, auf die abgeschlossene Intervention an sich anzuwenden: Sie gegen den Strich bürsten, also reflexiv aufarbeiten. Ich gehe nämlich – auch Benjamin folgend – davon aus, dass die Produkte, die die Arbeit an der Intervention hervorgebracht hat, selbst historisier- und reflektierbar sind, also Leben und somit Geschichte haben (Weidner 2022). Reflexivität wird dabei als eine Arbeitshaltung verstanden, deren Einnehmen durch die Anwendung bestimmter Forschungsmethoden begünstigt wird: Dazu zählen auch ethnografische Verfahren (Reinprecht 2022), in meinem Fall kommt der Autoethnografie eine zentrale Rolle zu. Der Begriff der Reflexivität steht für mich am Anfang des methodologischen Nachdenkens. Die Schärfung des Begriffs soll in der Auseinandersetzung mit den Arbeiten zu soziologischer Reflexivität Heinz Steinerts (Falk und Steinert 1973; Steinert 1998, 1999, 2007a, 2007b) passieren. Mit seinem Reflexivitätsverständnis will ich mich meiner eigenen Arbeit nähern und diese

kritisch - also sensibel für das Reproduzieren von Herrschaft und Ideologien - lesen und analysieren. Ich bin als Erstellerin der Intervention Teil der Gesellschaft³ und nicht unabhängig von ihr. Die Intervention soll nicht in ihrer „Wirkung“ auf ihr Publikum erforscht werden, sondern die für die Intervention erstellten Inhalte und Formate an sich sind der Gegenstand des Interesses: Was wird darin reproduziert? Was wird aufgebrochen? Was ist – im Sinne einer historisch-materialistischen Geschichtsschreibung – gelungen, was ist problematisch? Ich bin als Urheberin nicht frei von problematischen, also herrschaftsstabilisierenden und -konservierenden Denk- und Interpretationsmustern. In mir hat das Herrschaftsverhältnis Gesellschaft sich eingeschrieben und ich spreche aus einer spezifischen Position heraus, bin – gerade im Produzieren der Intervention und im Schreiben meiner Masterarbeit – Teil dessen, was Steinert als „gebildete Klassen“ bezeichnet. Das Üben von Kritik an sich bedeutet für Steinert „Reflexivität“, also

„dass man den gesellschaftlichen Konflikt identifiziert, in dem man sich auch selbst in Bezug auf den kritisierten Sachverhalt befindet – und zwar nicht als Person, sondern als Vertreter einer bestimmten gesellschaftlichen Position. Ideologiekritik schließt als Reflexivität die gebildeten Klassen und ihre Interessen mit ein“ (Steinert 2007a, 37f, Hervorhebung NW)⁴.

Die herrschaftsstabilisierenden Elemente in meinem eigenen Tun aufzuspüren, soll einerseits ein Licht auf die Herausforderungen werfen, vor denen Vermittlung von sozialwissenschaftlichem und geschichtlichem Wissen immer steht. Andererseits soll diese reflexive Aufarbeitung zeigen, dass eine solche Praxis lohnend und wichtig ist, egal in welchem Bereich der Sozialwissenschaften man tätig ist. Benjamin und

³ Gesellschaft wird bei Steinert – der *Dialektik der Aufklärung* folgend – als Herrschaftsverhältnis verstanden. „Die Frage ist nur, wie sich diese Herrschaft organisiert und ob die Beherrschten eine Chance auf Befreiung haben.“ (Steinert 2007a, 217)

⁴ In diesem Zitat findet sich schon ein erster Hinweis auf das Verhältnis zwischen Introspektion, die ja am autoethnografischen Vorgehen beteiligt ist, und einer soziologischen autoreflexiven Vorgehensweise, die sich der Autoethnografie als wichtiger Methode bedient: Das Innenleben wird unter dem Gesichtspunkt seiner soziologischen Bedeutung betrachtet, die Person, deren Innenleben zum Gegenstand gemacht wird, wird als Vertreter:in einer gesellschaftlichen Position und somit als Akteur:in in einem Herrschaftsverhältnis verstanden.

Steinert sehe ich unter dem Gesichtspunkt meines Programms für die Masterarbeit als durchaus verwandt in ihrem Denken: Diese Verwandtschaft drückt sich zunächst in ihrem Bestreben danach aus, in der theoretischen Auseinandersetzung mit Herrschaft und Ideologie auch den Schritt in ein Nachdenken über Methodologie und Verfahren der Wissensgenerierung sowie -rezeption zu wagen⁵. Schließlich aber drückt sie sich in ihrem Streben danach aus, was Steinert *Befreiungswissen* nennt: Anspruch der Soziologie und kritischen Analyse von Gesellschaft ist es, Momente mit emanzipatorischem (in Benjamins Worten: erlösendem) Potential zu schaffen. Wie Befreiung und Kritik gedacht werden, ist immer auch eine Frage mit historischem Gehalt: Anders als noch zu Zeiten von Benjamins Schaffen, leben wir heute „nach der versäumten Befreiung und nach der Menschheitskatastrophe“ (Steinert 1999, 70). Deshalb, so Steinert, habe „[b]efreiungstheoretisches Denken heute [...] keine Referenz außerhalb mehr. Das Subjekt der Befreiung, über das theoretisiert wird, sind die, die nachdenken selbst“ (ebd.)⁶. Will man Befreiungswissen erlangen, wird Reflexivität also unausweichlich.

Soziologie und Reflexivität

Heinz Steinert (1942-2011) war ein auch in Österreich tätiger Soziologe, dessen Werk von einem hohen Grad an Reflexivität geprägt ist. Seine Arbeiten entstanden in der intensiven Auseinandersetzung mit der *Kritischen Theorie* v.a. Adornos und Horkheimers. Aus dieser Auseinandersetzung entsteht die grundsätzlich ordnungs- und gesellschaftskritische Haltung, die von Reflexivität lebt, ja, als solche verstanden werden kann. Gesellschaftskritik (oftmals durch empirische Forschung) versteht Steinert als immanent, sie erfolgt also nicht unter Anwendung eines Maßstabs von

⁵ Siehe Benjamins Ziel einer historisch-materialistischen Montagearbeit (Benjamin 2015a), Heinz Steinerts Entwickeln eines Forschungsprogramms aus der *Dialektik der Aufklärung* sowie sein salopp daherkommendes, aber überhaupt nicht triviales „Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen“ (Steinert 1998a).

⁶ Benjamin und Steinert unterscheiden sich nicht so sehr im Anspruch, immanente Kritik zu üben – dieser wurde auch schon von Benjamin eingelöst. Das *Subjekt* der Befreiung ist – historisch bedingt – ein anderes.

außen, braucht keine „ausgepinselte Utopie, sondern ‚nur‘ Ideologiekritik und dialektisches Denken – Reflexivität“ (Steinert 2007a)⁷.

Weiters beruft Steinert sich in seiner Arbeit auf einen Interaktionismus, der weniger sozialpsychologisch ausgerichtet ist, als vielmehr einem Grundverständnis folgt, das „Gesellschaft als Prozess und ‚gemacht‘ festlegt“ (Falk und Steinert 1973, 14). Dieses Grundverständnis hat zur Folge, dass Steinert vor reifizierenden Tendenzen innerhalb der soziologischen Forschungszugänge und Theoriebildungen warnt (bspw. wenn Gruppen, Individuen, aber auch Normen als statische Kategorien behandelt und als feste „Dinge“ genommen werden): Vielmehr geht es ihm um die soziologische Auseinandersetzung mit sozialen *Situationen*, ihr Entstehen und die Prozesse, die in ihnen Ablaufen bilden den Kern seines Interesses (Falk und Steinert 1973; Steinert 1999).

⁷ Steinerts Reflexivitätsbegriff entsteht in enger Auseinandersetzung mit der Frage, was Kritik leisten muss. Kritik, wie sie Steinert – auch in Anlehnung an Adorno und Benjamin – denkt, sei „am besten mit ‚Reflexivität‘ zu übersetzen“ (17), schreibt er in seiner Arbeit über die *Dialektik der Aufklärung* (Steinert 2007a). „Kritik heißt nicht, dass mir etwas am Zustand der Gesellschaft nicht passt oder dass dieser im Namen einer bestimmten Moral oder normativen Theorie der Gerechtigkeit zu verurteilen sei, dass man über einen positiven Maßstab, eine Utopie des Richtigen verfüge, an denen die gegebenen Verhältnisse gewogen und zu leicht befunden würden“ (ebd. 17). Und weiter stellt er fest: „Kritik rekonstruiert (seit Kant) die Bedingungen, die selbstverständlichen Voraussetzungen (Kategorien) des Erkennens von Welt und Gesellschaft – dazu braucht man keinen Maßstab, sondern Reflexivität. Kritik ist (seit Hegel) das Selbstverständnis, das eine Gesellschaft durch ihre Intellektuellen von sich gewinnt, die ihre Erkenntnis der Möglichkeiten von Freiheit als Selbstbewusstsein, das sich historisch entfaltet, artikulieren. Kritik ist (seit Marx) die Analyse des notwendig falschen Bewusstseins von Gesellschaft, das die herrschende Klasse und ihre Intellektuellen produzieren und verbreiten, im Licht der Erfahrungen, die die Arbeiterklasse in Auseinandersetzung mit Natur (durch Arbeit) und Herrschaft (durch Verelendung und im Widerstand dagegen) macht. Auch dazu braucht man keinen Maßstab, sondern Reflexivität. Kritik ist (seit Adorno) zusätzlich besonders die Analyse der bürgerlichen Errungenschaften (etwa Individuum, Demokratie, Autonomie) im Widerspruch zu ihrer Unrealisierbarkeit in einer kapitalistischen Klassenherrschaft. *Das alles geschieht mit einem herrschaftlich konstituierten Denken und dadurch verzerrten Begriffen, Normen und Selbstverständlichkeiten, die im Vorgang der reflexiven Anwendung, Analyse, Korrektur, Neukonzeption durch Erfahrung und theoretische Arbeit modifiziert, aufgebrochen, realitätstüchtiger, der Sache angemessener gemacht werden.*“ (ebd. 18, Hervorhebung NW)

Seinen Reflexivitätsbegriff, v.a. für Situationen der Forschung und Wissensproduktion und -vermittlung, schärfte Steinert auch unter Einbindung psychoanalytischer Konzepte. Diese Konzepte sollten eben nicht einfach Mechanismen und Phänomene in der zu erforschenden Gesellschaft zu erklären helfen (wie es bspw. in den empirischen Untersuchungen zu Autoritarismus rund um Adorno und Horkheimer (Adorno et al. 1982) passierte), sondern gerade auch die Forschenden selbst in den Blick nehmen. Dabei, so muss man mit Bourdieu und Wacquant ergänzen, ist „nicht das individuelle Unbewusste des Wissenschaftlers“ relevant, sondern „das wissenschaftstheoretische Unbewusste der Disziplin muss zutage gefördert werden“ (Bourdieu und Wacquant 1996, 70) – autoethnografisch gesprochen ist also eine unbedingte Verbindung von *Auto* und *Ethno* notwendig (dazu später mehr). Die Einbindung von Konzepten aus der Psychoanalyse ermöglicht die Erwartungen, Projektionen und andere im Unterbewussten ablaufende Prozesse bei den Forschenden und in der Beziehung zwischen Forschenden und ihren Gegenständen zu fassen und zum Thema zu machen. So können Forschungssituationen an sich Gegenstand der Analyse und die Spuren von Herrschaftsverhältnissen und Normen, die in ihnen reproduziert sind, sichtbar werden. Das ist deshalb wichtig, weil die spezifische Ausgestaltung einer Forschungs-, Interview- oder Vermittlungssituation einen erheblichen Einfluss auf die durch sie erlangten Daten und Ergebnisse hat. Ziel für die Forschenden muss es demnach sein, die eigenen ordnungs- und herrschaftsstabilisierenden Denkmuster und die gesellschaftlichen Normen, die auch auf sie einwirken, „zu reflektieren, anstatt sie auszuleben. Erst dadurch kommt es zu einer brauchbaren Theorie. Alles andere verfehlt den Gegenstand“ (Falk und Steinert 1973, 16). Das bedeutet auch, dass angestrebte „Objektivität“ in den Sozialwissenschaften (wie sie mir auch im Zuge des Projekts in der Kommunikation mit anderen Akteur:innen öfter begegnet ist), keine zentrale Kategorie für die Forschung, sofern sie reflexiv betrieben wird, sein kann: Vielmehr geht es darum, die Subjektivität der Forschenden systematisch in den wissenschaftlichen Prozess zu integrieren – eben auch unter Zuhilfenahme psychoanalytischer Konzepte und Verfahren. Auch der Ethnopsychanalytiker Georges Devereux plädiert in seinem Werk *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* (2018) für die Integration von Affekten und anderen im Unbewussten verorteten Aspekten des Menschlichen

der Forschenden in die gesellschafts- und verhaltensanalytische Arbeit. Er schreibt, dass

„[w]eder der Psychoanalytiker noch irgendein anderer Verhaltenswissenschaftler [...], ob ihm das nun gefällt oder nicht, die Tatsache übergehen [kann], daß sein Hauptwerkzeug und wichtigstes ‚Sinnesorgan‘ sein Unbewußtes ist, das auch das Reich der Affekte einschließt“ (Devereux 2018, 190).

Weiters attestiert er den Verhaltenswissenschaften, dass ihre Methoden oftmals genau dazu dienen, den so wichtigen Dialog der Forschenden mit dem eigenen Unbewußten zu kappen, um die „angsterregende Reichweite [ihrer] affektiven Kommunikation mit [ihren] Objekten“ (Devereux 2018, 191) abzuwehren. Objektivität in den Sozialwissenschaften erreichen zu wollen, ohne sich mit den eigenen Anteilen am Hergang der Forschungssituationen gründlich auseinanderzusetzen, macht die Wissenschaft, so Devereux, zur Bediensteten einer Gesellschaft, in der – um es mit Steinerts Worten zu sagen – Ordnung und Herrschaftsverhältnisse unhinterfragt bestehen können.

„Die Zeit ist reif für die Erkenntnis, daß eine Gesellschaft und eine Kultur, die mit der Spontaneität lebender Wesen nur fertig werden, indem sie sie brutal beschneiden, so selbstzerstörerisch sind wie eine Wissenschaft, die Objektivität in Bezug auf den Menschen zu erreichen sucht, indem sie ihn entpersönlicht.“ (Devereux 2018, 191)

Als soziologisch Forschende bzw. soziologische Erkenntnisse Anwendende und Vermittelnde stehen wir nicht außerhalb der Gesellschaft und herrschaftsstabilisierender Muster. Das zeigt Walter Benjamin in seinen Thesen über den Begriff der Geschichte, bspw. wenn er zur Vorsicht vor homogenisierenden Geschichtserzählungen (die sogleich oft Gesellschaftserklärungen werden) mahnt und – auch in Bezug auf geschichtliche Überlieferungsprozesse – schreibt: „Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein“ (Benjamin 2010, 97). Die Suche nach den problematischen Denk- und Verhaltensmustern muss sich dabei, so Steinert, an das vermeintlich Selbstverständliche richten, auch in der Reflexivität gegenüber den eigenen

Handlungen als Forscher:innen. Interessant für die Analyse werden also all die Situationen, in denen Ordnung hergestellt und reproduziert wird, verdächtig sind Regelmäßigkeiten und störungsfreie Abläufe: Sie sind Ausdruck von Herrschaftsverhältnissen, die es offenzulegen gilt. „Damit“, so Steinert, „findet man sich als Sozialwissenschaftler auf der Seite der Verlierer, der Abweichler, der Außenseiter, der Ausgeschlossenen, der strukturellen wie der historischen. Die herrschenden Ordnungen und ihre Selbstverständlichkeiten sorgen für sich selbst. Wir sind für den Widerspruch zuständig“ (ebd. 1999, 70). Benjamin würde sagen: Wir müssen uns den Rändern, dem Abfall der Geschichte und ihren Verlierer:innen zuwenden, anstatt „Kultur“ zu mystifizieren und zu homogenisieren (Benjamin 2010, 2015a, 2015b).

Selbstverständlichkeiten und Prozesse von Ordnungsherstellung und Glättung finden sich in meiner eigenen Arbeit einerseits darin, wie ich an die Entwicklung von Broschüre und Intervention herangegangen bin, was ich dabei ins Zentrum gerückt habe, was ich im Dunklen ließ. Andererseits finden sie sich in der konkreten Textierung, in der Ausgestaltung von Broschüre und Spaziergängen selbst. In Steinerts Worten klingt eine solche Aufforderung zur Suche nach den Selbstverständlichkeiten als Voraussetzung zur Produktion von Befreiungswissen wie folgt:

„Sie [die Sozialwissenschaft, NW] hat damit die Aufgabe, Herrschaft zu stören. Sie darf sich an Normen der Höflichkeit, der harmlosen Konfliktfreiheit von Interaktionen, der Wohlanständigkeit und des Respekts ‚vor den hohen Obrigkeiten und dem Herren Bürgermeister‘ (Heine, Verheißung, Zeitgedichte, in: Neue Gedichte, 1844) nicht gebunden fühlen. Aber es geht über diese einfachen antiautoritären Tugenden – die hilfreich und gute erste Ansätze sind – hinaus: Herrschaft hat sich in unseren Begriffen und Denkgewohnheiten eingenistet.“ (Steinert 2007b, 388)

Dieses Zitat scheint auf fast unheimliche Weise zu mir als Erstellerin der Intervention in einem qua Einwohner:innen überschaubaren lokalen Kontext mit auch schwierigen, kontroversen Inhalten zu sprechen. Es gab eine Vielzahl von Momenten, in denen ich zurückweichen wollte, aus Höflichkeit, aus einem Schonen-Wollen heraus, oder weil mir buchstäbliche „Obrigkeiten“ davon abgeraten haben, gewisse Vorgänge zum Thema zu machen. Erst die Reflexion solcher Handlungen v.a. im

Gegenüberstellen meines Verhaltens mit der kritischen Literatur zu Erzählen von Geschichte und Erinnerungskulturen und ihren Verfehlungen ließen mich die meinem Verhalten und Denken innewohnenden Problematiken aufspüren und gegen diese arbeiten. Selbstkritische Reflexionsprozesse (die sich oftmals im Verfassen autoethnografischer Texte und Tagebucheinträge niederschlugen) waren also von Anfang an wichtige Komponenten der Arbeit an Broschüre und Spaziergängen.

In einem solchen Forschungsprogramm zur Erzielung von Befreiungswissen, welches wiederum auf gesellschaftliche Veränderung und Ermächtigung ausgerichtet ist, wird die Frage danach, was Soziologie ist, sein und leisten kann, neu gestellt und beantwortet: Christoph Reinprecht schreibt in einem Text über Steinerts Reflexivität, dass „[d]er Gegenstand der Soziologie [...] für Steinert weder die Gesellschaft noch das Soziale oder eine vergleichbar griffige Kategorie“ sei. Und weiter: „Der Gegenstand der Soziologie ist *Reflexivität*“ (Reinprecht 2022, 236). Steinert selbst attestiert sowohl individuums- wie gruppenbezogenen Soziologien eine Verdinglichungstendenz, die dafür sorgt, dass weniger in Prozessen und Interaktionen als vielmehr statisch und in Entitäten, die die „Analyse“ künstlich erzeugt (Gruppe, Organisation, Konsument:in etc.) gedacht wird. Dem entgegen setzt er den Ansatz einer stärkeren Fokussierung der Kategorie der sozialen *Situation* in der sozialwissenschaftlichen Analyse (Falk und Steinert 1973; Steinert 1999). Diese setzt voraus, dass eine Reflexion der Rolle der analysierenden, forschenden Person stattfindet, die immer Teil einer solchen Situation ist, ja, diese meist (mit-)herstellt. Reflexivität und ein Augenmerk auf soziale Situationen und Interaktionen sind für meine Arbeit der Aufarbeitung der Intervention wichtige Ankerpunkte: Mit der Arbeit an Broschüre und Spaziergängen habe ich eine Situation geschaffen, die es reflexiv zu analysieren gilt. Auf besonders eindringliche Weise kann ich deshalb mit den Ausführungen Steinerts etwas anfangen. Dem sei aber noch hinzugefügt, dass die „klassischeren“ empirischen Forschungen (Fragebogenerhebungen, empirische Analysen, die sich auf Material, das durch Interviews gewonnen wurde, stützen etc.) ebenfalls als eine Reihe von Situationen verstanden werden können, denen auch die Forschenden angehören und die es in die Analysen miteinzubeziehen gälte.

Ein besonders wichtiges psychoanalytisches Konzept, das es für die Erlangung der Autoreflexivität im sozialwissenschaftlichen Arbeitsprozess zu integrieren gilt, ist für

Steinert das der Gegenübertragung (Reinprecht 2022). Der bereits zitierte Devereux „postulierte“, so Karl Fallend (2008), diese sogar „als *die* Erkenntnisquelle der Sozialwissenschaften“ (ebd. 64). Die Gegenübertragung in sozialwissenschaftlichen Situationen mitzudenken bedeutet Konsequenzen für die in ihnen angewandten Methoden. Gegenstand der Erhebung und Auswertung werden dabei „die im Forschungsprozess evozierten Empfindungen, Erwartungen, Handlungsimpulse [der Forschenden selbst, NW] als Quelle und Instrument sozialwissenschaftlicher Erkenntnis“ (Reinprecht 2022, 242). Die Berücksichtigung des Konzepts der Gegenübertragung setzt voraus, Forschung als etwas zu denken, das aus einer Reihe analysierbarer Situationen besteht. Das gilt nicht nur für den dafür prädestiniert erscheinenden Fall klassischer soziologischer Interviews, in welchen es lohnend ist, die aufkommenden Erwartungen, Projektionen und Impulse der Interviewenden – ähnlich den Analytiker:innen in der Psychoanalyse – von Beginn an systematisch in die Analyse mitzunehmen: Auch für andere soziale Situationen, in denen soziologisch Denkende und Forschende sich wiederfinden und die es aufzuarbeiten gilt, spielt die Gegenübertragung eine Rolle. Ich würde sogar so weit gehen, zu konstatieren, dass ein Projekt wie die Masterarbeit in seiner Gesamtheit als eine lange anhaltende, soziale Situation gesehen werden kann, in der es zu komplexen Prozessen kommt, die immer auch sehr viel mit den sozialen Prädispositionen und Erwartungen der Forschenden selbst zu tun haben. Die Reaktionen und das Verhalten der Forschenden werden also selbst zu wichtigen Daten.

„Genau aus diesen Daten, nämlich seiner eigenen Reaktion, ist er [der:die Forschende, NW] imstande zu verstehen ‚was gespielt wird‘. Ist er zu dieser Reflexion nicht fähig, ‚spielt er mit‘ und übersieht den ablaufenden sozialen Prozeß.“ (Falk und Steinert 1973, 16)

Für meine spezifische Situation bedeutet das, dass der Autoethnografie eine ganz besondere Rolle zukommt. Steinert schreibt, dass es uns als Soziolog:innen darum gehen muss, „Situationen der Nachdenklichkeit als Voraussetzung für Reflexivität zu organisieren“ (Steinert 1999, 70). Das, denke ich, kann auch die Autoethnografie leisten. Diese kann dem „reflexiven Denken“ als Basis jeder Kritik eine Form geben und Erkenntnisse zutage fördern, die an den Kern reflexiver Fragestellungen rühren und mir helfen, in meinem eigenen Tun während des Erarbeitens und Durchführens

der Intervention Problematiken und die Einflüsse von gesellschaftlichen Normen und hegemonialen Narrativen zu identifizieren⁸:

„At its core, autoethnography embraces how personal experience is infused with cultural norms and expectations, and autoethnographers engage in rigorous self-reflection—often referred to as ‚reflexivity‘—in order to identify and interrogate the intersections between self and social life.“ (Adams, Jones, und Ellis 2022, 3)

Der folgende Teil der Arbeit widmet sich demnach der Autoethnografie und ihrer Verwendung innerhalb meiner Masterarbeit.

3.2 Autoethnografie

Warum Autoethnografie?

Ein Entstehungsmoment der Autoethnografie, die wirklich von den Forschenden ausgeht, also diese ins Zentrum rückt, lässt sich mit dem Beginn der Zusammenarbeit der Soziologin Carolyn Ellis und des Linguisten Arthur Bochner markieren. Ohne einen Entstehungsmythos heraufbeschwören zu wollen, kann doch gesagt werden, dass sie es waren, die den Begriff Autoethnografie in den 1990ern erstmals mit dem befüllten, was wir in der qualitativen Sozialforschung auch heute noch darunter verstehen: Das Produzieren von Text, der das Innenleben der Forschenden in den Mittelpunkt rückt und so zur sozialwissenschaftlichen Erkenntnisquelle wird. An dieser Stelle kann die Frage nach dem Verhältnis der

⁸ Vor allem, wenn man sich ins Bewusstsein ruft, wie Steinert Kritik im Sinne der Kritischen Theorie versteht: Als Kritik an den Intellektuellen und denen, die Wissen produzieren selbst. Auch sie unterwerfen sich unter das, was Adorno und Horkheimer als „Kulturindustrie“, die auch die (instrumentelle) Vernunft in ihren Dienst gestellt hat, kritisch und dialektisch analysieren: „Wenn Kritische Theorie Anforderungen stellt, dann an die Intellektuellen: Sie könnten genauer, rücksichtsloser gegen sich selbst, weniger schlampig sein. Sie müssen das allerdings ganz allein tun und ohne sich auf Herrschaft oder Gegenmacht stützen zu können, in hart erarbeiteter Analyse von Herrschaft, wo und in welcher Form immer sie auftritt. Sie könnten reflexiv denken und diese Reflexivität auch auf die Errungenschaften der Aufklärung anwenden.“ (Steinert 2007a, 20)

Introspektion und ihrer textlichen Erzeugnisse zur Autoethnografie innerhalb meiner Arbeit gestellt werden. An meiner reflexiven Praxis war das Produzieren introspektiver Texte jedenfalls beteiligt, diese allein sind aber in ihrer Fokussierung auf mein Innenleben noch nicht aus der binären Logik von Innen/Außen herausgelöst. Autoethnografische Verfahren, die ermöglichen, Reflexivität zu etablieren, gehen einen Schritt weiter, indem das schreibende Subjekt als Repräsentant:in einer „gesellschaftlichen Position“ (Steinert 2007a, 37f) verstanden wird. Sie haben so das Potential, sich von einer Wissenschaftsauffassung zu lösen, die einer binären Logik (Innen/Außen, emotional/rational, subjektiv/objektiv, Forscher:in/Gegenstand etc.) verhaftet ist. Die Autoethnografie als Forschungsmethode verzichtet somit auf die Abtrennung der emotionalen, psychosozialen und relationalen Aspekte vom wissenschaftlichen Prozess (Kosel 2023). Die autoethnografisch produzierten Texte haben in der Lehre Bochners und Ellis' unterschiedliche Schwerpunkte, Zwecke und Formen, können aber grob unter dem Überbegriff der „evokativen Autoethnografie“ zusammengefasst werden (Bochner und Ellis 2016). Diese grenzte sich zunächst einmal von der bald darauf entwickelten – und zu Unrecht oft als Konkurrentin oder Gegenspielerin stilisierten – „analytischen Autoethnografie“ (z.B. vertreten durch Anderson 2006) ab. Mittlerweile herrscht innerhalb der methodologischen Diskussionen tendenziell ein Verständnis dieser beiden Ausprägungen als die jeweiligen Enden eines Spektrums, auf dem sich unterschiedliche Arten von Text und Erkenntnisinteressen verorten (Kosel 2023). Für meine eigene Forschung lässt sich an dieser Stelle anmerken, dass ich sowohl evokative Texte als auch Texte produziert habe, die bereits analytischen Charakter haben und oftmals schon Distanzierungsversuche sind, beispielsweise wenn ich über meine eigenen Erfahrungen schreibe, diese aber mit theoretischen Konzepten kopple oder beschreibe. Des weiteren gibt es in meinen Datensammlungen Textsorten, die einfach im Tun, also nicht bewusst als autoethnografische Texte, entstanden sind – Nachrichten, Exzerpte, Broschürentextversuche und -versionen, Förderanträge. Auch diese geben Aufschluss über dieses Tun und meine Position im Feld und sind Artefakte, die ich im weiteren Sinne als autoethnografische Daten verstehe, bzw. autoethnografisch auswerten will, d.h. als Grundlage für autoethnografisches

Schreiben hier in dieser Arbeit brauche. Relevant sind für autoethnografisch Forschende nämlich

„[...] meaningful artifacts (e.g. diaries, photographs, videos, objects), formative and often challenging life experiences, and sometimes interviews with others to reflect on, record, and report our experiences living through time, space, and circumstance“ (Adams u. a. 2022, 3).

Ich entwickelte eine erinnerungskulturelle Intervention für einen 7000-Einwohner:innen-Ort in Tirol, in dem ich aufgewachsen bin und führte diese dort durch. Dabei habe ich soziologisches und historisches Wissen übersetzt und versucht, es in eine Form zu bringen, die auch nicht-qualifiziertem Publikum dieses Wissen und davon ausgehende soziologische Fragestellungen näherbringen soll. Im Zuge dessen liefen viele Prozesse ab, ständig waren Entscheidungen zu treffen. Diese sind gebunden daran, wer ich bin, welche Denkmuster und Normen sich in mir eingenistet haben, wie ich mich auf die Welt beziehe, welche Verhältnisse ich zu dem Ort der Intervention, zu den Menschen in ihm, zur Geschichte Österreichs usw. habe. All diese und noch viele weitere Faktoren prägten den Hergang des Projekts, die Ausgestaltung des finalen Ergebnisses. Nicht nur trat ich in ein Feld ein, sondern ich veränderte dieses und umgekehrt veränderte dieses mich, ließ mich reagieren und formte die Entscheidungen, die ich traf und die sich wiederum auf das Feld auswirkten. Diese Wechselwirkungen interessieren mich. Von ihrer Beleuchtung verspreche ich mir Aufschlüsse über die Prozesse, die der Auseinandersetzung mit soziologischem Wissen, mit der Geschichte, mit gesellschaftlich mitunter kontroversen Themen und mit dem Transfer von Wissen zugrunde liegen. Solche Prozesse und Wechselwirkungen spielen sich in der Forschung immer ab: Egal, ob ich einen Fragebogen erstelle und Phänomene operationalisiere, ob ich einen Interviewleitfaden erstelle oder Interviewpartner:innen gegenübersitze und auf diese reagiere und ihre Reaktionen interpretiere. Woher ich komme und wo ich gesellschaftlich, geografisch etc. verortet bin, spielt eine wichtige Rolle für die Ausgestaltung und Herstellung von Forschungssituationen. Autoethnografie erkennt das nicht nur an, sondern verweilt konsequent und voller Neugier bei dieser Erkenntnis und kann durch die systematische Reflexion der eigenen Beziehungen zu Feld, Gegenstand und Forschung Erkenntnisse generieren, die einerseits helfen

können, Gesellschaft und das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Forschung besser zu verstehen und sensibler zu gestalten. Andererseits kann die autoethnografische Begleitung der Intervention die Erfahrung dieses Intervenierens systematisieren und zum Gegenstand des Interesses machen, indem sie es als kulturelle Erfahrung fasst und ihm so soziologische Relevanz verleiht (Adams u. a. 2022). Mithilfe der Autoethnografie positioniere ich mich innerhalb der Gesellschaft und nicht als Externe. Ich beobachte nicht ein Feld, sondern bin, durch das Durchführen der Intervention, ein Teil des Feldes. Aufschlüsse über das Feld erlange ich im Aufarbeiten meiner eigenen Erfahrungen in ihm⁹.

Als Begleitung zur Erstellung der Intervention und der Texte für die Broschüre bietet die Autoethnografie darüber hinaus – ganz im Sinne Heinz Steinerts – die Möglichkeit, sichtbar zu machen, was ich selbst als selbstverständlich ansehe, an welchem Ordnungswissen ich mich orientiere, vor welchen sozialen Situationen ich zurückgeschreckt bin und welche sozialen Mechanismen und normativen Interpretationslogiken der Grund für ein Zögern, ein Zurückweichen und anderes Verhalten waren. Nicht ohne Grund bezeichnet Bochner, einer der bereits erwähnten Gründungsmenschen der Autoethnografie, diese als „genre of doubt“, und schreibt:

⁹ Auch dieses Vorhaben geht einher mit Steinert'schen Gedanken, die er wiederum aus der *Dialektik der Aufklärung* ableitet. Er stellt fest, dass sich im Individuum Herrschaft besonders eindringlich bündelt, und zwar als geübte Selbstdisziplin und -beherrschung. Deshalb kritisiert er auch, dass „die Bedeutung des Individuums und seiner Erfahrung von Gesellschaft“ wenig Beachtung in der Wissenschaft finden. Er plädiert dafür, „auch persönliche Erfahrung zum Ausgangspunkt für Wissenschaft“ zu machen. Für die sinnvolle Nachvollziehbarkeit wissenschaftlicher Verallgemeinerung müsse eine Form gefunden werden, in der „ein anderes Individuum in die Lage versetzt wird, sich an dem Denk-Vorgang zu beteiligen, ihn wieder individuell mitzuvollziehen – auch in Widerspruch und Kritik, jedenfalls in aktiver Verarbeitung mit Hilfe eigener Erfahrungen. An Stelle einer Wissenschaft, die in abstrakten Verallgemeinerungen ihren gesellschaftlichen ‚Gegenstand‘ notwendig verfehlt, [...], wird an Formen der kritischen Erkenntnis gearbeitet, die der Individualität der Phänomene wie der Menschen, die durch (auch leidvolle) Erfahrungen und harte, geduldige Arbeit daran Schöpfer und Träger von Erkenntnissen werden, gerecht werden kann“ (Steinert 2007a, 218f).

„[T]he autoethnographic way of life originates in doubt and uncertainty. To be alive is to be uncertain. [...] Autoethnography allows a person to lean into uncertainty rather than struggle against it.” (Bochner 2020, 84)

Dieses Zweifeln und Zögern sind kulturelle Erfahrungen, d.h., dass sich im individuellen Zögern, Hinterfragen und Zweifeln die Gesellschaft und ihre Normen und Ordnungen spiegeln (Sikes 2022). Gerade die Uneindeutigkeiten und Fragen, die mich während meiner Arbeit am Projekt umtrieben, werden so zu wichtigen Erkenntnisquellen und müssen autoethnografisch beschrieben und sichtbar gemacht werden. Sie geben – konkret - Aufschluss über implizite Regeln und Tabus im Umgang mit NS-Geschichte, und zeigen auf, wie diese nicht im Außen existieren, sondern internalisiert sind, d.h. wie die Gesellschaft als Herrschaftsverhältnis aus uns „spricht“ (Eribon 2017).

Was ist Autoethnografie (für mich)?

Was qualifiziert eine Auseinandersetzung mit sich selbst, seinem wissenschaftlichen Tun und der Gesellschaft als „autoethnografisch“, wann geht das Beschreiben eigener Erfahrungen und wie diese sich im Innenleben der Schreibenden niederschlagen über die Introspektion hinaus? Die Antworten darauf müssen so offen sein wie die Methode selbst, aber man kann sich am Begriff *Auto-Ethno-Grafie* orientieren, wenn man die Beantwortung dieser – doch sehr wichtigen, weil qualitätssichernden – Fragen in Angriff nehmen möchte (Adams u. a. 2022).

AUTO Die konsequente Integration des eigenen Selbst in das wissenschaftliche Nachdenken und Arbeiten gewährleistet eine Auflösung binär strukturierter Wissenschaftsauffassung, die – mal offen, mal implizit – suggeriert, dass Objektivität in der Forschung erstrebenswert und erreichbar ist. Das *Auto* steht für einen Beginn der Reflexions- und Arbeitsprozesse bei den Forschenden selbst, und baut die Forschung so auf, dass die Forschenden als inhärenter Teil des Forschungsgegenstandes, der auf sie wirkt und auf den sie wirken, verstanden werden (Adams u. a. 2022). Dem *Auto* liegt die Erkenntnis zugrunde, dass aus uns allen, die wir in einer Gesellschaft sozialisiert und verortet sind, diese Gesellschaft

auf verschiedenen Wegen spricht und dass gesellschaftliche Tatsachen in uns arbeiten – seine Notwendigkeit ist also ur-soziologisch begründbar. Wofür *Auto* in meiner Arbeit *nicht* stehen soll, ist eine Reifizierung des Selbst, also ein Verständnis des Begriffs als eine statische Einheit, wovor ja auch Heinz Steinert warnt (z.B. Falk und Steinert 1973). Vielmehr soll der Begriff situativ und relational gedacht sein (Brisini und Simmons 2022). Der Einbezug der *Auto*-Perspektive kann so helfen, kulturelle und soziale Prozesse und ihre Prägungen durch Herrschaft sichtbar zu machen.

ETHNO Das *Ethno* bedeutet, dass die Selbst-Erfahrungen, die Ausgangspunkt der Produktion autoethnografischer Daten sind, nicht als individuelle, von der Gesellschaft isolierte, sondern als soziokulturelle Erfahrungen, die immer situiert und kontextualisiert sind, verstanden werden müssen.

„Yet the use of personal experience alone does not make a project autoethnographic. Autoethnographers use their experience to describe, and sometimes critique, cultural beliefs, values, practices, and identities—that’s the ‚ethno‘ element of our work.“ (Adams u. a. 2022, 3)

Durch die *Ethno*-Komponente ergibt sich also erst die Möglichkeit, sozialwissenschaftlich relevante Erkenntnisse aus der Eigenerfahrung zu gewinnen.

GRAFIE Der letzte Wortteil drückt das Element der Repräsentation aus. In dichten Beschreibungen unterschiedlicher Art (evokativ bis analytisch und vieles dazwischen), bildet die Autoethnografie diese gesellschaftliche Selbsterfahrung ab (Adams u. a. 2022). Die Ausgestaltung der unterschiedlichen Texte hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab und ist eng mit den bearbeiteten Fragen und Gegenständen abgestimmt. Zwischen dem *Auto*- und dem *Ethno*-Element muss die *Grafie* eine nachvollziehbare und sinnvolle Brücke schlagen, die die vielen Wechselwirkungen so sichtbar macht, dass sie – im weitesten Sinn – Aufschluss geben. Auch ist es die Verantwortung der *Grafie*, dass die Reifikation von für die Forschung relevanten Aspekten und Elementen auch auf der Ebene der Präsentation von Erkenntnissen nicht stattfindet. Die Verbindung von *Auto* und *Ethno* durch die *Grafie* ist deshalb keine simple Addition einzelner Elemente, sondern eine komplexe Angelegenheit, die

Prozesse beschreibt und abbildet, anstatt das Soziale oder das Individuelle vereinfachend zu verdinglichen.

Daten

Die autoethnografische Herangehensweise ist eine textbasierte. Wichtig für mich sind eine Vielzahl von Texten und anderen Daten, die von mir selbst produziert werden. Nicht alle der im folgenden aufgelisteten Datenarten sind *nur* autoethnografische Dokumente. Manche von ihnen werden noch anderweitig eine Rolle spielen, beispielsweise für das Nachzeichnen des Prozesses der Interventions- und Broschürenentwicklung wie zu Beginn des Kapitels dargelegt. Folgende Datenarten sind jedoch zumindest *auch* autoethnografisch wertvoll:

- Mein riesiges Word-Dokument mit dem Titel *laufende_dokumentation*, das eine Art Tagebuch für mich war. In ihm schrieb ich ungefiltert was mich beschäftigte: Emotional, intellektuell, strategisch, organisatorisch. Diese Bereiche – das zeigt das Dokument – sind untrennbar miteinander verwoben. Die Herangehensweise an dieses Dokument würde ich als ungezwungen und strategisch un-strategisch bezeichnen. Das bedeutet, dass ich, wenn ich einen Eintrag verfasst habe, nicht daran gedacht habe, ob dieser sich in eine größere widerspruchsfreie Erzählung einfügt. Diese Herangehensweise ist deshalb ein für die Forschung wichtiger Modus, weil diese von den Widersprüchen, Unsicherheiten und vom Hin- und Her-gerissen-Sein viel lernen wird können. Im Zentrum soll kein Selbst-Begriff stehen, der Statik und Kohärenz braucht.
- Memos und Protokolle nach Gesprächen mit Akteur:innen des geschichtsinfrastrukturellen und erinnerungspolitischen Feldes in Reutte. In ihnen beschreibe ich Gesprächsverläufe, aber auch die Stimmungen, die ich wahrgenommen habe. Auch meine Ziele, Erwartungen und Ängste mache ich darin transparent (Audio_1_23-08-24, Audio_2_24-05-31, Audio_3_24-06-22, Memo_1_23-12-27, Memo_2_24-02-07).

- Nach den Spaziergängen selbst habe ich Gedankenprotokolle angefertigt. Auch diese sind wichtige autoethnografische Daten (Memo_3_24-06-15, Memo_4_24-06-22, Memo_5_24-06-29).
- Unterschiedliche Stadien der Texte für die Broschüre. Anhand dieser unterschiedlichen Textversionen kann man mein eigenes Ringen in der Auseinandersetzung mit den Themen nachvollziehen („genre of doubt“). Es werden soziologisch und theoretisch unterfütterte Ansprüche auch dadurch sichtbar, dass ich diesen in der Textarbeit oft nicht auf Anhieb gerecht wurde.
- Weniger textlich, aber genauso autoethnografisch, weil meine Perspektive und meinen Standpunkt widerspiegelnd, sind die Fotos und Screenshots, die ich gemacht habe: Von Gräbern, von Details, von Spuren, von Leerstellen, von Zufallsfunden. Mittlerweile hat die Autoethnografie sich audiovisuellen Datenformen geöffnet, was sich z.B. im Beitrag von Kathryn Coleman im *Handbook of Autoethnography* zeigt (ebd. 2022). Die Fotos, die ich für mich mit meinem Smartphone (nicht) gemacht habe, eröffnen einen Blick auf meine eigenen Relevanzsetzungen.
- Die Auseinandersetzung mit Geschichte – das machen die Fotos deutlich – verläuft nicht erst für die Spaziergänge entlang der Orte, sondern ist von Beginn an topografisch und materiell strukturiert. Weitere autoethnografische Daten sind deshalb die räumlichen Bewegungen, die ich erzeugt habe. An welchen Orten war ich wie oft? Und warum? Warum hat es mir von Anfang an viel bedeutet, die Orte nicht nur zu recherchieren und in Listen zu dokumentieren, sondern sie auch physisch aufzusuchen? Was bedeuten diese Orte für mich? Diese Daten verdeutlichen, dass Forschung, Denken und Leben immer in und mit materiellen Strukturen und nicht-menschlichen Elementen verwoben sind. Für die Entwicklung meiner Arbeit und meines Denkens spielen meine Umwelten sowie meine aktiven Bezugnahmen auf diese eine große Rolle: Diese Umwelten bestehen aus Konstellationen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Elementen, und ihr Zusammenwirken ist mehr als die Summe von statischen „Einzelteilen“ und „-dingen“.

3.3 Zwischenfazit: Reflexivität und Autoethnografie – und ...Benjamin?

In einem Artikel über posthumanistische Autoethnografie (Brisini und Simmons 2022) lese ich von dem Paradox. Dieses entstehe, weil für einen posthumanistischen Ansatz klassische Verständnisse eines menschlichen „Selbst“ verlassen werden müssten, zugunsten eines Anerkennens ganz unterschiedlicher menschlicher und nicht-menschlicher Akteur:innen. In den Mittelpunkt rücken Situationen, in denen verschiedene Elemente, die allesamt keine statische Essenz halten, sondern dynamisch und flüssig aufeinander reagieren und unterschiedliche Konstellationen eingehen, zusammenwirken (Brisini und Simmons 2022). So ein Ansatz bedroht natürlich die Auffassung eines kohärenten und als zentrale Einheit feststehenden „Selbst“, das oftmals den Ausgangspunkt von Autoethnografien bildet. Aber glücklicherweise lese ich von einem Paradox, und nicht von einem handfesten unauflöslichen Widerspruch. Denn natürlich gibt es reale Reaktionen und valide Reflexionen einer Person, die in der Ich-Form von ihren Erfahrungen schreibt, so wie es auch in dieser Masterarbeit passiert. Wenn man dieses Ich allerdings nicht statisch, sondern relational, widersprüchlich und veränderbar denkt, so sehe ich – ähnlich den Autor:innen des Artikels – keine Probleme, sondern vor allem eine große Möglichkeit für interessante Erkenntnisse (ebd. 2022). Auch schützt ein relational gedachtes, unabgeschlossenes Selbst-Verständnis davor, erst recht wieder der binären Denkstruktur, die vielen wissenschaftlichen Arbeiten zugrundeliegt, in die Falle zu tappen (Kosel 2023). Innen/außen, eigen/fremd, ich/die anderen, menschlich/nicht-menschlich: All diese Unterscheidungen mögen manchmal wichtig sein, eine binäre Logik wird den Zusammenhängen zwischen diesen Kategorien jedoch kaum gerecht.

Weitere Problematiken einer rein menschen- und ich-zentrierten Autoethnografie sind die der Reproduktion von festen Identitäten und ein Sich-um-sich-selbst-Drehen als Selbstzweck. Eine solche performative Identitätsfestigung hat bspw. die Funktion, oftmals unsichere Selbst-, Forschungs- oder Disziplinaritätsverständnisse zu stärken und unkritisch einzuzementieren. Das verhindert aber eine ehrliche, kritische und

reflexive Auseinandersetzung mit eigenen Positionen als Forscher:in und verfehlt so im Endeffekt das Ziel einer kritischen Autoethnografie und Forschung.

„Autoethnography still chooses to locate itself within the subject-centered proclivities of humanist thought and phenomenological inquiry and to subscribe to a metaphysics of being that seems to continue to resist the powerful presence and theorizing practices of affect theory, materiality, and the posthuman. Therefore, those who continue to wish to identify as ‚autoethnographers‘ must be encouraged to ask themselves a fundamental question. *Is what I am doing worthwhile as a form of inquiry or am I simply indulging in the production of accounts that nurture forms of subjectification that serve to sustain researcher identities and practice representations that are fragile, unsustainable, and possibly even dishonest?*” (Brisini und Simmons 2022, 355, Hervorhebungen NW)

Den eben zitierten Artikel habe ich nach meinem Lesen zur und Beschreiben der Steinert’schen Reflexivität bearbeitet. Unweigerlich habe ich Verbindungen ziehen müssen, und in mir hat sich etwas zusammengefügt. Denn, so wie Steinert vor einer Reifizierung von Phänomenen innerhalb der Soziologie im Allgemeinen warnt, so warnen die Autor:innen des Posthumanismus-Artikels die autoethnografische Forschung im Speziellen davor:

„Autoethnography, therefore, seems largely to rely (if implicitly) on a distinctly humanist philosophy that treats the ‚self‘ as a coherent and authentic, albeit potentially deeply fragmentary, entity. The self, in the simplest terms possible, is treated as a ‚thing‘: understood as the conceptual equivalent of an object, and therefore stable enough to be observable, and (re)created largely by conscious, writerly effort.” (Brisini und Simmons 2022, 357)

Was bleibt, wenn wir abrücken von statischen Entitäten und Essenzen, von der ontologischen Auseinandersetzung mit diesen Entitäten, von ihrer Verdinglichung? Die *Situationen*. Sie sind es, die sowohl auf der methodologischen Ebene des Nachdenkens über Reflexivität im Arbeitsprozess als auch auf der methodischen Ebene der autoethnografischen Schreib- und Lernprozesse zentral sind. Und, vielleicht ist das etwas weit ausgeholt, aber hat nicht auch Walter Benjamin dazu

angehalten, nicht in linearer, homogenisierter, ja, vielleicht könnte man sagen, reifizierter Geschichte zu denken, die Kontinuität suggeriert? Er bemüht sich um die Deutung dialektischer Bilder, in denen Elemente aus unterschiedlichen historischen Epochen Konstellationen eingehen, deren Beziehungen nicht als rein-zeitliche beschreibbar sind (Benjamin 2015a). In einer situativ strukturierten Geschichtsanalyse beschreibt er Kristallisationspunkte von Geschichtlichkeit fernab statischer Entitäten wie undifferenzierte Protagonist:innen, klare Fronten und kohärente Vorgänge. Auch er spricht sich für ein Verlassen von Verfahren aus, die vermeintliche Homogenität und Kontinuität suggerieren oder aufrechterhalten wollen (und dem Herstellen dessen dienen, was Steinert wohl „Ordnungswissen“ nennen würde). Diese Verfahren gilt es abzulehnen, denn ihnen

„entgehen die Stellen, an denen die Überlieferung abbricht und damit ihre Schroffen und Zacken, die dem einen Halt bieten, der über sie hinausgelangen will“ (Benjamin 2015a, 592).

--

Nun also, mit diesen Erkenntnissen im Hinterkopf, nähert sich diese Arbeit langsam der tatsächlichen Aufarbeitung der Umsetzung. Diese Umsetzung war immer verbunden mit einer von mir so empfundenen großen Verantwortung: Ich, als die Urheberin des Projekts, als die Überlieferin von Inhalten, musste sicherstellen, dass ich in mir ein Bewusstsein für die gesellschaftspolitische Verantwortung schaffe, die mit diesem Überliefern einherging. Dazu gehörte, sich ein Wissen zu erarbeiten, auf dessen Grundlage ich dann die Architektur der Intervention errichten konnte.

4 Theorie und Kontextwissen: Geschichte(n) erzählen

„Der zeitliche Abstand zum Nationalsozialismus [kann] als Chance für eine Erinnerungsbildung aufgenommen werden, die sich auf die Verunsicherung einlässt, die von der Tatsache des Holocaust ausgeht. Das bedeutet, sich von dem Wunsch nach einer unmittelbaren Beziehung zu den Opfern wie auch vom Wunsch nach einer eindeutigen Abgrenzung von den Tätern zu verabschieden und das ‚Bild von der Geschichte und unseres nachträglichen Anteils an ihr‘ selbst zum Gegenstand erinnernder Aufarbeitung zu machen. Die Arbeit der dritten und vierten Generation nach 1945 besteht nicht mehr in erster Linie darin, Erinnerung einzuklagen, sondern kritische Intervention im Erinnerungsdiskurs zu leisten.“ (Messerschmidt 2012: 234f)

4.1 Kontextwissen

Die Forschungskontexte, derer sich meine Arbeit bewusst machen musste, lassen sich in folgende Themenfelder unterteilen: 1.) Geschichtliche Forschung zu NS (insb. im Außerfern und in Tirol); 2.) Analytische Arbeiten zu (Nicht-)Aufarbeitung von Geschichte und den politischen und gesellschaftlichen Umgang mit der Tatsache des Holocaust nach 1945. In diesen Bereich fallen auch gedenk- und erinnerungstheoretische Fragestellungen: Wie ist unser kollektives Erinnern beschaffen, wodurch wurde es geprägt, was sind gängige Narrative? Wie kann ein kritischer Blick auf den Umgang mit Geschichte aussehen? Auch sind 3.) ortssoziologische und topografische Überlegungen und Arbeiten relevant, insbesondere in Verbindung mit dem Nachdenken über Geschichte und Geschichtlichkeit. Im Folgenden soll eine Auswahl an besonders relevanten Arbeiten für jeden der genannten Bereiche vorgestellt werden.

Geschichtliche Forschung zu und Aufarbeitung von NS (insb. im Außerfern und in Tirol)

Richard Lipp gilt als *der* Chronist des Außerferns. Wenngleich NS nicht sein Hauptarbeitsgebiet ist, so hat er auch zu NS gearbeitet. Nicht nur sind seine Arbeiten wichtige Anhaltspunkte wenn es um die Rekonstruktion der NS-Zeit im Außerfern geht (z.B. Lipp 2004, 2010, 2013, 2018), auch ist die Art und Weise, wie in ihnen über die Vergangenheit geschrieben und nachgedacht wird bereits Gegenstand meines soziologischen Erkenntnisinteresses. Richard Lipp stützt sich, neben den Archiven der Gemeinden und Museen im Bezirk und wichtigen Zeitzeug:innengesprächen, auch auf die Publikationen des *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes*, besonders auf ihre Aufarbeitung von *Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934-1945* (DÖW 1984a, 1984b). Auch für mich waren diese zwei Bände wichtige Quellen, die mit ihren Orts- und Personenregistern die Lokalisierung vieler – auch kleinerer – Begebenheiten und Umstände ermöglichten. Richard Lipp hat außerdem die Aufgabe wahrgenommen, die Geschichten der vielen Lager mit NS-Bezug im Bezirk zu rekonstruieren und zu beschreiben (Lipp 2016). So gab es neben KZ-Außenlagern eine Vielzahl an Zwangsarbeiter:innen- und Kriegsgefangenenlagern, sowie Lager bspw. des BDM (ebd.). Lipp schrieb auch einen Beitrag im von Horst Schreiber herausgegebenen Buch *1938. Der Anschluss in den Bezirken Tirols* (Schreiber 2018). In ihm werden die Wochen um den „Anschluss“ genau beschrieben und (u.a. gestützt auf fotografisches Material) gezeigt, wie groß die nationalsozialistische Euphorie auch der meisten Menschen im Außerfern war (Lipp 2018). Horst Schreiber ist tirolweit eine wichtige Instanz, wenn es um historische Arbeiten zu NS geht. So hat er nicht nur das bereits erwähnte Buch zum „Anschluss“ herausgegeben, sondern auch das Buch *Endzeit*, in dem vor allem die letzten Kriegsjahre bis 1945 geschildert und auch auf mikrohistorischer Ebene zum Gegenstand gemacht werden (Schreiber 2020). Auch gibt es in dem Buch Kapitel zum Ende des Krieges in jedem der Tiroler Bezirke, so auch für das Außerfern. Neben Horst Schreiber hat auch Kurt Drexel sich mit dem damaligen „Gau Tirol-Vorarlberg“ auseinandergesetzt. Der Musikhistoriker arbeitet in seiner Publikation *Klingendes Bekenntnis zu Führer und Reich* (Drexel 2014) die Rolle von Musik und ihrer

Vertreter:innen in den westlichsten österreichischen Bundesländern zur Zeit des Nationalsozialismus auf. In dem Buch findet sich ein Eintrag zu Fritz Engel, der Vater der in der Nachkriegszeit international bekannten und beliebten *Engel-Familie*. Diese reiste durch die Welt und gab Volksmusik-Konzerte. Fritz Engel lebte und wirkte nach dem Krieg in Reutte, bekleidete während der Zeit des NS jedoch wichtige und engagierte Posten innerhalb des Regimes (ebd.). Ihm ist bis heute in Reutte eine Straße gewidmet, was auch Gegenstand kleinerer zivilgesellschaftlicher Debatten in Reutte ist (Mittermayr 2016). Ein weiteres Themenfeld in Verbindung mit der Geschichte des Bezirks während der NS-Zeit eröffnet das Bezirksmuseum Reutte, das sogenannte *Grüne Haus*. Auf Initiative des Museums wurde eine Schau-Wohnung in der noch vollständig erhaltenen Reuttener *Südtiroler Siedlung*, die aufgrund der sogenannten Option für Südtiroler:innen in den beginnenden 40er-Jahren erbaut wurde, samt Infotafeln eingerichtet und ist nun durch Führungen der Öffentlichkeit zugänglich. Durch dieses Projekt wurde die Geschichte der Reuttener Südtiroler Siedlung und der deutsch-italienischen „Option“ systematisch aufgearbeitet (Grünes Haus 2023). Ansonsten macht das Museum, wie mir der wissenschaftliche Leiter in einem Gespräch mitteilte, einen „Bogen“ um „dieses Thema“ (Audio_1_23-08-24). Tritt man aus dem Bezirk Reutte-Außerfern heraus und schaut sich im Rest Tirols um, so fällt auf, dass es neben der Forschung in den Bereichen der Wissensvermittlung und Geschichtsaufbereitung einige Projekte gibt, die sich aktuell mit der Zeit des Nationalsozialismus im ehemaligen Gau Tirol-Vorarlberg beschäftigen. Diese lassen den Mythos der ländlichen Welt, die von NS-Ideologie verschont oder gar – aufgrund des starken Katholizismus – gegen sie immun blieb, bröckeln. Im Herbst 2023 gab es in Innsbruck und Schwaz unter dem Titel *Memories of Memories* eine Reihe von Interventionen in Museen und Kunsträumen, die sich mit der Erinnerung an das Entnazifizierungslager Oradour und sein Vorleben als NS-Zwangsarbeiter:innenlager sowie seine Nachleben u.a. als stigmatisierte Armensiedlung beschäftigen. Das Projekt kann als Vertreter einer kritischen Geschichtsauseinandersetzung im Sinne Messerschmidts (2012) angesehen werden, das vor allem unsere Bilder der Geschichte und unseren Umgang damit in den Blick nimmt und eine Plattform schaffen möchte, die verhindert, dass Erinnerung und Gedenken eingefroren werden, indem es das Bespielen und regelmäßige Aktualisieren der Ausstellungsorte und

Installationen zu einem tragenden Element im Gesamtkonzept macht. Künstlerische und wissenschaftliche Beiträge befassen sich in diesem Rahmen mit den Orten des Lagers und rücken auch die Wichtigkeit der materiellen Strukturiertheit von Vergangenem immer wieder ins Blickfeld (Tiroler Landesmuseen 2023).

Analytische Arbeiten zu (Nicht-)Aufarbeitung von NS-Geschichte und zum Umgang mit der Tatsache des Holocaust nach 1945

Zum politischen, rechtlichen und medialen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs sind aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln bereits zahlreiche Arbeiten erschienen (z.B. Rathkolb 2005; Serloth 2019; Wodak u. a. 1990). Diese sind für mich wichtige Informationsquellen und die Grundlage für ein Verständnis der gesellschaftlichen Entwicklung Österreichs nach 1945, auch, weil öffentliche Institutionen und Vertreter:innen des offiziellen Österreich immer wieder wichtige Strukturierungsmomente für das kollektive Gedächtnis in Österreich hervorbrachten und -bringen (Serloth 2019; Wodak u. a. 1990). Besonders wichtig für meine Auseinandersetzung mit Reutte und seinen Orten waren in diesem Kontext die Arbeiten zu NS-Nachkriegsjustiz, insbesondere von Sabine Loitfellner, die sich geschichtswissenschaftlich mit dem ersten Wiener Auschwitzprozess auseinandergesetzt hat, in dem Walter Dejaco Hauptangeklagter war (Albrich, Garscha, und Polaschek 2006; Loitfellner 2005, 2006).

Darüber hinaus gibt es eine Reihe soziologischer und interdisziplinärer Arbeiten, die sich mit der Beschaffenheit, dem Zustandekommen und der gesellschaftlichen Relevanz von kollektivem und kulturellem Gedächtnis beschäftigen. Wichtige theoretische Impulsgeber für solche Auseinandersetzungen sind z.B. die Pionierarbeit zu „kollektivem Gedächtnis“ von Maurice Halbwachs (Halbwachs 1966)¹⁰, die Arbeiten zu Erinnern und Erinnerungskulturen von Aleida Assmann (z.B.

¹⁰ Maurice Halbwachs' Arbeiten zu kollektivem Gedächtnis sind bis heute ein wichtiger Bezugspunkt (siehe z.B. Assmann 2013; Kannonier-Finster und Ziegler 2016, 2019; Ziegler 1995). Aleida Assmann beschreibt das von Halbwachs konzeptualisierte Gedächtnis, das Gruppen sich schaffen, in ihrer Monografie *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur* (2013) wie folgt: „Dieses gemeinsame

Assmann 2013, v.a. für Deutschland und seine aktuellen Diskurse um Erinnerungskultur), aber auch die Beiträge psychoanalytischer Denker:innen wie Mario Erdheim (Erdheim 1990). Die theoretischen Arbeiten sind wiederum wichtige Grundlagen für empirische Auseinandersetzungen mit Erinnerungskultur(en) und Gedächtnis, werden dadurch aber auch geprüft, kritisiert und weiterentwickelt. Forschung zu Erinnerung und Gedächtnis in Österreich wurde z.B. maßgeblich durch Heidemarie Uhls Beiträge geprägt, die oftmals bereits in Verbindung mit der Frage nach den Orten, die für Erinnern und Gedenken eine Rolle spielen (z.B. Uhl 2023) und nach der Vermittlung zeitgeschichtlichen Wissens (z.B. Uhl 2022) stehen. Weitere grundlegende Impulse in Österreich entstanden durch die Erforschung (halb-)öffentlicher Diskurse zu Geschichte und Verantwortung an ihr sowie durch die wissenschaftliche Erkundung der Haltungen, Erinnerungen und Positionierungen zur Geschichte von Angehörigen der Zivilgesellschaft (z.B. Kannonier-Finster und Ziegler 2016; Wodak u. a. 1990). Empirisch fundierte Analysen von Gedächtnis und Erinnerung, die zu einer Zeit erfolgten, in der große Teile der österreichischen Gesellschaft die Zeit des Nationalsozialismus noch selbst miterlebt und folglich noch im buchstäblichen Sinn eigene *Erinnerungen* daran hatten, sind heute nicht obsolet, müssen aber in ihrem zeitgeschichtlichen Kontext betrachtet werden. Aktuellere Arbeiten stellen deshalb vermehrt die wichtige Frage nach der Aktualität und Anwendbarkeit von Begriffen wie kollektives Gedächtnis, Erinnerungskultur oder von Aufrufen wie „Gegen das Vergessen“ (Assmann 2013; Frölich, Jureit, und Schneider 2012a, Uhl und Radonić 2016). Zu Geschichtsbildern und Erinnerungskultur(en) von

Gedächtnis [...] beruht auf gemeinsamen Riten, Symbolen und Geschichten, an denen man teilnimmt und die man sich gegenseitig erzählt. Es führt kein direkter Weg von individuellen Erfahrungen und Erinnerungen zu einem kollektiven Gedächtnis. Dieses ist keine Ansammlung von Einzelerinnerungen, sondern eine rekonstruierte Geschichte, die den Rahmen absteckt für die eigenen Erinnerungen, sodass man sich mit selbst Erlebtem in ihr wiedererkennt oder sich dieser Geschichte zurechnen kann. Das kollektive Gedächtnis ist im doppelten Sinn repräsentativ: Es repräsentiert einen als zentral bewerteten Ausschnitt der Vergangenheit und ist repräsentativ für Einzelschicksale. Dabei geht es immer um die doppelte Frage: Was wollen wir erinnern, was können wir vergessen? Diese Frage muss von Mal zu Mal unterschiedlich beantwortet werden – genau darin liegt die Dynamik des Erinnerns als eines unabschließbaren Prozesses.“ (ebd. 17)

Nachkommen nicht-verfolgter Mittäter:innen, Mitläufer:innen und Zuseher:innen von Holocaust und NS, die die Zeit selbst nicht erlebt haben, forscht bspw. Astrid Messerschmidt. Sie konstatiert der „dritten Generation“ nach 1945 – die ja technisch gesehen keine Schuld an den Verbrechen an sich haben kann – eine „Verantwortung für die Art und Weise des Erinnerns“ (Messerschmidt 2006, 81). Gleichzeitig stellt sie fest, dass die Geschichtsbilder von Angehörigen dieser Generationen – zu der auch ich als Nachfahrin von Nicht-Verfolgten gehöre – nicht losgelöst von der Geschichte der bisherigen Erinnerungskultur, die sich nach Kriegsende in verzweigten und komplizierten narrativen Strängen etablierte und immer wieder veränderte, betrachtet werden kann. V.a. für Deutschland nimmt sie das Verhältnis der jüngeren Generationen zur Geschichte in den Blick und betont dabei die Wichtigkeit des Zulassens von Verunsicherung und Uneindeutigkeit im Umgang mit der Vergangenheit, da nur so problematische und homogenisierende Identifikationsvorgänge (sowohl mit den Opfern als auch mit den Täter:innen) vermieden werden können (ebd.).

„In der dritten Generation kommt es zu diskontinuierlichen Überlagerungen. Die Geschichtsdiskurse der Zeitzeugengeneration wirken bis in die dritte Generation hinein, die z.T. dieselben Abwehrmuster aufruft, als würde sie für das Geschehen verantwortlich gemacht. Teile der jungen Deutschen wehren einen auf sich selbst projizierten Schuldvorwurf ab und identifizieren sich mit ihren Großeltern, indem sie diese nachträglich entlasten. Aber in dieser Anknüpfung an die Täter und Mittäter zeigt sich möglicherweise noch etwas anderes als Versöhnungsbedürfnisse und Entlastungsabsichten. Ausgetragen wird hier unterschwellig auch der Generationenkonflikt mit der Eltern- und Lehrer/innengeneration. Abwehr richtet sich gegen die Belehrungen über das ‚richtige‘ Geschichtsbewusstsein und gegen den selbstsicheren Aufklärungsgestus derer, die sich mit der Aufarbeitung der NS-Verbrechen von der Tätergeneration abzusetzen bemühten. Für die dritte Generation wurden Lernprozesse verstellt, wenn es kein Moment der Verunsicherung gab, kein Fragen von seiten derer, die einen historisch aufklären wollten, nach dem eigenen Geschichtsbezug und der eigenen Verstrickung in die Instrumentalisierung der Geschichte.“ (ebd. 82)

Was in diesem Zitat auch deutlich wird, ist die Tatsache, dass das Entstehen von kollektiven Gedächtnissen und Geschichtskulturen immer mit Aushandlungsprozessen einhergeht (Assmann 2013). Diese spielen sich zwischen den Generationen, aber auch entlang anderer gesellschaftlicher Bruchlinien ab. Die Anerkennung historischer Tatsachen wie der des Holocaust verunmöglicht dabei nicht, auf den Konstruktionscharakter erzählter Geschichte hinzuweisen. So schreibt Meinrad Ziegler,

„daß das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft nicht mit dem historischen Wissen gleichgesetzt werden kann, das in dieser Gesellschaft vorhanden ist. Nicht jedes historische Wissen wird zum Bestandteil der Erinnerungskultur von lebenden sozialen Gruppen. Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung können zur Entwicklung und Verfestigung des kollektiven Gedächtnisses beitragen, werden aber umgekehrt auch von normativen Vorstellungen sozialer Gruppen beeinflusst“ (Ziegler 1995, 44).

Auch der Sammelband *Das Unbehagen an der Erinnerung* (Frölich u. a. 2012a), nimmt die kontinuierlichen Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust v.a. in Deutschland in den Blick. Die Herausgeber:innen fragen in der Einleitung nach dem „sozialen Sinn“ kollektiver Erinnerung und hinterfragen kritisch Konstitutionsprozesse kollektiver Erinnerung, aber auch die Aktualität der gängigen Konzepte selbst (Frölich, Jureit, und Schneider 2012b). Was Messerschmidt die „diskontinuierlichen Überlagerungen“ (Messerschmidt 2006, 82) in aktuellen Geschichtsdiskursen nennt, beschäftigt auch sie. Der Sammelband fragt danach, wie sich Geschichtsbezug und -vergegenwärtigung in der heutigen Zeit artikulieren, und welche Funktion sie für die Gesellschaft erfüllen. Während das homogenisierte kollektive Erinnern sich in den Jahrzehnten nach 1945 immer mehr in Richtung Opfergedenken bewegte (und die Gruppe der Opfer dabei nach und nach erweitert wurde) hatte es oftmals den Sinn eines Schaffens von national gedachten Identifikationsgrundlagen – problematischerweise auch für Nachkommen von Täter:innen mit den Opfern des Holocaust (ähnliches konstatieren Kannonier-Finster und Ziegler (2019) auch für Österreich). Genau diese Funktionen zur Identitätsstiftung

und somit zur moralischen Entlastung gilt es heute kritisch zu hinterfragen (Frölich u. a. 2012b) und in der eigenen Arbeit an der Intervention mitzudenken.

Die Arbeiten zeigen, dass es die Verfasstheit der Gegenwartsgesellschaft selbst ist, die maßgeblich prägt, wie wir erinnern und über die Vergangenheit nachdenken. Die dominanten Konstruktionsvorgänge, Geschichtserzählungen und normativen Deutungsmuster, die als Angebote oder moralische Verbindlichkeiten in einer Gesellschaft existieren sind kontinuierlichen Wandlungsprozessen und Deutungskämpfen unterworfen und erfüllen gewisse gesellschaftliche und machtpolitische Funktionen. Die stete Veränderung der Gesellschaft und der in ihr wirkenden Machtverhältnisse schlägt sich auf der einen Seite in Kämpfen um die Deutungshoheit der Vergangenheit dieser Gesellschaft nieder, die geprägt sind durch die jeweils vorhandenen diskursiven, medialen und strukturellen Bedingungen. Erinnerung und die Vergegenwärtigung von Vergangenheit sind also nie losgelöst von Fragen nach den herrschenden Machtverhältnissen zu analysieren, denn die Art der Deutung der Geschichte spielt auf der anderen Seite eine wichtige Rolle für die Legitimierung des Status Quo und damit verbundener Machtansprüche. Dieser Punkt ist wichtig, denn er untermauert die Relevanz einer analytischen Hinwendung zu aktuellen Geschichtsbildern und -diskursen. Gleichzeitig gibt die Frage danach, *wie* die Vergegenwärtigung von Geschichte vonstatten geht und vermittelt wird, Aufschluss über die Gegenwartsgesellschaft und die in ihr herrschenden Bedingungen selbst. So sind die aktuellen Debatten zur Erinnerungskultur bspw. durch die Tatsache geprägt, dass immer weniger Zeitzeug:innen am Leben sind, die eine direkte Verbindung – im Sinne des Eigenerlebens – zur Zeit des Nationalsozialismus aufweisen. Gleichzeitig sind die europäischen Gesellschaften heute ganz anders beschaffen als in den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg. Die Familienbiografien vieler Menschen, die beispielsweise in Österreich leben, spielen sich in ganz anderen Teilen der Erde ab – sie bringen somit viele unterschiedliche geschichtliche und thematische Bezüge und Erinnerungen ein. Das bringt neue Herausforderungen, aber auch Möglichkeiten der Bezugnahme auf NS und Holocaust mit sich, die es notwendig machen, gegenwartsgesellschaftliche Entwicklungen in die Analysen miteinzubeziehen (Assmann 2013).

„Dabei spielt auch eine wichtige Rolle, dass sich die Medienlandschaft durch den allgemeinen Zugang zu digitalen Medien und insbesondere zu den sozialen Medien stark verändert. Welche Bedeutung haben nationale Zugehörigkeiten noch in einer digitalen Welt, in der jede von jedem gleichweit [sic!] entfernt ist und auf dasselbe Repertoire von Bildern, Texten und Tönen zugreifen kann? Ebenso hat sich die Zusammensetzung der Gesellschaft in Zeiten der Einwanderung grundsätzlich gewandelt. Hinzu kommt, dass die Deutschen immer stärker im Begriff sind, ihre Geschichte auch als Teil einer gemeinsamen europäischen Geschichte zu begreifen. All das erfordert und ermöglicht neue Zugänge zur Vergangenheit, die Auswirkungen auf die Qualität der Erinnerungskultur haben werden.“ (ebd., 14)

Erinnerungs- und Gedenkkultur heute ist ein uneindeutiger Komplex an Narrativen, Diskursen und bespielten Materialitäten. Nicht nur das Gedenken und Erinnern, sondern auch die Geschichtsschreibung und -wissenschaften selbst haben seit 1945 Wandlungsprozesse durchgemacht, neue Themenfelder sind aufgetaucht, dominante Perspektiven kritisch hinterfragt worden. Auch aktuelle politische Entwicklungen können einen Einfluss auf die Betrachtung und Deutung von Geschichte haben. Mit diesem Bewusstsein galt es, sich Reutte und seinem Netz lokaler Geschichte(n) anzunähern. Besonders die Vermeidung der Stärkung einer homogenen, nationalen Erzählung zu NS war zentral in der Arbeit und Durchführung der Intervention: Anhand von Orten sollten lokale Geschichten erzählt werden, die zu einem Nachdenken einladen. Diese alltäglich vertrauten geografischen Kristallisationspunkte vielfältiger Geschichten machen die großen, eine nationale Identität festigenden Narrative unnötig. Der Ort an sich sollte für die Rezipient:innen der Intervention an Tiefe gewinnen, unabhängig davon, woher diese kommen und in welcher Art und Weise ein Bezug zu Reutte und Österreich besteht.

Meiner Intervention ist außerdem eigen, dass sie neben dem Format der Spaziergänge eine Ebene enthält, auf der eine historische Recherche und Aufarbeitung der lokalen Geschichten erfolgten. Es ist also wichtig, sich den Unterschied zwischen Erinnerung und Historisierung zu vergegenwärtigen, auch wenn die Grenzen fließend sind und in meinem Projekt beide Ebenen ihren Platz

finden. Das Vorhaben öffentlicher Spaziergänge bedeutet die Sichtbarmachung von Orten im Sinne einer Historisierung, die gängige normative Erinnerungsangebote vermeiden will, um aber gleichzeitig ein Erinnerungsangebot zu schaffen. Genau diesem Spannungsfeld gilt es sich in der autoreflexiven Aufarbeitung zu widmen.

„Erinnerung, verstanden als einen Verbindlichkeiten schaffenden Vergemeinschaftungsmechanismus, ist nicht gleichzusetzen mit dem Prozess der Historisierung. Geschichte schreiben heißt immer auch, den Absolutheitsanspruch von Erinnerung in Frage zu stellen.“ (Frölich u. a. 2012b, 16f)

Orte, Topografie und Geschichte

Doch auf welche Grundlage stützte sich mein Vorhaben, *Orte* zu historisieren und so die Geschichte für die Teilnehmer:innen sichtbar bzw. greifbarer zu machen?

Orte bestehen immer in einer Wechselwirkung mit dem sozialen Leben in ihnen, um sie herum und auf sie bezogen. Das bedeutet, dass das Soziale und die Bedeutung, die wir Orten geben, diese als solche konstituieren. Umgekehrt wird unser soziales Leben maßgeblich dadurch geprägt, wo es sich abspielt. Ein Ort ist laut dem Soziologen Thomas F. Gieryn mehr als ein Punkt auf einer Landkarte. Neben einer Adresse und seiner Materialität hält er immer auch „meanings and value, and it is the object of labile and contested narrations and imaginations“ (Gieryn 2000, 113). Auch die geschichtliche Gewachsenheit eines Ortes und seiner sozialen und individuellen Bedeutung(en) gehen m.E. mit dieser Ortsdefinition einher.

An einem Ort lagern sich im Laufe der Zeit Gebrauchs-, Bedeutungs- und Erinnerungsschichten ab, von denen manche als Spuren sichtbar sind, aber viele andere unsichtbar bleiben. Mit welchen Schichten man sich auseinandersetzt, und auf welche Weise diese sichtbar gemacht werden, ist Ergebnis individueller Entscheidungen und sozialer Umstände. Da Orte keine natürliche Essenz haben, sondern immer mit gesellschaftlichen Konstruktionsvorgängen verknüpft gedacht werden sollten, gibt es nicht *die* Geschichte eines Ortes (Massey 1995). Das gilt es mitzudenken, wenn Licht auf gewisse Spuren oder ihr Fehlen geworfen wird.

Das Bewusstsein für die multiplen Möglichkeiten, durch die Geschichte in Orten präsent sein kann, sollte eine zu eindeutige Zeichnung ihrer Identität in meiner Arbeit verhindern. Es ging mir nicht darum, zu fragen, was ein Ort ist oder worin seine Identität besteht, sondern abgelagerte Schichten unterschiedlicher Beschaffenheit (materiell, sozial, semantisch) sichtbar zu machen. Diese von mir sichtbar gemachten Schichten können nie vollständig beschrieben oder aufgelistet werden. Sie stehen für die Historizität eines Ortes, mit der es sich auseinanderzusetzen lohnt, aber nicht für seine widerspruchsfreie und vollständig abspulbare Geschichte. Massey beschreibt ein nötiges Verständnis von Orten und ihrer Geschichte, das die Identitätsfalle zu vermeiden hilft, wie folgt:

„A way of understanding which, in the end, [does] not try to seal a place up into one neat and tidy ‚envelope of space-time‘ but which recognise[s] that what has come together, in this place, now, is a conjunction of many histories and many spaces.” (Massey 1995, 191)

Topografische Arbeiten haben den großen theoretischen Mehrwert, dass sie die materielle Dimension, die soziales Leben ja immer hat, auch für die Geschichte erfassen können. Die Auseinandersetzungen mit der Topografie von geschichtlichen Ereignissen v.a. für die Zeit von NS und Holocaust, ermöglicht außerdem, die zeitliche Periode, die im Mittelpunkt steht, nicht isoliert von den Phasen davor und danach – bis in die Gegenwart – zu verstehen. Schließlich wird sich mit den Orten und Topografien, die Bezüge zu Vergangenem aufweisen, in einem Heute auseinandergesetzt, das – durch ihr Aufsuchen – nicht auszuklammern möglich ist. Topografische Vorgangsweisen sprengen oftmals die Grenzen von Disziplinen. Auch sind historiografische Grundlagen, die das Identifizieren und Kontextualisieren von Orten und der in ihnen abgelagerten Schichten ermöglichen, nicht nur für rein wissenschaftliche Auseinandersetzungen fruchtbar. Der Stadtspaziergang, den ich entwickelte, verlässt wissenschaftlichen Boden zugunsten einer Intervention im Sinne der Wissensvermittlung und des Anstoßes eines Nachdenkens über die Geschichte. Wichtige Arbeiten, an denen sich mein Vorhaben orientierte kommen so ebenfalls aus unterschiedlichen Bereichen.

Die historiografisch-topografischen Sammlungen und Sichtbarmachungen von Erinnerungs- und Gedenkortern (auch) in Tirol im Rahmen der Projekte *Digitale Erinnerungslandschaft (DERLA)* (Lamprecht o. J.) und *Gedächtnislandschaft Tirol* (Schreiber 2019) waren für mich hilfreich – zum einen als Informationsquelle, zum anderen, weil sie eindrucksvoll die materielle Dimension nicht nur von Geschichte, sondern ganz besonders von ihrem Umgang mit ihr aufzeigen und sie als relevant markieren. Eine analytischere topografische Auseinandersetzung mit dem Umgang mit Geschichte leistet das Projekt *Politics of Remembrance* für Wien (Manoschek und Pirker 2018). Das Projekt analysiert die stadträumliche Verteilung von Erinnerungs- und Mahnmälern in Wien, auch entlang wichtiger inhaltlicher Kategorien und über die zeitliche Achse, und verknüpft die Erkenntnisse mit Fragen nach der Erinnerungs- und Gedenkpolitik im öffentlichen Raum. Auch ortstheoretische Überlegungen kommen dabei und in begleitenden Publikationen zum Tragen, was sich nicht zuletzt in der Konzeptualisierung der Überlagerungen von und Beziehungen zwischen Schichten an einem Ort durch die Wortneuschöpfung des „Me-Moiré“ zeigt, das – mehr noch als das oft verwendete Wort „Palimpsest“ – „a coexisting, multilayered divergence of temporalities, issues, and social and political dimensions present in the urban memorial landscape“ erfassen soll (Pirker, Rode, und Lichtenwagner 2019, 2).

Die wissenschaftliche Aufarbeitung der topografischen und stadträumlichen Dimensionen von Entstehung und Entwicklung der Soziologie in Wien in dem Forschungsprojekt *Wiener Verortungen*, an dem ich mitwirken durfte, brachte mir auch für mein Masterarbeitsvorhaben wichtige Erkenntnisse: So zeigen die *Wiener Verortungen* einerseits, wie materielle Bedingungen maßgeblich auf die sozialen und historischen Entwicklungen einwirken und belegen so die schon thematisierte Wechselwirkung zwischen Sozialem und Orten. Zum anderen zeugt das Projekt vom Mehrwert topografischer und ortsbezogener Fragestellungen, da sie uns erlauben, gängige Schemata und Kategorisierungen im Blick auf die Geschichte hinter uns zu lassen und die Aufmerksamkeit auf bis dato blinde Flecken in der Geschichtserzählung zu richten (Reinprecht und Walch 2020).

Zuletzt soll noch Heimrad Bäcker eindrucksvolle topografische Auseinandersetzung mit Mauthausen (Bäcker 2003) Erwähnung finden. Die Behutsame, aber auch bedingungslose Erschließung eines so markanten Ortes belegt die Wichtigkeit des

Miteinbezugs von Örtlichkeit und Materialität in eine kritische Auseinandersetzung mit Geschichte und Geschichtsumgang. Heimrad Bäcker führt dabei vor Augen, dass auch die Lücken, die Auslassungen und die Invisibilisierung von Orten oder Spuren politische und soziale Grundlagen und Funktionen haben. Nicht nur dass es einen Ort gibt, sondern in welchem Kontext dieser existiert und auf welche Arten er (nicht) bespielt wird, geben Aufschluss über die Gesellschaft und ihre Geschichtspolitik und -auffassungen. So schreibt Bäcker über den leeren Steinbruch in Mauthausen:

„Der ausgeräumte Steinbruch verstärkt das Negativbild des Umganges mit Erinnerung. So wurden alle Blöcke, die noch auf einer Aufnahme aus den frühen siebziger Jahren zu sehen sind, Stein, der von Häftlingen gebrochen wurde (seit 1945 liegt der Steinbruch brach), Stein, an dessen Last Aberhunderte auf der Todesstiege zugrunde gingen (die historischen Quellen belegen es), beseitigt und vermutlich mit Gewinn verkauft [...]“ (ebd., 284)

--

Auf die Einführung in das für die Interventionserstellung relevante Kontextwissen folgt nun eine Auseinandersetzung mit Walter Benjamins (Kritik am) Geschichtsbegriff. Ziel des folgenden Abschnitts ist es, zu zeigen, dass seine Überlegungen eine Rahmung bieten, die sich um das Kontextwissen fügt und dieses so für die Umsetzung der Intervention handhabbar macht.

4.2 Theoretische Rahmung: Geschichtsannäherungen mit Walter Benjamin

„So, als ein im Jetzt der Erkennbarkeit aufblitzendes Bild, ist das Gewesene festzuhalten.“ (Benjamin 2015a, 591f)

Autoethnografischer Prolog

Am Abend des ersten März dieses Jahres saß ich gemeinsam mit dem Fotografen Clemens Braun in einer Bar in Reutte in Tirol. Wir waren in Reutte, weil Clemens für meine – die Ortsspaziergänge begleitende – Broschüre die Fotos gemacht hat. An jenem Abend des ersten März trafen wir in der Reuttener Bar den bereits mehrmals erwähnten Historiker und Reuttener Richard Lipp. Er ist achtzig Jahre alt und, wie gesagt, in Reutte sehr bekannt: Wer Informationen zu historischen Themen benötigt, geht zu ihm – Journalist:innen, das Bezirksmuseum, die Gemeinde, Privatpersonen, die beispielsweise ihre Familiengeschichte erforschen möchten. Oder ich. Schon vor dem Treffen am 1. März hatte ich mich ausgiebig mit Richard Lipp unterhalten, das mehr als zweistündige Gespräch auch aufgenommen (Lipp1a, Lipp1b). Das war nicht mein erster Berührungspunkt mit ihm. Vor dem Interview hatte ich die für mein Thema relevanten, von ihm verfassten Publikationen gelesen (Lipp 2004, 2010, 2013, 2016, 2018) und schon erste Grundzüge seines Geschichts- und Historisierungsverständnisses zu erkennen geglaubt. Diese Grundzüge traten dann im Interview sehr deutlich hervor. Im zweiten Gespräch, bei dem auch Clemens anwesend war, verdichteten sie sich weiter. Das Gespräch drehte sich, unter anderem, ums historische Forschen, um seine Kritik am „Übereifer“ oftmals jüngerer Kolleg:innen (die er bereits in einer E-Mail an mich angedeutet und im Interview weiter ausgeführt hatte), die allzu schnell die (Mit-)Schuld historischer Akteur:innen an den Gräueln des Nationalsozialismus anklagten. Dabei umriss er seinen Ansatz einer „objektiven“ Geschichtswissenschaft, die sich in die damaligen Verhältnisse einfühlen will, die Menschen, ihre Entscheidungen und den Kontext damals nachvollziehen will und – besonders wichtig – „die Geschichte vom Anfang her“ denkt. So solle vermieden werden, dort Schlüsse zu ziehen, wo wir nur Schlüsse ziehen können, weil wir von einem Heute auf die Vergangenheit schauen, in dem wir

klüger sind und Erkenntnisse über die Vergangenheit erlangen, die damals, als die heutige Vergangenheit eine Gegenwart war, gar nicht zu erlangen möglich waren.

Diese Formulierung – man solle die Geschichte „vom Anfang her“ denken – beschäftigte mich seither. Sie brachte Fragen mit sich, die ich mir in Hinblick auf die eigene Arbeit and den Spaziergängen und der Broschüre stellte, die ich sogar teilweise in den Texten der Broschüre aufgreife. Der Kern der Fragen lässt sich vielleicht ungefähr so formulieren: Wie umgehen mit der Tatsache der Aktualität, die jegliche Beschäftigung mit Gesellschaft, auch die historische, beinhaltet? Wie integriere ich das Heute, von dem ich immer ausgehe, in meine Arbeit?

Nach einem intensiven Roadtrip durch den Bezirk Reutte, auf dem Clemens sich fotografisch mit für das Projekt relevanten Orten auseinandergesetzt hatte, saßen wir zwei Tage nach dem Gespräch mit Richard Lipp im Zug zurück nach Wien und reflektierten wieder über diesen Halbsatz: die Geschichte vom Anfang her denken. Es stellte sich heraus, dass sowohl Clemens als auch ich schon am Abend des Gesprächs unweigerlich an Walter Benjamin denken hatten müssen. Dieser bricht in seinen Thesen *Über den Begriff der Geschichte* (Benjamin 2010), an denen er bis zu seinem Tod 1940 gearbeitet hatte, mit einem Historismus, der an den von Richard Lipp formulierten Ansatz erinnert. These Nummer VII beschreibt diesen Historismus in einer Art, die es unmöglich macht, nicht an Lipps „Vom-Anfang-her“ zu denken:

„Fustel de Coulanges empfiehlt dem Historiker, wolle er eine Epoche nacherleben, so solle er alles, was er vom spätern Verlauf der Geschichte wisse, sich aus dem Kopf schlagen. Besser ist das Verfahren nicht zu kennzeichnen, mit dem der historische Materialismus gebrochen hat. Es ist ein Verfahren der Einfühlung. Sein Ursprung ist die Trägheit des Herzens, die *acedia*, welche daran verzagt, des echten historischen Bildes sich zu bemächtigen, das flüchtig aufblitzt.“ (Benjamin 2010, 85f)

Seit dieser Zugfahrt war für mich klar, dass ich Walter Benjamin in Reutte brauchte. Die einfache wie wichtige Grundannahme, dass jegliche erinnerungskulturelle Intervention notwendigerweise mit einem bestimmten Verständnis von Geschichte operiert, das es – auch als Ersteller:in einer Intervention – zu reflektieren und kritisch zu hinterfragen gilt, rahmt diese Erkenntnis. Benjamins Nachdenken über Geschichte und das Erzählen von Geschichte(n) ist für meine eigene Arbeit an Broschüre und

Spaziergang relevant, für die Beziehung meiner Arbeit zu Clemens' Fotografien, es stellt für die kritisch-selbstreflexive Aufarbeitung der von mir geleisteten Intervention das nötige geschichts- und erkenntnistheoretische Instrumentarium zur Verfügung. Auch das Vorhaben der Masterarbeit selbst lässt sich mit Benjamins Überlegungen fassen: Broschüre und Intervention beschäftigen sich nämlich nicht nur mit Geschichte und führen somit einen eigenen Begriff von Geschichte und Geschichtlichkeit mit sich, der einer Analyse unterzogen werden kann. Auch Intervention und Broschüre *leben*, d.h. sie *haben* ihre eigene Geschichte und sind selbst historisierbar (Weidner 2022). Beides muss und kann zusammengedacht werden, um einer Analyse im Sinne Benjamins gerecht zu werden. Dieser hatte im *Passagen-Werk* (Benjamin 2015a, 2015b) selbst immer wieder darauf hingewiesen, dass jenes eine Arbeit über das 19. Jahrhundert, aber auch über die Arbeit an einer Arbeit über das 19. Jahrhundert sei, also selbstreflexive Komponenten benötige, ging es ihm nämlich auch darum, „[d]ie Geschichte der Passagenarbeit, ihrer Entwicklung nach, auf[z]uzeichnen“ (2015a, 578). Wichtige Grundzüge seines geschichtstheoretischen Denkens sollen im Folgenden dargestellt werden. Besonders intensiv habe ich mich dafür mit den Thesen *Über den Begriff der Geschichte* (Benjamin 2010) und dem *Passagen-Werk* (Benjamin 2015a, 2015b), das in zwei Bänden vorliegt und an welchem Benjamin ab 1927 bis zu seinem Tod gearbeitet hat, auseinandergesetzt. Beide genannten Werke blieben fragmentarisch, unabgeschlossen. Das *Passagen-Werk* bündelt vor allem Aufzeichnungen und Notizen, Exzerpt- und Zitatsammlungen; diese Aufzeichnungen sind – neben einigen Exposéversionen und Aufsatzentwürfen – in 44 Themenkonvolute unterteilt, die nach Buchstaben geordnet sind (A-Z, a-r, zuzüglich weiterer Konvolute aus „Früheren Notizen“, (vgl. Benjamin 1991a)). Neben dieser Benjamin-Auseinandersetzung soll schließlich der Versuch unternommen werden, wichtige Prinzipien seines Geschichtsdenkens mit Fragen der Erinnerungskultur und mit ortssoziologischen und -historischen Gedanken zu verknüpfen, um so das Potential, das historische und erinnerungskulturelle Hinwendungen zu den Orten bergen, deutlich zu machen und den Grundstein für die Entwicklung der Ansprüche, die ich an meine Intervention gestellt habe, zu legen.

Geschichte(n) bei Benjamin

Walter Benjamins Geschichtsverständnis selbst hat eine – vielfach erforschte – Geschichte. Auch dessen Rezeption kann historisiert werden. Auffällig ist, dass meist vor allem die Texte ab 1925 herangezogen werden, wenn über Benjamins Geschichtsbegriffe geschrieben wird: Besonders zu nennen sind dabei die auch von mir im vorliegenden Text fokussierten fragmentarisch gebliebenen posthumen Veröffentlichungen *Passagen-Werk* und *Über den Begriff der Geschichte* (Benjamin 2010), da die theoretische Auseinandersetzung mit Geschichte in ihnen besonders explizit zutage tritt. Schon von Beginn richtet sich Benjamins Schreiben jedoch gegen die konventionelle Geschichtsschreibung und ihre Institutionen und untermauert so seine Herrschafts- und Kulturkritik, das zeigt eine umfassende Arbeit von Greiert (2011). Die einführende, mystifizierende Art, Geschichte zu schreiben wie sie dem konventionellen Historismus eigen sei käme der Gruppe der Herrschenden, Unterdrückenden, den Siegern zugute (ein Gedanke, der in John Bergers *Ways of Seeing* (2008) prominent aufgegriffen wurde). Anspruch der von Benjamin geforderten Beschäftigung mit Geschichte – das wird spätestens seit Beginn seiner Marxismusrezeption in den späten 1920er Jahren erkenntlich – ist es, sich mit den Rändern, den Brüchen, dem „Abfall der Geschichte“ (z.B. Benjamin 1991a, 575 und 1030) auseinanderzusetzen, und zwar aus einem „Jetzt der Erkennbarkeit“ (Benjamin 2010, 2015a, 2015b). Ziel ist daher nicht, wie in der bereits erwähnten These VII besprochen, ein Einfühlen in eine historische Epoche unter Ignoranz des späteren Verlaufs der Geschichte, sondern das In-Beziehung-Setzen, die Konstellationsarbeit, die dialektische Verbindung unterschiedlicher Epochen miteinander, deren spezifische Ausgestaltung maßgeblich davon geprägt ist, in welchem „Jetzt“ wir uns befinden. Eine solche Auseinandersetzung setzt an die Stelle eines konventionellen, linearen und fortschrittsorientierten Verständnisses ein dialektisches, historisch-materialistisches. Sie ist daher immer auch politisch-emanzipatorisches Programm. Im Marxismus sieht Benjamin eine wichtige Stütze im Kampf gegen die machtstabilisierende konventionelle Geschichtserzählung, auch wenn er ihn unorthodox auslegt und mit einer theologisch-messianischen Sichtweise verbindet (Greiert 2011; Lienhard 2010; Tiedemann 2015; Weidner 2022). Sich mit Geschichte

auseinanderzusetzen, wird bei Benjamin so zu einer Art Erlösungstherapie für die Gesellschaft, Geschichtsbeschäftigung ist – anders als für die von ihm an vielen Stellen gezeichnete idealtypische Figur des:der konventionellen Historiker:s:in – eben gerade kein Selbstzweck. Die historisch-materialistische Deutung dialektischer Bilder, die in Konstellationen aus Jetzt und Gewesenem „aufblitzen“ (z.B. Benjamin 2015a, 591f), ist für Benjamin das Verfahren zur Befreiung einer Gesellschaft von ihrer Vergangenheit, die nötig ist, um deren Zukunft zu retten: Eine Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit, wie sie Benjamin vorschwebt, ist gleich einem Erwachen aus einem Alptraum, der hinter ihr liegt und den sie doch noch träumt, der noch auf ihr lastet (Benjamin 2015a, Tiedemann 2015). Es geht Benjamin um nichts geringeres als um eine kulturgeschichtliche Auseinandersetzung mit der Geschichte, „bis die ganze Vergangenheit in einer historischen Apokastasis in die Gegenwart eingebracht ist“ (Benjamin 2015a, 573). Die Doppelsinnigkeit, die sich darin ausdrückt, der Vergangenheit im Jetzt einen Platz zu geben, sie aufzubewahren, um sich aber von ihr zu lösen und somit eine Zukunft zu retten, ist eine Säule von Benjamins Dialektik. Nicht ein Einfühlen und Verstehen müssen erreicht werden, sondern ein Erwachen und folglich ein Ablösen aus der interessierenden zeitlichen Epoche. Nur so kann sie gedeutet, ja erkannt werden. Benjamins Geschichtstheorie beinhaltet somit die Aufforderung an die Gegenwartsgesellschaft, die Auseinandersetzung mit Geschichte zu suchen. Diese Auseinandersetzung ist Notwendigkeit und Voraussetzung echter gesellschaftlicher Veränderung – Steinert würde sagen: Voraussetzung für die Produktion von Befreiungswissen.

Die dialektischen Bilder bei Benjamin haben monadische Struktur: Sie stehen für sich, und doch entfaltet sich in ihnen das Zusammenspiel unterschiedlicher Epochen, im Bild eines historischen Gegenstands sind seine Vor- und Nachgeschichte angelegt. Wichtig für die Deutung dieser Bilder als Monaden ist ihr Herauslösen aus dem kontinuierlichen Verlauf der Geschichte (Benjamin 2015a, 2010). In diesem Punkt erinnert Benjamins Anspruch, den Geist einer zeitlichen Epoche durch die Beschäftigung mit kleinen Einheiten, die aus dem Gesamtverlauf herausgesprengt wurden, zu erfassen (wie es insbesondere im *Passagen-Werk* geplant war), an Mannheim und dessen Rezeption durch Panofsky (Panofsky 1985). Mit ihren Begriffen könnte man den dialektischen Bildern Benjamins eine Qualität

attestieren, die ikonologisch interpretiert werden kann, auch wenn diese nicht immer visuell sind, sondern oft durch sprachlichen, meist poetischen Ausdruck zu solchen werden (besonders deutlich wird das z.B. im Konvolut *I – das Interieur, die Spur des Passagen-Werks*). Benjamin verknüpft die Theorie einer solchen Methode des Erkennens und Heraussprengens oftmals ästhetischer oder poetischer Details aus einem Gesamtverlauf, deren teils widersprüchliche Bezüge dann historisch gedeutet werden, mit radikaler Kritik am gängigen Fortschrittsbegriff, der Emanzipation unmöglich mache¹¹. Diese Kritik ist ein Bruch mit der Idee *einer* einheitlichen Geschichte, die in ihrer Kontinuität objektiviert und erzählbar gemacht werden kann. Durch diese Abwendung werden vor allem zwei Punkte möglich, die der von Benjamin kritisierte Historismus nicht leistet: Einerseits kann so die neuere, erst kürzlich in die Vergangenheit gerückte Geschichte Gegenstand der Untersuchung werden, und selbst die Gegenwart kann, ja muss historisiert werden (Weidner 2022). Andererseits können unterschiedliche und ambige Perspektiven auf das Gewesene geworfen werden und verschiedene Lesarten Sichtbarkeit erlangen, was vor allem marginalisierte und unterdrückte Stimmen stärkt. Ein solches Verständnis von Geschichte ermöglicht auch eine dialektische Beschäftigung mit der Frage danach, wann und von welcher Position aus wir von einer Unabgeschlossenheit¹² von

¹¹ Der Fortschrittsbegriff, den Benjamin kritisiert, ist buchstäblich der des Fortschreitens, er steht in Zusammenhang mit dem Begriff der Kontinuität: „Der Begriff des Fortschritts“, schreibt er im *Passagen-Werk*, „ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Daß es ‚so weiter‘ geht ist die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende sondern das jeweils Gegebene. So Strindberg - in ‚Nach Damaskus‘? - : die Hölle ist nichts, was uns bevorstünde - sondern dieses Leben hier“ (2015a, 592). In diesem Zitat wird der emanzipatorische Anspruch deutlich, den Benjamin stellt: Emanzipation durch Erwachen und Erkennen der Katastrophe, die mit dem Beanspruchen eines Jetzt der Erkennbarkeit einhergehen. In dieselbe Kerbe schlägt die vielzitierte These über den Engel der Geschichte, der dem Sturm der Verwüstung, den wir Fortschritt nennen, ins Auge blickt (Benjamin 2010).

¹² Zur Frage der Unabgeschlossenheit ist ein Brief Max Horkheimers an Benjamin ein interessantes Dokument. Gerade diese Frage fordere eine dialektische Auseinandersetzung mit Geschichte und ihren Nachwirkungen, im Mittelpunkt steht auch bei Horkheimer ein emanzipatorisches Potential, das sich im Erkennen der Konstellationen zwischen Abgeschlossenem und Unabgeschlossenem entfaltet. Horkheimer stellt die Beobachtung an, dass es zu einfach wäre, von Geschichte als immer

Geschichte sprechen können (und wann nicht). Dass diese Überlegungen Benjamins auch für heutige Auseinandersetzungen relevant sind, zeigt Daniel Weidner (2022). Dieser denkt in einem Aufsatz darüber nach, inwiefern Benjamins Geschichtsdenken aus seinem historischen Entstehungskontext entnommen und für die Auseinandersetzung mit Geschichte aus *unserem* Jetzt fruchtbar gemacht werden kann, und findet die Antwort nicht so sehr in der Kritik am Essentialismus konventioneller Geschichtsschreibung (die mittlerweile wohl fast zum Gemeinplatz geworden ist), sondern im „Kollektivsingular“ *einer* linearen Geschichte:

„Wenn eine Geschichte aus der Perspektive der Täter oder der Opfer radikal anders erscheint, dann betrifft das nicht nur die Moral des Historikers oder die ‚Wertung‘ der Ereignisse, sondern auch den Kollektivsingular ‚der‘ Geschichte. Die radikalen Zäsuren, an denen die Geschichte des 20. Jahrhunderts ja wahrlich nicht arm ist, haben auch ‚die‘ Geschichte zerrissen in verschiedene Geschichten und verschiedene Formen des Umgehens mit der Geschichte.“
(ebd. 38)

Die Konstruktion der Geschichte setzt bei Benjamin deshalb eine Destruktion voraus: Das gilt besonders für den kontinuiertätsgläubigen und homogenisierenden Erzählmodus von Geschichte und unserem Umgang damit, der auch in der besagten

unabgeschlossen, nie endgültig zu sprechen. Die Verluste sind real und an ihnen ist nicht mehr zu rütteln, die, die ihr Leben lassen mussten, die unterdrückt und ermordet wurden, sind Ausdruck der Tatsache, dass Geschichte durchaus abgeschlossen sein kann („die Toten sind tot“) – jegliche Behauptung dagegen käme einem Glauben an das Jüngste Gericht gleich. Horkheimer verfährt weiter, in dem er sich fragt, ob man in der Frage der Unabgeschlossenheit nicht eine Unterscheidung zwischen „positiven“ und „negativen“ geschichtlichen Ereignissen und Tatsachen ziehen müsse: „Vielleicht besteht in Beziehung auf die Unabgeschlossenheit ein Unterschied zwischen dem Positiven und dem Negativen, so daß nur das Unrecht, der Schrecken, die Schmerzen der Vergangenheit irreparabel sind. Die geübte Gerechtigkeit, die Freuden, die Werke verhalten sich anders zur Zeit, denn ihr positiver Charakter wird durch die Vergänglichkeit weitgehend negiert. Dies gilt zunächst im individuellen Dasein, in welchem nicht das Glück, sondern das Unglück durch den Tod besiegelt wird“ (Benjamin 2015a, 589). Wie wichtig die Feststellung ist, dass es eine Abgeschlossenheit von Geschichte durchaus gibt, zeigt sich aktuell sehr deutlich, wenn beispielsweise Holocaustrelativierungen und „-umdeutungen“, oft verpackt in israelbezogenen Antisemitismus, wieder vermehrt in den öffentlichen Diskurs treten.

These VII angesprochen wird. Die Kritik, die in ihr geübt wird, verknüpft Fragen nach Macht und Hegemonieansprüchen mit jenen nach dem Prozess der Überlieferung kultureller und geschichtlicher Dokumente. In These VII tritt auch die Verwandtschaft der Benjamin'schen Kulturkritik mit der Theodor W. Adornos zutage. Auch dieser erkennt in den zivilisatorischen und kulturellen Errungenschaften, den großen Momenten der Menschheit immer ebenso ihre Kehrseite: die Barbarei (Adorno 1977)¹³.

Laut Benjamin rührt der Ursprung der konventionellen, einführenden Geschichtserzählung von einer „Trägheit des Herzens“, die „daran verzagt, des echten historischen Bildes sich zu bemächtigen, das flüchtig aufblitzt“ (Benjamin 2010, 85f). Schon den „Theologen des Mittelalters“ habe diese Trägheit als „Urgrund der Traurigkeit“¹⁴ (ebd.) gegolten. Und weiter:

„Die Natur dieser Traurigkeit wird deutlicher, wenn man die Frage aufwirft, in wen sich denn der Geschichtsschreiber des Historismus eigentlich einfühlt. Die Antwort lautet unweigerlich in den Sieger. Die jeweils Herrschenden sind aber die Erben aller, die je gesiegt haben. Die Einfühlung in den Sieger kommt demnach den jeweils Herrschenden allemal zugut. Damit ist dem historischen Materialisten genug gesagt. Wer immer bis zu diesem Tage den Sieg davontrug, der marschiert mit in dem Triumphzug, der die heute Herrschenden über die dahinführt, die heute am Boden liegen. Die Beute wird, wie das immer so üblich war, im Triumphzug mitgeführt. Man bezeichnet sie als die Kulturgüter. Sie werden im historischen Materialisten mit einem distanzierten Betrachter zu rechnen haben. Denn was er an Kulturgütern überblickt, das ist ihm samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen bedenken kann. Es dankt sein Dasein nicht nur der Mühe der großen Genien, die es geschaffen haben, sondern auch der namenlosen Fron ihrer Zeitgenossen. Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein. Und wie es selbst nicht frei ist von

¹³„Vielmehr ist das Element der Barbarei an der Kultur selber zu durchdringen“, schreibt Adorno beispielsweise in *Spengler und der Untergang* (1977, 71).

¹⁴Diese Trägheit ist alles andere als harmlos, und sie ist allemal Anlass zur Traurigkeit, in Benjamins messianischer Logik verhindert sie gar die Erlösung der Gesellschaft und die Rettung der Zukunft.

Barbarei, so ist es auch der Prozeß der Überlieferung nicht, in der es von dem einen an den andern gefallen ist. Der historische Materialist rückt daher nach Maßgabe des Möglichen von ihr ab. Er betrachtet es als seine Aufgabe, die Geschichte gegen den Strich zu bürsten.“ (ebd. 86)

Das Theoretisieren und Nachdenken über diesen „Prozess der Überlieferung“ spielt für meine Arbeit eine tragende Rolle. Auch ich überliefere Geschichte(n), konstruiere Narrative und besitze sowie verbreite Annahmen über die Gesellschaft, den Verlauf und den Zusammenhang von historischen Ereignissen etc. Die Art und Weise der Überlieferung, so der Anspruch meiner Intervention, soll die Kriterien erfüllen, die Walter Benjamin für die Vorgehensweise der historischen Materialist:innen aufstellt. Immer wieder jedoch gab es Momente, an denen ich an meine Grenzen gestoßen bin. Das, was Benjamin „Einfühlen“ nennt, ist auch mir bei mir selbst begegnet.

Mit Benjamin über Erinnerungskultur nachdenken

Ich möchte ein Beispiel aus meiner eigenen Arbeit zur Illustration heranziehen, das mir helfen wird, Benjamins Geschichtsdenken mit Fragen zu Erinnerungs- und Gedenkkultur zusammenzubringen. Auch in der Erinnerungskultur gibt es homogenisierende und mystifizierende – an den historischen Kollektivsingular appellierende – Tendenzen, die es kritisch zu hinterfragen gilt. Ich, als Produzentin einer Broschüre und Leiterin von historischen Ortsspaziergängen, muss außerdem aufpassen, diese nicht in meiner eigenen Arbeit zu reproduzieren. Es muss eine Sensibilität gegenüber den Deutungsweisen erlangt werden, die Geschichte erfährt, sowie ein Bewusstsein für die vielen Brüche, die nicht nur in der Geschichte selbst, sondern auch in individuellem wie kollektivem (und oftmals schwer politisiertem) Erinnern liegen. In einer Rezension über Jünger schreibt Benjamin folgendes über den Krieg und dessen Position innerhalb der Geschichten unterschiedlicher historischer Akteur:innen:

„[D]er Sieger behält den Krieg, dem Geschlagenen kommt er abhanden; [...] der Sieger schlägt ihn zum Seinigen, macht ihn zu seiner Habe, der Geschlagene besitzt ihn nicht mehr, muß ohne ihn leben.“ (Benjamin 1991b, 242)

Dieser Verlust, den Benjamin anspricht, wird von Daniel Weidner (2022) als das übersetzt, was wir heute „Trauma“ nennen. Wie Geschichte in uns arbeitet und sich in ihre Akteur:innen einschreibt prägt Formen und Möglichkeiten des Nachdenkens über und Erinnerns von Geschichte. Das Zerfallen der *einen* Geschichte in eine Vielheit von Geschichten (die in gesellschaftlichen Debatten nicht selten alsbald hierarchisiert werden) verlangt nach „neuen Formen“ (Weidner 2022) der Geschichtsbeschäftigung. Dominante Narrative müssen in diesem Sinn permanent hinterfragt und einer kritischen Untersuchung im Sinne derer unterzogen werden, die als Unterdrückte Verluste erlitten. Blinde Flecken müssen aufgedeckt, marginalisierte Geschichtsstränge aus der Unsichtbarkeit geborgen werden.

Im Kontext dieser Überlegungen scheint besonders interessant, dass viele Denker:innen einer kritischen Erinnerungs- und Geschichtskultur das stark opferfokussierte Gedenken¹⁵ infrage stellen und kritisieren, das sich in den

¹⁵ Mit „opferfokussiertem Gedenken“ meine ich die Fokussierung der tatsächlichen Opfer der Verfolgung des nationalsozialistischen Regimes in der Erinnerungskultur – unter Auslassung wichtiger Fragen nach Verantwortung und Täter:innenschaft. Die österreichische Situation ist besonders interessant, weil hier der Opferbegriff seit 1945 unterschiedliche, oftmals widersprüchliche Verwendung findet und in den Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs verschiedene Logiken des Opfergedenkens zugleich nebeneinander existierten. Pirker (2021) unterscheidet in Anlehnung an Aleida Assmann grundlegend sakrifizielle von viktimologischen Formen des Opfergedenkens, denen die deutsche Sprache, anders als bspw. die englische, mit dem für beide Formen verwendeten Wort „Opfer“ keinen differenzierten Ausdruck zu verleihen vermag. Erzählungen von Wehrmachtsoldaten, die einerseits *Opfer gebracht* hatten, andererseits aber *als Opfer* einer fremden Armee gedacht wurden, von Widerstandskämpfer:innen, die sich patriotisch für ein unabhängiges Österreich *geopfert* hatten, und dann natürlich von Österreich *als erstem Opfer* Deutschlands drängten lange die Geschichten der tatsächlich vom NS-Regime Verfolgten und Vernichteten in den Hintergrund. Relikte der Instrumentalisierung des Opferbegriffs bspw. für den lange Zeit auch vom offiziellen Österreich getragenen „Opfermythos“ gibt es in der österreichischen Gesellschaft bis heute, Kannonier-Finster und Ziegler (2019) konstatieren aber, dass sich mittlerweile auch in Österreich der dominante Gedenkmodus auf die Opfer des NS-Regimes, allen voran Jüd:innen (zunehmend auch Rom:nja, als homosexuell und als „Berufsverbrecher“ Verfolgte) fokussiert. Der Mythos von Österreich als „erstem Opfer“ der Hitler’schen Aggressionspolitik diente dem offiziellen Österreich zur Herstellung einer einheitlichen Erzählung zur Stärkung einer von der Verantwortung am Holocaust entlasteten nationalen Identität. Im Zuge der Waldheim-Debatte erodierte diese Erzählung – eine wichtige

ehemaligen Täterländern Deutschland und Österreich in der Nachkriegszeit als der Hauptmodus in Sachen Aufarbeitung von NS-Geschichte etabliert hat (Frölich u. a. 2012a, 2012b; Kannonier-Finster und Ziegler 2019; Messerschmidt 2012) ¹⁶. Das scheint auf den ersten Blick irritierend. Die Kritik rührt aber daher, dass bei vielen der opferfokussierten Gedenkplätze, -monumente oder -ereignisse ein Bild suggeriert wird, das eine Identifikationsfläche für uns alle bietet, die wir im Zuge dieser Veranstaltungen trauern und gedenken, die es eigentlich so nicht geben kann. Der Großteil der Menschen in Österreich und Deutschland sind Nachfahr:innen Nicht-Verfolgter. Für uns ist es entlastend und profitabel, den Fokus ganz auf die Opfer zu legen, uns einzufühlen und unsere Trauer über ihre Schicksale auszudrücken. Das Trauern um die Opfer ist als gesellschaftliche Praxis natürlich notwendig, da so ein wichtiger Raum für die Unterdrückten und Ermordeten und ihre Geschichten geschaffen wird. Wenn es jedoch die einzige erinnerungskulturelle Maßnahme bleibt läuft dieses Opfergedenken Gefahr, die Täter:innenseite sowie die Beziehung zwischen Opfern und Täter:innen im Nationalsozialismus zu verschleiern, außerdem

Vorbedingung für Veränderungen in Gedenkpolitik und Erinnerungskultur. Zum österreichischen Opfermythos gibt es heute eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten (z.B. Uhl 2001). Auch ist davon auszugehen, dass eine Fokussierung der Opfer des NS-Regimes gerade deshalb leicht zur problematischen Identifikationsfläche für Nachfahr:innen Nicht-Verfolgter in Österreich wird, weil bereits durch den Opfermythos die Selbstviktimisierung über viele Jahrzehnte eine wichtige Säule der öffentlichen Erinnerungspraxis zu NS und Holocaust war. Aber auch eine Überstrapazierung des Opfermythos als Haupteklärung für erinnerungspolitische Entwicklungen nach 1945 ist mittlerweile Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, so z.B. bei Peter Pirker (2021), der am Beispiel der Politik rund um das nationale Heldendenkmal am Wiener Heldenplatz zeigt, dass lange v.a. die „Würdigung der Aufopferung der Bürger für Heimat und Vaterland als ein historisch und gegenwärtig brauchbarer Wert“ (ebd. 352) im Zentrum der österreichischen Erinnerungspolitik stand, also insbesondere sakrifizielle Formen des Gedenkens wirkmächtig praktiziert wurden und eine Identifikationsgrundlage schufen.

¹⁶ Es wird auf die Kritik am rein opferfokussierten Gedenken auch in der deutschen Wochenzeitung *DIE ZEIT* vom 11.4. verwiesen, in der ein Dossier über die *Gedenkstätte Buchenwald* veröffentlicht wurde (Henk 2024). Der Gedenkstättenleiter Jens-Christian Wagner hat auch auf der Tagung zum 60-jährigen Bestehen des *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* im Jänner 2024 in Wien über die Problematiken des rein opferfokussierten Gedenkens in unserer Gesellschaft gesprochen.

suggestieren solche Erinnerungsdiskurse und -interventionen, dass Geschichte als Ganzes abgeschlossen werden kann und sollte (Kannonier-Finster und Ziegler 2019). Wesentlich anspruchsvoller, aber umso wichtiger wäre es, Formen der Erinnerung zu etablieren, die sich mit Fragen um Verantwortung und Schuld unserer Vorfahr:innen auseinandersetzen und das Bild des Verlusts von Opfern zu brechen, die betrauert werden, als wären sie damals aus einer als solche empfundenen „Mitte der Gesellschaft“ gerissen worden. Dass dem nicht so war, sondern dass die Menschen, die vom nationalsozialistischen Regime verfolgt, ermordet und unterdrückt wurden vor allem solche waren, die auch in den Jahrzehnten davor und danach keineswegs „in die Mitte der Gesellschaft“ gelassen, sondern diskriminiert, diffamiert und exkludiert wurden, wird im konventionellen opferfokussierten Gedenken oft nicht thematisiert (ebd.). Diese Art von Gedenken ist herrschaftsstabilisierend, sie schafft keine ernstzunehmende Voraussetzung für Ideologie-, Macht- und Gesellschaftskritik. Sie – um es mit den Worten John Bergers zu sagen – „mystifiziert“ (Berger 2008, 16). Die Fokussierung rein auf die Opfer ermöglicht es, die, von denen Gewalt und Repressionen ausgingen, zu decken und unangetastet zu lassen. Der Blick auf Struktur sowie einflussreiche Akteur:innen der nazistischen Gesellschaft wird verstellt: Eine Erzählung, die den Herrschenden dient.

Auch ich habe im Zuge der Beschäftigung mit Reuttes Vergangenheit gemerkt, wie viel leichter es mir fiel, Texte über Opfer zu schreiben. Auch die Vorstellung, bei den Spaziergängen über die Opfer und ihre Schicksale zu reden, löste bei mir weniger Nervosität aus, als darüber nachzudenken, wie ich über Profiteur:innen und Täter:innen des Naziregimes in diesem lokalen Kontext sprechen würde. Die Nervosität wurde gesteigert durch meine Gespräche mit Richard Lipp. Dieser ließ mich in mehreren Situationen seinen Unmut darüber spüren, dass ich aus einem Heute heraus Verantwortungen von Personen benennen und von Schuld reden wollte. Menschen, die so verfahren, besitzen laut Richard Lipp vor allem eines: „Die Gnade der späten Geburt“ (Mittermayr 2016)¹⁷. Mein Anspruch war es aber, die

¹⁷ Diese Ansicht Richard Lipps wurde 2016 in der *Tiroler Tageszeitung* zitiert, es ging um die Diskussion um eine Straße, die nach einem ehemaligen hochrangigen Nationalsozialisten benannt ist - die Straße war auch eine Station meines Spaziergangs.

Unsichtbarkeit der Täter:innen und Profiteur:innen – und somit ihr Schützen – zu brechen: Nur so konnte ich zu einem Verständnis über Struktur und Herrschaftsverhältnisse innerhalb der nazistischen sowie innerhalb der Nachkriegsgesellschaft beitragen. Gleichzeitig spürte ich Angst vor den Momenten, in denen sich diese Sichtbarmachung vor einer Öffentlichkeit vollzog. Ich wollte nicht „mit dem Zeigefinger“¹⁸ auf jemanden zeigen, vor allem, weil ich die Nachfahr:innen der besagten Personen meist kenne, Reutte ist ein kleiner Ort, wirklich anonym ist dort niemand. Diese Tatsache hat während des Ausarbeitens der Texte für die Broschüre zu seltsamen und komplizierten Scheinlösungen geführt, die ich mir überlegt habe: Bei einer, von mir als besonders kontrovers bewerteten Station habe ich zu Beginn einen Text über den bereits in der Einleitung erwähnten Walter Dejaco¹⁹

¹⁸Diese Formulierung – „mit dem Zeigefinger auf jemanden zeigen“: Ich habe sie in Bezug auf Walter Dejaco oft gehört, mir wurde von unterschiedlicher Seite mit Nachdruck empfohlen, auf eine solche Vorgehensweise (oder auch auf die Aufnahme des Themas/Ortes in meinen Spaziergang) zu verzichten. Diese Empfehlung unterstellt schon fast eine Art Nähe meiner Arbeit zu Denunziant:innentum, wo eigentlich aber auf wissenschaftlicher Basis über nationalsozialistische Geschichte gesprochen werden sollte. Das ist, gerade weil eine wichtige Funktionsweise innerhalb der nazistischen Gesellschaft das zivilgesellschaftliche Denunziant:innentum war, eigentlich eine Umkehrung der Rollen. Mit einer solchen Umkehr kann Aufarbeitung gegebenenfalls delegitimiert und Gesellschaftskritik zum Verstummen gebracht werden.

¹⁹Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Dejaco erfolgte in der Broschüre selbst, hier nur kurz zum weiteren Verständnis dieses Teils der Masterarbeit: Walter Dejaco, in den 1970ern im ersten Wiener Auschwitz Prozess als Hauptangeklagter vor Gericht, war Leiter des Planungsbüros des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau. Er war als Architekt für die Planung u.a. der Gaskammern und Krematorien zuständig, auf seine Entwürfe gehen die Massenvernichtungsanlagen nachweislich zurück. Auch wurde er vor Gericht angeklagt, in Auschwitz 12 Häftlinge ermordet zu haben. Zu Kriegsende war er SS-Obersturmführer, der SS war er bereits 1933 (damals noch als Illegaler) beigetreten. Er wurde von den Geschworenen einstimmig und in allen Punkten freigesprochen und steht somit exemplarisch für die österreichische Nachkriegsjustiz und ihr Scheitern (Loitfellner 2006). Dejaco lebte nach dem Krieg in Reutte und plante dort unter anderem das Pfarrheim der Franziskaner im Ortszentrum (*Paulusheim*). Dieses Pfarrheim ist eine Station meines Spazierganges – der Ort verweist auf die gescheiterte NS-Nachkriegsjustiz, die Verstrickungen der Kirche sowie die Rehabilitation hochrangiger Nationalsozialist:innen in die österreichische Gesellschaft. Im Benjamin'schen Sinn ist Dejaco ein Sieger. Den Erinnerungen der Zeug:innen, die meist ehemalige KZ-

geschrieben, ohne ein einziges Mal seinen Namen zu nennen. Für mich war diese Lösung entlastend und ein Kompromiss, mit dem ich zunächst sehr (selbst-)zufrieden war. Erst ein Gespräch mit meinem Masterarbeits-Betreuer Christoph Reinprecht über dieses Vorgehen ließ mich erkennen, dass ich genau das machte, was ich schon im Exposé kritisierte: Ich schützte die Täter:innen, verwischte ihre Spuren, machte zwar einen Schritt in die sichtbarmachende Richtung, aber scheute dann wieder zurück. Kurz: Ich stabilisierte und reproduzierte Ordnungswissen und Herrschaft. Dabei bevormundete ich einerseits die Leser:innen der Broschüre und Teilnehmer:innen an den Spaziergängen, sowie auch die Nachfahr:innen, ging ich schließlich von Anfang an davon aus, dass ich ihnen historische Tatsachen, die wissenschaftlich umfangreich aufgearbeitet sind, nicht zumuten kann. Aber vor allem machte ich es mir selbst bequem in dem, was Benjamin wohl als einführende Trägheit des Herzens bezeichnen würde. Nach dieser Erkenntnis schrieb ich den Text um, der Name Walter Dejaco findet sich in der Broschüre und erfährt keine schützende Behandlung meinerseits. Die Nervosität aber blieb bis zum Abschluss des letzten Spaziergangs.

Und die Orte?

Fragen stelle ich in der Broschüre und bei den Spaziergängen meist ausgehend von den Orten: Worauf verweisen diese? Wer hat sie gebaut? Warum wurden sie gebaut? Wen ehrt ihre Benennung? Welche Spuren können wir an ihnen erkennen? Warum gibt es keine Spuren mehr? Was bedeuten Symbole und Bemalungen an den Fassaden? Wer hat hier gewohnt? Was ereignete sich hier? Wie haben sich Besitzverhältnisse über die Jahrzehnte verändert, und warum? – und viele weitere

Häftlinge waren, wurde in den Prozessen und in der medialen Öffentlichkeit kein Raum gegeben, sie wurden auf unterschiedliche Weise abgewertet (Allen 2007; Loitfellner 2005, 2006). Gesiegt hat eine Erzählung, die Dejaco von jeder Verantwortung an den Verbrechen freispricht. Diese Erzählung wurde hegemonialisiert und juristisch legitimiert. Richard Lipp sagte mir zum Thema Dejaco: „Freispruch ist Freispruch“. Jegliche Beschäftigung mit dem Thema sei Rufschädigung und Zeitvergeudung (eben ein „mit dem Zeigefinger auf jemanden zeigen“). Die Kehrseite dieser Ansicht ist die aktive Herstellung von Unsichtbarkeit der Perspektiven der (im juristischen Sinn sogar buchstäblichen) Verlierer:innen.

Fragen. Orte erlauben mir also, *andere* Fragen nach der Vergangenheit zu stellen und gleichzeitig die Verankerung der Fragen in einem Heute, einem „Jetzt der Erkennbarkeit“ nicht aus den Augen zu lassen, denn ihr Aufsuchen und die Eindrücke, die wir von Orten gewinnen, besitzen eine Aktualität, die auch eine physische Dimension umfasst. Walter Benjamin fordert ein Herauslösen des geschichtlichen Gegenstands aus der Kontinuität der Geschichte. Orte, so meine These, ermöglichen das. In ihnen ist nichts kontinuierlicher Verlauf, sondern unterschiedliche Epochen und Verweise kulminieren in ihnen, deren Beziehungen zueinander keine „rein zeitlichen“ sind.

„Nicht so ist es, daß das Vergangene sein Licht auf das Gegenwärtige oder das Gegenwärtige sein Licht auf das Vergangene wirft, sondern Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt“,

schreibt Benjamin in seinem *Passagen-Werk*. Und weiter:

„Mit anderen Worten: Bild ist die Dialektik im Stillstand. Denn während die Beziehung der Gegenwart zur Vergangenheit eine rein zeitliche, kontinuierliche ist, ist die des Gewesenen zum Jetzt dialektisch: ist nicht Verlauf, sondern Bild <,> sprunghaft“ (Benjamin 2015a, 576f).

Diese Bilder gilt es herauszulösen und als Monade einer historisch-materialistischen Untersuchung zu unterziehen, sowie ihren dialektischen Gehalt zu erkennen. Das drückt sich auch in der Struktur der Fragen aus, die gestellt werden: Nicht „wie ist es eigentlich verlaufen“, oder „was *ist* dieser Ort“, sondern semantische und dialektische, also die Doppeldeutigkeiten und Widersprüche eines Gegenstandes anerkennende Fragen müssen gefunden werden. So rücken gewisse Aspekte in den Mittelpunkt der Darstellung für den Stadtspaziergang. Von Interesse sind bspw. Bedeutungs- und Narrativverschiebungen an Orten, die sich u.a. in Namensänderungen ausdrücken; oder die sorgfältige Restaurierung und das Nachmalen von NS-Symbolen auf Hausfassaden bei gleichzeitiger ausstehender Kontextualisierung; Die Fragen an die Orte sollen in meiner Arbeit die sich überlagernden Schichten aus Bedeutungen, Lesarten, Materiellem und Sozialem, die sich an ihm bündeln, in den Blick nehmen.

Nach Orten zu fragen und entlang dieser zu forschen, ermöglicht nicht nur einen unkonventionelleren Blick auf die Geschichte; auch hilft eine solche Methode, die Suche nach den Bildern und den Konstellationen, die sie bergen, topografisch (in ihrer räumlichen Verankerung) zu strukturieren und somit zu systematisieren und vor einem willkürlichen Zugriff zu schützen, vor dem auch Benjamin warnt.

„Die [klassische, konventionelle, NW] Geschichtsschreibung hat denn auch von jeher aus diesem kontinuierlichen Verlauf einen Gegenstand einfach herausgegriffen. Aber das geschah ohne Grundsatz, als Notbehelf; und ihr erstes war denn auch immer, den Gegenstand ins Kontinuum wieder einzubetten, das sie sich in der Einfühlung neu erschuf. Die materialistische Geschichtsschreibung wählt ihre Gegenstände nicht leichter Hand. Sie greift nicht, sondern sprengt sie aus dem Verlauf heraus.“ (Benjamin 2015a, 594)

Orte überdauern die Menschen²⁰, die sie prägen (in Wechselwirkung: Orte prägen Menschen, Menschen prägen Orte), die Gesellschaftsstrukturen, die auf sie einwirken, und ihnen werden zu unterschiedlichen Zeiten, von unterschiedlicher Seite die unterschiedlichsten Bedeutungen zugeschrieben. An ihnen lagern sich im Laufe der Zeit Gebrauchs-, Bedeutungs- und Erinnerungs-Schichten ab, von denen manche als Spuren sichtbar sind, aber viele andere unsichtbar bleiben. Diese bestehen nicht nebeneinander, sondern in komplexen Konstellationen miteinander. In den Orten arbeiten die Geschichten unserer Gesellschaft in all ihren

²⁰Nicht zufällig finden sich im bereits erwähnten Dossier der *ZEIT* zur Gedenkstätte des KZ Buchenwald folgende Sätze: „An diesem Sonntag findet in Buchenwald wie in jedem April die Gedenkfeier zum Jahrestag der Befreiung statt. [...] Wie immer werden sich ehemalige Häftlinge auf dem Appellplatz versammeln. Und es werden wieder weniger sein als beim letzten Mal, 2015 waren es mehr als sechzig, vergangenes Jahr zehn, diesmal [2024, NW] sind acht angemeldet. Was verschwindet, sind die Menschen, die davon erzählen können, weil sie es überlebt haben. Was bleibt, ist der Ort, an dem es geschah.“ (Henk 2024) – Dass dieser Ort und das Erzählen im Zusammenhang mit ihm nicht 1945 stehengeblieben sind, sondern ein Weiterleben hatten, neu bespielt und von verschiedener Seite umkämpft werden, zeigt das ganze Dossier. Der Ort hat nicht aufgehört, lebendig zu sein. In ihm interagieren unterschiedliche Elemente seiner Geschichte bis ins Jetzt, in dem ihnen in sozialen und meist kollektiven Konstruktionsprozessen Bedeutung gegeben wird.

Widersprüchlichkeiten. Sich mit Orten, ihrer Bedeutung für die Gesellschaft und ihrer Konstitutionskraft für das Soziale auseinanderzusetzen kann deshalb helfen, historisch-materialistische Fragestellungen zu formulieren, auch, um nicht in gängige Schemata zu verfallen und nur entlang dieser zu denken (Opfer-Täter, gut-böse, damals-heute etc.), denn „[e]s kommt ja nirgends auf die ‚großen‘, nur auf die dialektischen Kontraste an, die oft Nuancen zum Verwechseln ähnlich sehen. Aus ihnen aber gebiert sich das Leben immer neu“ (Benjamin 2015a, 573).

Montagearbeit

Welche Fragen wir an Orten stellen und welche Bilder wir in ihnen erkennen, hängt maßgeblich von unserem Jetzt ab. Diese Bilder sind nicht so sehr dadurch geprägt, auf welche Zeiten sie verweisen, als dadurch, was wir im Jetzt in ihnen deuten können.

„Der historische Index der Bilder sagt nämlich nicht nur, daß sie einer bestimmten Zeit angehören, er sagt vor allem, daß sie erst in einer bestimmten Zeit zu Lesbarkeit kommen. Und zwar ist dieses ‚zur Lesbarkeit‘ gelangen ein bestimmter kritischer Punkt der Bewegung in ihrem Innern. Jede Gegenwart ist durch diejenigen Bilder bestimmt, die mit ihr synchronistisch sind: jedes Jetzt ist das Jetzt einer bestimmten Erkennbarkeit.“ (Benjamin 2015a, 577f)

In diesem Bewusstsein wurde eine Annäherung an die Orte und die Topografie der Vergangenheit Reuttes angestrebt. Wie sehr Benjamin selbst sensibel war für die Örtlichkeiten, in die Geschichte sich einschreibt und in denen unterschiedliche Epochen Konstellationen miteinander eingehen, zeigt nicht zuletzt das *Passagen-Werk*. Das Materielle und Örtliche sind zentrale Kategorien für seine Ausdeutung des 19. Jahrhunderts, in ihnen bündeln sich soziale, semantische und symbolische Wahrheiten, die es zu bergen gilt. „Die Materie lacht in poetisch-sinnlichem Glanze den ganzen Menschen an“, schreibt Benjamin (2015a, 584) im erkenntnistheoretischen Konvolut N. Die Passagen an sich stehen dafür exemplarisch, sind sie doch Ausdruck einer bestimmten historischen Konstellation und Orte, die als Bilder dialektisch, also in all den in ihnen enthaltenen Widersprüchen und Doppeldeutigkeiten, in Benjamins Jetzt gedeutet werden

müssen. Auch seine Beschäftigungen mit der Figur des Flaneurs oder mit dem Interieur und seinen dokumentensinnlichen Spuren im *Passagen-Werk* beweisen die Relevanz, die Benjamin räumlichen Strukturen und Praktiken zuschrieb, die mit Materiellem interagieren und auf dieses einwirken, die so selbst historisiert werden und ein Nachdenken über materielle Dimensionen von Geschichtlichkeit stimulieren können (Benjamin 2015a, 2015b, 1991a).

Die Auseinandersetzungen mit den Figuren und Bildern, in denen die Konstellationen zwischen Jetzt und Gewesenem „bildhaft aufblitzen“ sind bei Benjamin – sicher auch aufgrund der fragmentarischen Struktur wichtiger Werke – oft vignettenhaft. Sie haben den verspielten Charakter von Gedankenexperimenten, poetisch-mythologischen Übungen. Das Verfahren dieser Übungen beginnt oftmals mit einem Gegenstand, der eben, herausgesprengt aus einer Kontinuität der Geschichte, als ein Kristallisationspunkt von Geschichtlichkeit anerkannt und dann als Bild gedeutet wird. Bilder unterschiedlicher Art sind im Übrigen für Benjamins gesamte Gedankenwelt konstitutiv, nicht zuletzt sind es vor allem Sprachbilder/Metaphern oder bildhafte Beschreibungen, die an die Stelle eines Systems präziser Begriffsbestimmung treten (Greiert 2011). Das macht das Lesen der Texte nicht einfacher, ist jedoch konsequent: Die Form, in der Benjamin sein Programm artikuliert, ist somit zugleich Ausdruck und Umsetzung dieses Programms, das den Bildern, ihrem Erkennen und Deuten einen hohen Stellenwert zuschreibt.

Im *Passagen-Werk* stellt Benjamin auch Fragen nach der Anschaulichkeit der Ergebnisse historisch-materialistischer Geschichtsbetrachtung. Auch hierfür spielen die Bilder eine große Rolle. Er empfiehlt das Verfahren der Montage, ein Kommentieren der aufblitzenden Bilder, die „Dialektik im Stillstand“:

„Ein zentrales Problem des historischen Materialismus, das endlich gesehen werden sollte: [...] auf welchem Wege es möglich ist, gesteigerte Anschaulichkeit mit der Durchführung der marxistischen Methode zu verbinden. Die erste Etappe dieses Weges wird sein, das Prinzip der Montage in die Geschichte zu übernehmen. Also die großen Konstruktionen aus kleinsten, scharf und schneidend konfektionierten Baugliedern zu errichten. Ja in der Analyse des kleinen Einzelmoments den Kristall des Totalgeschehens zu entdecken. Also mit dem historischen Vulgärnaturalismus zu brechen. Die

Konstruktion der Geschichte als solche zu erfassen. In Kommentarstruktur.”
(Benjamin 2015a, 575)

Beinahe beiläufig macht Benjamin in obigem Zitat auf den Konstruktionscharakter der Geschichtserzählung aufmerksam, den es zu erfassen gilt. Man überliest den kleinen Satz gerne, doch die vorangestellte Polemik gegen den „Vulgärnaturalismus“, der Geschichte essentialisiert, ja als naturgegeben darzustellen pflegt, lässt wenig Zweifel an seinem Anliegen²¹. Für das Erzählen von Geschichte als Montage bedeutet das: Im Bewusstsein, dass man konstruiert, erzählen, und diese Konstruktion nicht verschleiern oder unreflektiert und -kommentiert lassen.

Epilog

Das Potential von Benjamins Ansatz des Geschichtsdenkens ist emanzipatorisch. Ermächtigung wird, um noch einmal zusammenzufassen, messianisch gedacht und zielt auf eine Rettung der Zukunft durch das Deuten dialektischer Bilder, in denen Konstellationen aus Jetzt und Gewesenem aufblitzen, die in einem Jetzt der Erkennbarkeit zur Lesbarkeit gelangen. Wo andere Vorankommen wollen, will Benjamin erlösen. Nicht zufällig sieht Benjamin in der Theologie eine wichtige Quelle für das Nachdenken über Geschichte. Mit ihr leitet er für die Geschichtsschreibung des historischen Materialismus eine messianische Kraft her. Dieser Messianismus birgt für Benjamin das Potential zum Ausbruch aus dem fortschrittsorientierten Geschichtsverständnis, und zur Möglichkeit echter gesellschaftlicher Veränderung:

„Geschichte“, so Greiert, „darf nicht länger auf die Überzeugung eines Fortschreitens durch eine unendliche Zeit gegründet werden. Der bloßen Projektion gegenwärtiger Bedingungen auf die Vergangenheit und in die Zukunft ist eine unbedingte Möglichkeit von Veränderung entgegenzuhalten.

²¹Der Hinweis auf die Konstruktion von Geschichte ist deshalb so wichtig, weil Benjamin sich damit klar von dem Verfahren der Rekonstruktion dessen, was geschehen ist, abgrenzt, die unter der Illusion einer erreichbaren Objektivität operiert. Er stellt fest: „Die ‚Rekonstruktion‘ in der Einfühlung ist einschichtig, die ‚Konstruktion‘ setzt die ‚Destruktion‘ voraus“ (2015a, 587).

Und diese Möglichkeit bietet für Benjamin eine messianische Geschichtsauffassung“ (Greiert, 2011, p. 47).

Für das Erlösen der Gesellschaft aus ihrem Alptraum der Geschichte ist die Verankerung einer solchen historisch-materialistischen Erlösungsarbeit in der *Gegenwart* Grundvoraussetzung (Benjamin 2010, 126). Das ist die Besonderheit bei Benjamin, die mich überzeugt. Die Beschäftigung mit der Geschichte ist an ein Engagement um die Zukunft geknüpft, das sich dadurch auszeichnet, dass es die Aktualität, aus der wir nicht fliehen können, historisch denkt. In dieser Gedankenübung liegt ein rettendes Potential, das Gesellschaft ermächtigen kann. Eine letzte Frage bleibt wohl – und dabei habe ich Richard Lipps prüfende Skepsis im Ohr – zu beantworten: Wie wappne ich mich mit diesem Verständnis, das Konstellationen in den Blick nimmt und Bilder deutet, anstatt „vom Anfang her“, linear und einführend zu erzählen, gegen die Gefahr, vorschnell zu urteilen und im Erzählen allzu suggestiv-moralisch zu werden? Immerhin geht es um nichts Geringeres als das Erlösen aus einer „als defizitär aufgefaßten Wirklichkeit“ (Greiert 2011, 50).

Ich halte es – auch hier – mit Walter Benjamin:

„Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen.“
(2015a, 573)

5 Reflexive Aufarbeitung des Projekts

5.1 Die Broschüre

Intro: Broschürenarbeit als Montagearbeit?

Für mich war das Schreiben der Kapitel der Broschüre zu den Orten und ihren Geschichten mitunter ein Experimentierfeld. Dabei haben mich Fragen nach Geschichtsbegriffen, Erinnerungskultur(en) und jene nach der Darstellbarkeit und Vermittlung von Geschichtswissen beschäftigt. Wie schreibe ich Texte, von denen ich möchte, dass sie in den Lesenden eine Auseinandersetzung anstoßen, ohne dabei suggestiv zu sein? Wie vermeide ich herrschaftsstabilisierende, mystifizierende und homogenisierende Erzählfiguren? Wie gehe ich mit bereits vorhandenen Kontroversen oder Debatten um, wie treffe ich meine Auswahl der Themen? Entstanden ist eine ca. 60-seitige Broschüre mit sieben orts- und geschichtsbezogenen Texten und einem Vorwort, jeder Text kann als eine Übung verstanden werden, an der ich mich versucht habe. Die Montagearbeit bestand in meinem Fall im In-Beziehung-Setzen gegenwarts- und vergangenheits-bezogener Elemente, ohne dass dabei eine homogenisierende geschichtliche Linie entwickelt wurde. Brüche, Fragen, Debatten, Widersprüche, Multiperspektivität und die Dokumentation unterschiedlicher Herangehensweisen an die Orte stehen sich in den Texten gegenüber. Nicht nur gibt es Konstellationen zwischen den Textelementen, sondern auch zwischen Text-, Bild- und (topo-)grafischen Elementen im Büchlein. Die Auswahl der Orte, an denen die Fotografien geschossen wurden, ergeben sich aus ihrer historischen Relevanz. Gleichzeitig entstanden sie im Jetzt, und verstecken das auch nicht. So sollen die Bilder eine kontinuierliche Bewusstmachung über die Aktualität ermöglichen, aus der die Auseinandersetzung in der Broschüre erfolgt. Gleichzeitig bilden sie, wie ihr Fotograf Clemens einmal anmerkte, keine vollständige Spurenlese ab, sondern sind selbst wohl mehr Spuren einer Spurensuche.

Inhaltliches Konzept, Textarbeit und Sprache

/

Nach der historischen Recherche und dem Erarbeiten des Kontextwissens sowie parallel zur Auseinandersetzung mit theoretischen Werken erfolgte das Auswählen der Orte. Die Auswahl musste einigen Kriterien standhalten, die sich einerseits aus den Erkenntnissen meiner Lektüre der historiografischen und sozialwissenschaftlichen Literatur, andererseits aus pragmatischen Überlegungen ergeben hatten.

Anzahl und Auswahl der Orte legte ich aufgrund der folgenden Überlegungen fest: Nachteil eines Spaziergangs als Format der Vermittlung ist, dass dieser nicht barrierefrei ist. Die Broschürenproduktion stellte deshalb sicher, dass Personen, die nicht mobil sind, an den Inhalten teilhaben konnten. Außerdem sollte die Barrierefreiheit, wenn nicht erreicht, so doch zumindest angenähert werden. Die Route zwischen den Orten sollte auch für eingeschränkte Geher:innen sowie Rollstuhlfahrer:innen bewältigbar sein (also sich im Ortskern von Reutte, auf einer Strecke von ca. 2km abspielen, ohne dass Treppen und andere Hindernisse einer Teilnahme im Rollstuhl im Weg stünden). Meine Inputs pro Ort sollten außerdem nicht kürzer als sieben Minuten sein, sodass genug Zeit war, auch kompliziertere Inhalte zu vermitteln. Insgesamt wollte ich aber meine Redezeit – inklusive Einleitung und Ausklang – nicht länger als eine Stunde werden lassen. Mit einem Diskussions- und Frageblock nach jeder Station und der Gehzeit zwischen den Stationen kam ich so auf eine insgesamt Dauer der Spaziergänge von je zwei bis maximal zweieinhalb Stunden. Gleichzeitig sollten die Texte in der Broschüre ebenfalls einen gewissen Tiefgang haben. So wie für die Geh-Route spielten auch beim Broschürenumfang externe Faktoren eine Rolle, die eine realistische Ortsanzahl vorgaben. Das Budget war limitiert, und aus dieser Limitierung und dem Konzept der Grafikerin (die Seiten sollten nicht zu „dicht gedrängt“ wirken, auch Leerstellen sollten sich ergeben) ergab sich eine gewisse Zeichen- und Seitenanzahl für die gesamte Broschüre. Die Überlegungen zum Routen-, Rede- und Broschürenumfang führten zur Entscheidung, insgesamt sieben Orte physisch wie textlich anzusteuern, damit die Vorgaben eingehalten werden konnten und gleichzeitig die inhaltliche Tiefe nicht verloren ging.

Mit jedem Ort sollte die Möglichkeit einhergehen, ein neues Thema aufzumachen. Die Themen wiederum sollten ermöglichen, nicht nur historische Ereignisse als Vergangenes, sondern auch ihre Implikationen für die Gegenwart sichtbar zu machen. Es ging also nicht nur um Themen wie Zwangsarbeit, Widerstand, Verfolgung, sondern auch um Straßenbenennungen, versteckte Denkmäler, nichtkontextualisierte Skulpturen und Wandmalereien, die ideologische und ästhetische NS-Bezüge aufweisen etc.

Die Themenauswahl sollte – ohne dabei die Möglichkeit einer Vollständigkeit zu suggerieren – ausgewogen sein, einen Bogen spannen. Dabei ließ ich mich davon leiten, was ich in Reutte vorgefunden hatte, welche Themen in der Region besonders relevant waren. Auch versuchte ich, Themen in den Spaziergang aufzunehmen, deren Unsichtbarkeit mich einerseits besonders stutzig gemacht hatte (z.B. Zwangsarbeit, da sie so präsent war im Außerfern), oder deren aktive Unsichtbarmachung ich andererseits selbst beobachtet hatte (z.B. Walter Dejaco, Hermann Stern, Fritz Engel, Hildebert Knittel). Gleichzeitig verstand ich unter Ausgewogenheit, dass sowohl über Opfer des NS-Regimes, als auch über dessen Profiteur:innen, Verantwortliche und Täter:innen, sowie über die verschiedenartigen Beziehungen dieser Gruppen untereinander gesprochen wurde (siehe Kapitel 4.1). Wichtig war dabei nicht das Aufstellen „verdinglichter“ Kategorien und Schemata, sondern das Darstellen von Situationen, in denen Täter:innenschaft eine Rolle spielte, oder Schuld- und Verantwortungsdiskurse (nicht) geführt wurden etc. An dieser Stelle ist anzumerken, dass eine Schwachstelle meiner Arbeit darin besteht, dass ich eigentlich kaum selbst historisch geforscht habe, sondern bereits Erforschtes ausfindig gemacht und aufgearbeitet habe. Das bedeutet, dass es viele Themen gibt, die in der Unsichtbarkeit geblieben sind, einfach, weil meine zeitlichen und finanziellen Ressourcen nicht zuließen, selbst historische Forschung zu betreiben. Ein Beispiel für ein Thema, das dadurch unterging, ist das der „Krankentransporte“ und Ermordung von Kranken sowie behinderten Menschen im NS-Regime. Auch im Außerfern gab es Personen, die Opfer dieser nationalsozialistischen Aktionen wurden, man findet Namen in vom *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* publizierten Listen (DÖW 1984a).

Die Reihenfolge der Orte ergab sich aus pragmatischen Überlegungen: Die Route sollte wegtechnisch „Sinn ergeben“. Es entstanden aber glücklicherweise günstige Abfolgen von Themen. Beispielsweise konnte ich bei der *Paulusheim*-Station zeigen, wie die Rehabilitation von NS-Täter:innen im Nachkriegsösterreich oftmals möglich war und diese außerdem in den meisten Fällen rechtlich unbescholten weiterleben konnten. Eine Station später, beim sogenannten *Grünen Haus* stellte ich dem dann die nicht-ermöglichte Rehabilitation Hermann Sterns, der vom NS-Regime als „Halbjude“ verfolgt worden war, gegenüber, und versuchte, die strukturelle Dimension dieses Kontrasts aufzuzeigen. Die Richtung des Spaziergangs – also Fritz-Engel-Straße zur *Rochuskapelle* und nicht umgekehrt – legte ich fest, weil mir das Ende an der *Rochuskapelle* erlaubte, mit dem Themenkomplex Widerstand abzuschließen. Gerade dieser Komplex, in all seiner Uneindeutigkeit und aufgrund der persönlichen Fragen, die sich viele Menschen stellen, wenn sie mit Widerstandsgeschichten konfrontiert sind, schien mir besonders geeignet für die Platzierung von Gedankenanstößen und -anregungen, was sich bei den Spaziergängen bestätigte.

So kristallisierte sich eine Liste der Orte und damit verbundener Bezüge und Themen heraus. Der nächste Schritt war das Schreiben von Texten zu jedem Ort. Der Ton dieser Texte sollte ein anderer sein als jener von wissenschaftlichen Publikationen für eine fachkundige Leser:innenschaft. Die Leser:innen sollten von Ort zu Ort geführt, Begriffe und Konzepte erklärt und die Texte insgesamt kurzweilig gestaltet sein. Gleichzeitig war es wichtig, Komplexität und Uneindeutigkeit nicht zu vereinfachen oder zu ignorieren. Bezüge zur Gegenwart und zum Umgang mit Spuren und Leerstellen, die die historischen Ereignisse (nicht) hinterlassen haben, sollten außerdem verhindern, dass sich eine klare, homogene Linie herausbildete, die eine falsche Eindeutigkeit suggeriert. Fragen, Ortsbeschreibungen, und zeitliche sowie perspektivische Sprünge waren Stilmittel für eine an die Benjamin'schen Überlegungen angelehnte Montage, die Mystifizieren und Homogenisieren vorbeugen sollte.

Meine Schreibaarbeit durchlief mehrere Runden. Zunächst musste ich mich „warmschreiben“, ohne dabei viel auf Zeichenanzahl und Formelles zu achten. Diese erste Schreibrunde hatte in erster Linie das Finden eines angemessenen Tons, einer

zugänglichen, aber auch kurzweiligen Sprache zum Ziel. Alles, was ich unterbringen wollte, brachte ich, teilweise auf noch sehr verschachtelte, langatmige Weise, unter, und diesen ersten Textversionen merkt man an einigen Stellen auch eine Emotionalität an, die mitschwingt: Es ist ein Drängen spürbar, begreiflich zu machen, dass ich etwas als besonders schlimm, besonders furchtbar ansehe, dass ich gewisse moralische Punkte besonders wichtig machen wollte und deshalb viel Nachdruck aufbaute. Diese ersten Texte wurden dennoch der Grundstein für die weitere Textarbeit, und sie sind im autoreflexiven Sinn erkenntnisreich.

//

Einerseits fielen in den Texten der ersten Schreibrunde an vielen Stellen Formulierungen auf, die ich fast bausatzartig eingefügt hatte, denn auch in mir hatten sich Ausdrucksweisen festgesetzt, die beim Reden und Schreiben über NS immer wieder verwendet werden. Solche Formulierungen und Gemeinplätze galt es in Folge ausfindig zu machen und zu hinterfragen: Was will ich damit aussagen? Welche Assoziationen und Bilder wecken diese Formulierungen? Kann ich einen anderen sprachlichen Ausdruck finden, der treffender ist?

Ein Beispiel für eine Formulierung, die ich zu Beginn an sehr vielen Stellen verwendet hatte, war das generell häufig anzutreffende „die Nationalsozialisten“: Von den Nationalsozialisten ermordet, Flucht vor den Nationalsozialisten etc. Mit dieser Formulierung ging die Problematik des Genders einher: Wie gendere ich „Nationalsozialist(:innen)“? Hohe Posten und Funktionen wurden in der Regel von Männern bekleidet, gleichzeitig war die nationalsozialistisch eingestellte Zivilgesellschaft natürlich nicht nur männlich, und die Unsichtbarkeit von Verantwortung, Handlungen und Situationen nicht-männlicher Personen in den Erzählungen von Geschichte(n), sowie die ahistorische Annahme einer naturgegebenen Binarität der Kategorie Geschlecht sind zurecht wichtige feministische Kritikpunkte innerhalb der Sozial- und Geschichtswissenschaften (vgl. Scott 1986). Ich wandte mich mit dieser Frage an verschiedene Personen, die in Sozial-, Geschichts- und/oder Kulturwissenschaften tätig sind und bekam genauso viele unterschiedliche Einschätzungen. Auf der Website des *Bildungsportals NS-*

Zwangsarbeit bin ich schließlich auf eine „Lösung“ gestoßen, die mich im ersten Moment erleichterte, denn ich freute mich über ein „Rezept“, das einfach angewandt werden konnte. Je länger ich über den Begriff der Reflexivität und was er für meine Arbeit bedeutete, nachdachte, umso weiter entfernte ich mich jedoch von Ansätzen wie diesem, ja, empfand sie als problematisch. Das folgende Zitat, der betreffenden Website des deutschen *Bildungsportals NS-Zwangsarbeit* entnommen, führt das dabei zum Vorschein kommende Denken in festen Kategorien vor Augen:

„In den Texten dieser Webseite wird gegendert, um sowohl Frauen als auch non-binäre und diversgeschlechtliche Personen sichtbar zu machen. Die Entscheidung fiel hierbei auf den Gender-Doppelpunkt, da dieser einer Sprachassistentz ermöglicht den Gender-Gap zu sprechen, also eine Sprechpause zu lassen, und die Vielfalt und Komplexität von Geschlechtsidentitäten zu markieren.

[...]

Queere und transgeschlechtliche Lebensformen wurden durch das NS-Regime nicht geduldet. Die nationalsozialistische Ideologie sah eine klare Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen vor und setzte diese durch. Menschen, die eine Funktion im Nationalsozialismus bekleideten, entschieden sich dafür, diese Ideologie zu repräsentieren. Aus diesem Grund verzichten wir in diesem Bereich auf die Darstellung queerer Identitäten und verwenden das Binnen-I, um Frauen zu repräsentieren. Wenn ein Text aber von den Direktoren der Arbeitsämter spricht, so geschieht das, weil nach derzeitigem Forschungsstand in dem betreffenden Zeitraum keine Frauen dieses Amt bekleidet haben.“ (Bildungsportal NS-Zwangsarbeit o. J.)

Nicht nur wird in diesem Zitat ersichtlich, dass in einer eindeutigen, binären Logik zwischen Täter:innen/Nicht-Täter:innen unterschieden wird und die in der Forschung vermehrt diskutierten Graubereiche und unterschiedlichen Ausdrücke von Agency in den Situationen der Akteur:innen außer Acht gelassen werden. Auch werden diese Kategorien einer unterschiedlichen Behandlung unterzogen und so die Eigenschaft *queer-Sein* (ohne dass dabei der Begriff „queer“ selbst eine historische Einordnung erfährt) mit der moralisch richtigen Seite gekoppelt, der es gegönnt ist, einen progressiven Doppelpunkt zu bekommen. Der Raum für Widersprüche, derer

Geschichten nie arm sind, und für all die Biografien und Handlungen, die uneindeutig bleiben oder nicht in das verkürzte, identitätspolitische Narrativ der Autor:innen passen, bleibt so verschlossen. In der Sprache Adornos und Horkheimers könnte ein solcher Vorgang als „Ticket-Denken“ gefasst werden. Anstatt sich mit der Komplexität und Beschaffenheit einzelner Positionen und Situationen historisch auseinanderzusetzen, werden verdinglichende Kategorien aufgestellt und – je nach eigener politischer Präferenz – mit positiv und negativ konnotierten Eigenschaften gekoppelt (Horkheimer und Adorno 2017). Das Modell des Ticket-Denkens wird von Heinz Steinert aufgegriffen, mit ihm assoziiert er eine „Wir-und-die-Anderen“-Logik, von der auch die intellektuelle Produktion nicht frei ist und mit der es sich kritisch auseinanderzusetzen gilt (Steinert 2007a). Gegenüber dem vereinfachenden Ticket-Denken steht kritische historische Forschung zu Queerness und NS, die zeigt, wie schwierig eindeutige Zuordnungen in diesem Kontext sind. Sowohl queerfeindliche und homophobe Ressentiments vieler NS-Opfer als auch queere Identitäten, die mit dem nationalsozialistischen Regime kollaboriert und dieses auf unterschiedliche Weise unterstützt haben, existierten (vgl. z.B. Hájková 2018). Für all diese Brüche und herausfordernden Zwischenstufen ist in einer Lösung wie der im obigen Zitat präsentierten kein Platz. Ein Gespräch mit meinem Masterarbeitsbetreuer Christoph Reinprecht über die Problematiken solcher Ansätze, und mögliche Lösungen für mein Dilemma ließen mich die Suche nach einem zufriedenstellenden Gendern-Ansatz mit dem grundsätzlichen Hinterfragen dieses „die Nationalsozialisten“-Ausdrucks verbinden. Was wollte ich an jeder einzelnen Stelle, an der ich diesen genutzt hatte, eigentlich sagen? Sehr oft konnte ich so alternative Formulierungen finden, bei denen es nicht nötig war, sich auf eine Art des Genderns festzulegen: Das nationalsozialistische Regime, die Ideologie des Nationalsozialismus etc. waren in vielen Fällen sogar treffendere Formulierungen, gerade für Sachverhalte, bei denen es unmöglich war, mehr über die konkreten Beteiligten zu erfahren. Abgesehen davon blieb die Formulierung an manchen Stellen erhalten, weil sie wichtig war. Als ich beispielsweise von der von Paul Schwarzkopf früh erkannten Gefahr, die für Jüd:innen durch „die Nationalsozialist:innen“ ausging, schrieb, so war das treffend. Ich sprach hier von den nationalsozialistischen Teilnehmer:innen (aller Geschlechter) einer

Gesellschaft, die über Denunziation, Gewalt und andere Mechanismen das Leben von Jüd:innen und anderen Menschengruppen bedrohten und zerstörten.

///

Andererseits erkannte ich an den emotionalen Stellen der Texte, wie stark mich gewisse Aspekte der inhaltlichen Auseinandersetzung persönlich betroffen machten. Dieser emotionale Aspekt der historischen Recherche war über das ganze Projekt hinweg präsent. Ich war regelrecht gefesselt von den Schicksalen bzw. den Schicksals-Bruchstücken, die mir dabei begegneten. Die erste Runde des Schreibens der Texte erlaubte mir, meine eigenen Emotionen zu artikulieren. Ich gab mir so den Raum, die emotionalen Konsequenzen des Forschens vor mir selbst sichtbar zu machen. Viele Passagen beförderte ich nach Fertigstellung der ersten Texte mit den Steuerung-X-Steuerung-V-Tastenkombinationen vom Word-Dokument des jeweiligen Broschürentextes in das Word-Dokument *laufende_dokumentation*, das eine Art Forschungstagebuch war. Durch das Zuteilen eines bestimmten Platzes für meine Emotionen beugte ich vor, dass diese unreflektiert die weitere Recherche- und Textarbeit beeinflussten. Der transparente Umgang mit ihnen sollte verhindern, dass ich Themen mystifizierend behandelte, ohne mir dessen bewusst zu werden. Immer wieder schrieb ich zunächst in den Texten der ersten Runde, dann im Tagebuch, über die Wirkung, die Bilder, vor allem Portraits, von Personen, deren Schicksale mich beschäftigten, auf mich hatten. So wurde ich mir dieser Wirkung bewusst. Die „feinen“ Gesichtszüge Josef Zotz‘ beispielsweise erweckten in mir eine große Sympathie für ihn, in ihnen glaubte ich eine Sensibilität zu erkennen, die ich auch in den durch Erinnerungen Mitgefangener überlieferten Erzählungen von Zotz‘ Handlungen ortete. Das ist keine Regung, die einen Platz in der Broschüre haben und mein Schreiben in eine Richtung lenken sollte, denn sie anekdotisiert und mystifiziert, ist suggestiv und nicht zuletzt kitschig. Aber sie war da, und ich musste darüber schreiben, in meinem Tagebuch, gerade um zu verhindern, dass diese aus Physiognomien abgeleiteten Sympathien unreflektiert eine Rolle spielten. Ich schrieb auch über mein Bedürfnis, zu wissen, wie Hildebert Knittel eigentlich ausgesehen hatte. Über den Moment, als ich einen historischen Zeitungsartikel fand, in dem er als

„dicker Mann“ beschrieben wird. Über die für mich eindrucksvolle Situation, in der ich durch Zufall über ein gemaltes Portrait, das Hildebert Knittel abbildet, stolperte (vgl. Memo_2_24-02-07). Das Gefühl, nun „ein Gesicht zur Geschichte“ zu haben, auch wenn dieses die Interpretation eines Malers war. In Bezug auf Hildebert Knittel schrieb ich auch über die Tatsache, dass er, der in Wien begraben ist, keinen Grabstein, kein Kreuz oder ähnliches hat, auf dem sein Name steht. Das weiß ich – und auch darüber konnte ich im Tagebuch ausführlich schreiben – weil ich mich an einem Frühlingstag aufmachte, um sein Grab am Hietzinger Friedhof zu suchen. Als ich keinen Grabstein fand, ging ich zur Friedhofsverwaltung und erkundigte mich, ob ich falsch war. Man sagte mir, dass ich richtig gewesen war, dass aber wohl niemand sich darum gekümmert hätte, Hildebert Knittel einen Grabstein zu stiften. Ich ging – einer spontanen Regung folgend – Blumen kaufen, und dann erneut zur Stelle des Grabes. Dort versuchte ich zunächst, meine Tränen zurückzuhalten, kam mir lächerlich vor, ließ ihnen aber schließlich freien Lauf. Minutenlang stand ich schluchzend an diesem Ort, und spürte plötzlich die viele Traurigkeit, die sich in mir über die monatelange Recherchezeit aufgestaut hatte – nicht nur bezüglich Hildebert Knittel, sondern bezüglich vieler anderer Geschichten, derer ich mir bewusst geworden war. Es war das erste Mal, dass ich dem Drang, zu weinen, nachgab. Nach dieser Erfahrung weinte ich öfter, und dann schrieb ich über die Dinge, die mich traurig machten in meinem Tagebuch. Ohne diese Schreiberfahrungen hätte ich die Nüchternheit der Broschürentexte nicht gewährleisten können. Nach dem Friedhofsbesuch in Wien redete ich mit Freund:innen viel mehr über die Geschichten, die mich persönlich berührten. In diesen Gesprächen und im Niederschreiben konnte ich mir der emotionalen Aspekte bewusstwerden: Das war die Voraussetzung dafür, für die öffentlichen Broschürentexte nicht in die Falle des Mystifizierens, Emotionalisierens oder Anekdotisierens zu tappen.

In diesen emotionalen Komponenten spiegelt sich auf der anderen Seite bereits die Stärke eines topografischen Ansatzes für die Wissensvermittlung. Berührt wurde ich oft dann, wenn ich Orte aufsuchte, die mit Protagonist:innen, deren Geschichten mich besonders beschäftigten, verbunden waren. Ich erfuhr am eigenen Leib, wie viel es auslösen kann, wenn man sich der Geschichten bewusstwird, die mit den Orten verbunden sind, an denen man sich physisch aufhält. Ich wollte die Teilnehmer:innen

und Leser:innen berühren, Geschichte ein bisschen näher heranholen, greifbarer machen. Mein Bedürfnis, die Orte selbst zu suchen, zeigte mir bereits, dass ein Erkunden von Geschichte über das Topografische dieses Potential, zu berühren, birgt.

IV

Gleichzeitig fand sich teilweise eine performative Emotionalität in den ersten Entwürfen der Broschürentexte. Ich deute das so, dass diese Stellen dazu dienen sollten, meine eigenen Moralvorstellungen klar hervortreten zu lassen. Ich wurde suggestiv, baute wertende Eigenschaftswörter ein, die der Text, wie ich in der zweiten Schreibrunde erkannte, eigentlich nicht brauchte. Die Geschichte(n) sprach(en) für sich und, um Benjamins Formel ein zweites Mal zu zitieren: „Ich [hatte] nichts zu sagen. Nur zu zeigen.“

Im Suggestiven meiner Texte erkannte ich mehr und mehr den eigentlichen Zweck, den ich mir – meist unbewusst – von ihnen versprochen hatte. Anhand dieser Stellen konnte ich meine persönliche Positionierung auf der richtigen Seite der Geschichte ausdrücken. Es gab deshalb einige sehr wichtige und auch peinlich berührende Momente im Überarbeiten meiner Texte. Auf einer theoretischen Ebene ist dieser Drang, sich als „eine:r von den Guten“ darzustellen, erkenntnisreich. Das Denken, das meinen moralisch aufgeladenen Passagen zugrunde lag, drückte sich in der Annahme kategorischer Unterschiede zwischen den – um in der vereinfachenden Ausdrucksweise zu bleiben – „Schlechten“ und den „Guten“ aus, und ermöglichte so eine klare Grenzziehung für die Schein-Analyse von sozialen historischen Situationen und vor allem für die eigene Positionsfindung²². Was sie aber verunmöglicht, ist

²² An diesem Punkt muss ich an die faszinierende psychoanalytische Arbeit von Klaus Theweleit denken, *Männerfantasien*, die den Faschismus als in den Körper eingeschriebenes und sich über Körperzustände manifestierendes Phänomen untersucht und fasst. Sie wird dann inkonsequent und argumentativ schwächer, wenn der Faschismus als das Problem „der anderen“ dargestellt wird. Besonders deutlich wird das im Nachwort der neuesten Auflage von 2019, wo Theweleit im Unterkapitel *Woher die Erektionen im Tötungsvorgang?* schreibt, ihm und den ihm bekannten Männern („uns“) würde „keiner stehen, wenn irgendein ‚Kommandant‘ käme und, unter vorgehaltenem

Reflexivität. Sich als Autor:in oder Urheber:in der Intervention performativ auf die „richtige Seite“ zu stellen ist Ausdruck einer mangelnden Reflexivität und vermeidet das Stellen wichtiger Fragen. Diese Erkenntnis, die ich durch die parallele Lektüre Heinz Steinerts und im Überarbeiten meiner Texte erlangen konnte, ist wohl das schwerwiegendste Argument für die Tilgung alles Allzu-Suggestiven in den Texten.

V

Heinz Steinert versteht die Gesellschaft, wie bereits dargelegt, als Ausdruck eines Herrschaftsverhältnisses. Er beschäftigt sich in seinen Arbeiten zur Reflexivität ganz gezielt mit den Erzeugnissen intellektueller Produktion, wendet seinen Blick der Verantwortung zu, die mit Wissenserzeugung und -verbreitung einhergeht. Auch ich kann mich in meiner Arbeit fragen: welches Wissen habe ich (re-)produziert? Wissen, das die soziale Ordnung hinterfragt, oder Wissen, das die soziale Ordnung aufrechterhält? Teil der sozialen Ordnung sind die in ihr wirkenden Herrschaftsverhältnisse. Ein statischer, reifizierender Blick auf die Gesellschaft und ihre Geschichte stabilisieren diese, helfen, einen Status Quo, der den Dominanten und Herrschenden dient, aufrecht zu erhalten und als naturgegeben hinzunehmen. Diese Ordnung wird nicht immer mit physischer Gewalt durchgesetzt, und ein zentraler Bestandteil von analytischer Reflexivität ist die Auseinandersetzung mit dem eigenen Anteil an der Reproduktion der Herrschaftsverhältnisse der Gesellschaft (Steinert 2007a). Auch deshalb ist die Frage nach der Aktualität im Erzählen von Geschichte, nach der Integration eines Jetzt so wichtig: Die Erzählungen der Geschichte müssen dahingehend geprüft werden, wem sie gedient haben und vor allem heute noch *dienen*. Nur so erreicht man den Modus eines – wie Steinert es ausdrückt – nonkonformistischen, autonomen Intellektuellen (ebd.). Autonomie zu erreichen war ein Bestreben meiner Arbeit. Auch die Broschüre zeigt, dass das nicht immer gelungen ist. Die Produktion der Broschüre fand eingebettet in soziale Situationen statt, diese wiederum waren von einer Vielzahl von Beziehungen

Gewehr, verlangen würde, „vergewaltige diese Frau da“ (Theweleit 2019, 1240). Eine einfache Formel, die Eindeutigkeit verspricht, wo m.E. sinnvoller wäre, in Spektren und nicht in Kategorien zu denken.

zwischen mir und den anderen Akteur:innen des Feldes geprägt. Nicht immer schaffte ich es dabei, eine Autonomie zu ihren Einschätzungen und Einstellungen zur und zum Erzählen von Geschichte zu erlangen. Ich rechtfertigte mein Beugen vor diesen Einstellungen vor allem damit, mein Handeln als strategisch wichtig zu markieren. Bedingt stimmte das, aber in manchen Fällen war meine soziale Angst stärker als mein Vermögen, konsequent kritisch zu sein. Konkret heißt das, dass ich mich vom sozialen Status und vom dominanten Auftreten gewisser Personen beeindrucken ließ. In all meinen öffentlichen Erzeugnissen und Aussagen, seien es Interviews, Vortrag oder Broschürentexte, streiche ich beispielsweise unkritisch die Leistungen Richard Lipps hervor. Diese Leistungen sind tatsächlich zu benennen und seine Forschungen als solche zu markieren. Jedoch schaute ich von Beginn an kritisch und distanziert auf seine Art, zu Forschen. Seinem an vielen Stellen artikulierten Anspruch der Objektivität an sich trat ich bereits sehr skeptisch gegenüber. Aber das willkürliche, verschleierte Verlassen dieses Anspruchs aufgrund persönlicher Verbundenheit und Faktoren, die wiederum allesamt nie Gegenstand seiner Analysen sind, beurteile ich als besonders problematisch. In einem Text über die Zwangsarbeiter:innen im Außerfern stützt sich Richard Lipp auf Zeitzeug:innen, die teilweise selbst von der Ausbeutung der Zwangsarbeiter:innen profitiert haben. Passagenweise macht er deren Berichte zur einzigen Quelle, auf die er sich – ohne zu hinterfragen – stützt. Im selben Text bezeichnet er die Arbeitssituation ziviler Zwangsarbeiterinnen in Ehrwald, die in Lagern festgehalten wurden und untertags in Privathaushalten und auf Höfen arbeiten mussten, als „Erholung“ (Lipp 2016). Dennoch zitiere ich aus diesem Text (vor allem wenn es um Standorte der Lager etc. geht) in der Broschüre, erwähne aber die wissenschaftlichen Verfehlungen, die in diesem Text gleichermaßen vorhanden sind, mit keinem Wort. Schon im Vorwort der Broschüre nenne ich Richard Lipp namentlich, und betone, dass ohne seine Forschungen meine Arbeit unmöglich gewesen wäre. Im Interview mit der Reuttener Rundschau erwähne ich höchstens, dass ich, als Soziologin, andere Fragen an die Geschichte stelle, als Historiker:innen oder Chronist:innen (Pirchner und Walch 2024). Ich vermeide eine klare Positionierung und Kritisierung seiner Methodologie und seiner blinden Flecken und fragwürdigen Äußerungen, die mir aber bekannt und bewusst sind, und zwar immer unter dem Vorwand des Strategischen. Eine genauere

Analyse des Feldes und der Rollen in diesem Feld findet sich im letzten Kapitel. Hier sei nur gesagt, dass ich in der Broschüre vor allem dann Ordnungswissen reproduziere, wenn ich unkritisch die Deutungshoheit von Akteur:innen wie Richard Lipp stabilisiere. Auch er ist Teil des Themenkomplexes „Umgang mit NS-Geschichte“ und deshalb eigentlich Gegenstand meiner Fragestellungen, mehr als bloßer Lieferant von historischen Daten und Informationen. In der Broschüre wird die Kritik an Richard Lipp an keiner Stelle explizit.

Implizit ist diese Kritik natürlich bereits in das Konzept des gesamten Projekts eingelagert. Die Fragen, die ich stelle, der Versuch, auf eine „Einfühlung“ zu verzichten, die Konstellationen, die ich zwischen unterschiedlichen Zeitpunkten bilde, und die Thematisierung historischer Aspekte, die in Richard Lipps Arbeit tabuisiert sind, verstehen sich auch als eine Kritik an der Erzählung von Geschichte(n), wie ich sie in Reutte vorgefunden habe. Die Ausgestaltung der Broschüre ist Ergebnis einer Auseinandersetzung mit Reutte und dem Umgang mit Geschichte, der mir dort begegnet ist.

Im Theoriekapitel habe ich darüber hinaus bereits ein anderes Beispiel geschildert, das zeigt, wie ich an manchen Stellen im Arbeitsprozess Gefahr lief, eine Ordnung aufrecht zu erhalten, die ich aber eigentlich theoretisch von Anfang an kritisierte. Meine Angst vor der *Paulusheim*-Station war so groß, dass ich am liebsten auf sie verzichtet hätte. Gleichzeitig konnte ich aber ein Weglassen nicht mit meinem kritischen Anspruch vereinbaren, und als Zwischenlösung schien mir schließlich einleuchtend, einen Text zu produzieren, der zwar den Sachverhalt schildert, die lokalen Bezüge erklärt, aber keinen Namen nennt. Das wäre der einzige Text gewesen, der auf den Namen seines Protagonisten verzichtet hätte. Alle Opfer nannte ich beim Namen, nur einen so offensichtlichen Verantwortlichen wollte ich decken. Das war ein Einknicken vor der „Mit-dem-Zeigefinger-Zeigen“-Logik, die ich im Theorie-Teil ebenfalls reflektiere. Ich wollte nicht „Rufschädigung“ betreiben, nicht „denunzieren“. Was mich davor schützte, diese Lösung unhinterfragt durchzuziehen, waren einerseits kritisches Feedback von meinem Betreuer Christoph Reinprecht und andererseits die Tatsache, dass ich bereits ein Kapitel mit dem Forschungsstand zu Arbeiten zu Erinnerungskultur ausgearbeitet hatte. Besonders der Kritikpunkt, dass Fragen nach Täter:innenschaft meist nicht gestellt werden, hatte mich

überzeugt. Ich erkannte, dass ich eigentlich auf kritikwürdige Weise dabei half, eine Unsichtbarkeit von Verantwortung und Täter:innenschaft zu reproduzieren. Eine Reproduktion dieser blinden Flecken liefe auf die Stabilisierung eines Herrschaftsverhältnisses hinaus, in dessen Interesse eine gewisse Art der Geschichtserzählung steht, die diese Verhältnisse aufrechtzuerhalten und als naturgegeben zu verschleiern hilft. Vor einer solchen geglätteten Art, Geschichte zu überliefern, warnt auch Benjamin, der ja fordert, die Fragen nach den Verlierer:innen, den Marginalisierten der Geschichte zu stellen und so der konventionellen Geschichtsschreibung etwas entgegenzusetzen. Die Arbeit am Text über *Paulusheim* und Walter Dejaco hat mir besonders eindringlich die Wechselwirkung zwischen theoretischem Wissen und der eigenen Praxis vor Augen geführt, und die daraus gewonnenen Erkenntnisse ermutigten mich, meine Entscheidungen immer wieder zu hinterfragen und auf Spuren von Herrschaft zu untersuchen.

VI

Was die Architektur der einzelnen Texte und gesprochenen Vorträge betrifft, so gab es verschiedenartige Elemente, die ich in jedem Text inkludierte. Zunächst galt es, die Orte im Jetzt zu beschreiben: Wo befinden wir uns, was finden wir vor, gibt es Spuren, Hinweise, Leerstellen? Teil jedes Textes waren natürlich auch historische Passagen: Was hat sich hier ereignet, welche Biografien oder Geschichten sind mit diesem Ort verknüpft? Diese Verknüpfung selbst war ebenfalls Teil der Auseinandersetzung: Ist es eine direkte Verbindung durch ein historisches Ereignis, weil sich etwas dort abgespielt hat? Ist es eine symbolische Verbindung, weil sich ein Zeugnis von bereits etablierter Gedenk- oder Erinnerungskultur an diesem Ort befindet? Ist es eine theoretische Verbindung, die ich konstruiere, weil der Ort auf einen für das Thema relevanten Umstand verweist, eine Rehabilitation beispielsweise? Diese Verbindungen wurden in den Texten aufgeschlüsselt. Weitere Elemente vieler Texte waren reflexive Passagen über das historische Recherchieren selbst: Was sind die Schwierigkeiten, sich mit dem jeweiligen Thema auseinanderzusetzen? Welche Quellen liegen vor? Aus wessen Perspektive sind diese Quellen verfasst? Wem geben diese Quellen eine Stimme? Teil einiger Texte waren auch Begriffsbestimmungen bzw.

Hinweise auf die Uneindeutigkeit von Begriffen. Und schließlich stellten die Texte Fragen danach, wie es nach 1945 weiterging: Was passierte mit den Zwangsarbeiter:innen? Gab es Restitution? Welche Gesetze wurden verabschiedet, um Opfergruppen zu entschädigen? Wie wurde mit der österreichischen Verantwortung umgegangen? Dieser letzte Komplex ermöglichte oft eine erneute Bezugnahme auf das Lokale: Was erinnert heute noch an das Thema des Textes? Gibt es Initiativen der Sichtbarmachung oder werden gewisse Aspekte bewusst in der Unsichtbarkeit gelassen?

Die Aufnahme dieser unterschiedlichen Elemente und Perspektiven in die Texte war deshalb wichtig, weil es sich bei den Texten eben nicht um eindeutige, lineare Erzählungen handeln sollte, sondern um eine Montage unterschiedlicher Fragestellungen, die man an die Orte, sofern man ihren historischen Gehalt anerkennt, richten kann. Wichtig für die Montagearbeit war die Annäherung an die Orte als Kristallisationspunkte von Konstellationen, deren Les- und Erkennbarkeit maßgeblich davon abhängen, wer sich ihnen annähert und in welchem *Jetzt* das geschieht. Das Bewusstsein darüber, dass die Beschreibung der Orte und das Bergen damit verbundener Geschichte(n) also auch von subjektiven Faktoren abhängt, drückte sich im Bemühen aus, in den Texten den Eindruck zu vermeiden, es handle sich bei den Auseinandersetzungen mit den Orten um vollständige, allumfassende Darstellungen von zeitloser Gültigkeit. Mit Benjamin im Hinterkopf versuchte ich, mich den Orten als *Bildern* zu nähern, im Wissen, dass ich eine bestimmte, von mir und meiner Gegenwart abhängige Art hatte, diese zu deuten und zu beschreiben.

Die so entstandene Struktur ermöglicht es, dass Widersprüche und Brüche bestehen bleiben können und so Teil des Nachdenkens über Geschichte(n) werden. Ziel war es, zu zeigen, dass das Erzählen von Geschichte(n) immer ein Konstruktionsvorgang ist, ja „[d]ie Konstruktion der Geschichte als solche zu erfassen“ (Benjamin 2015a, 575). Die Architektur meiner Texte sollte so gebaut sein, dass sich diese Konstruktion nicht vor den Blicken der Leser:innen hinter einer Fassade versteckt, sondern sich den Leser:innen offenbart, transparent bleibt.

Die Montagearbeit umfasste aber nicht nur unterschiedliche Arten von Text und Zeitbezügen innerhalb der jeweiligen Kapitel, sondern galt auch für die Broschüre an sich, die unterschiedliche Formen von Medien und Ausdrucksweisen enthielt. Sie

sollte die Betrachter:innen und Leser:innen so einerseits an den Konstruktionscharakter von Geschichtserzählungen erinnern, und diese andererseits dazu ermutigen, ihre eigenen Lesarten der ausgewählten Orte, Geschichten und Konstellationen zu erkunden. Clemens Braun schoss für die Broschüre Fotos, die für die Geschichte(n) relevante Orte in den Blick nahmen. Juma Hauser entwickelte für diese bildlichen und textlichen Elemente schließlich ein grafisches Konzept, das auch die topografische Dimension des ganzen Projekts zum Ausdruck brachte. Gleichzeitig wird in ihrem Konzept deutlich, wie prägend der topografische Ansatz für die inhaltliche und ästhetische Ausgestaltung des Projekts war.

Fotografien

Im Juni 2024 erschien in der *Zeitgenossin* ein Interview zum Projekt *Die Gegenwart der Vergangenheit*. Leonie Pürmayr stellte an Juma Hauser, Clemens Braun und mich Fragen (Pürmayr u. a. 2024). Über die Rolle der Fotografien im Projekt und die Herangehensweise, mit der Clemens diese schoss, will ich ihn zunächst selbst zu Wort kommen lassen und aus dem Interview zitieren.

„[LP:] Clemens, du hast dem Projekt mit deinen Fotografien eine visuelle Ebene hinzugefügt. Wie bist du dabei vorgegangen? Wie hast du den soziologischen Ansatz von Nora in eine Bildlichkeit übersetzt? Kann die politische Dimension eines Ortes in Fotografien vermittelt werden?

CB: Ich wollte nicht mit einer fixen visuellen Idee an die Orte herantreten, ich dachte mir, das wäre nicht im Sinne der Vergegenwärtigung des Projekts. Konkret habe ich versucht, mich auf das Spezifische der ja sehr verschiedenen Stationen einzulassen, auf die Details, die man erst findet, wenn man vor Ort herumgeht, sich aber auch freimacht von der Vorstellung, den Ort selbst oder die mit ihm verbundenen Geschichten irgendwie ‚abbilden‘ zu können. Da habe ich, wie Nora auch, Walter Benjamin im Ohr, dass *Wie es war* unsichtbar bleibt, es sei denn, man bringt es in Konstellation mit der Gegenwart. In dieser Hinsicht und mit Blick auf die übereinander geschichteten Ebenen als visuelles Motiv berühren die Fotos den soziologischen Zugang, wobei sich letzteres erst im Verlauf ergeben hat. Über unser Titelbild, die touristische

Retro-Fotowand mit den Gucklöchern, sind wir zum Beispiel zufällig bei der Talstation der Zugspitzbahn gestolpert. Das Gruselige dieser leeren Gesichter auszustellen, in denen sich die Umgebung spiegelt, hat für mich schon etwas Politisches, vielleicht sogar Ideologiekritisches: also die gleichzeitige Doppelbödigkeit des Bildes und die unheimliche Doppelbödigkeit dieser Alpenästhetik. Ich denke da an die antisemitische Kampagne gegen den Initiator des Seilbahnprojekts, Hermann Stern, die in der Erfolgsgeschichte der Zugspitzbahn erfolgreich verdrängt wurde. Aber das ist schon der Kultur- und Literaturwissenschaftler in mir, der sich meldet, sobald ich mir selber die Fotos anschau.“ (ebd. 39)

Gerade der letzte Satz scheint mir sehr wichtig. Clemens trifft hier die Unterscheidung zwischen den Momenten, in denen er die Fotos geschossen, die Motive gefunden und abgebildet hat auf der einen, und den Momenten des Anschauens der von ihm geschossenen Fotos auf der anderen Seite. Jedes Anschauen fügt den Fotografien Bedeutungsebenen hinzu und wir, als Produzent:innen der Broschüre, haben die Wirkung, die die Fotografien in der Broschüre auf die Leser:innen haben, eigentlich nicht vollständig in der Hand. Dennoch liegt ein Konzept hinter der Fotoproduktion und hinter der Auswahl der Fotos und ihrer Anordnung und Platzierung in der Broschüre. Der Grundgedanke dieses Konzepts ist in der Aktualität jeglicher Beschäftigung mit Geschichte begründet, wie sie auch Walter Benjamin stark macht. Die Fotos sollten nicht verstecken, dass sie heute, also im Jahr 2024 geschossen wurden. Ganz bewusst verzichtete ich darauf, historische Fotos von Orten, Menschen oder anderem zu verwenden – der Grund liegt vor allem in der bereits beschriebenen eigenen Erfahrung mit der mystifizierenden Wirkung, die vor allem Portraitfotografien auf mich persönlich und meinen Blick auf die Geschichten hatten.

Die Fotos für die Broschüre sollten die Dokumentation der Erkundung unterschiedlicher Orte durch einen zeitgenössischen Menschen sein. Clemens und ich fuhren deshalb zu allen Orten, die für die Geschichten in der Broschüre relevant waren. Dabei war es nicht wichtig, ob heute noch historische Spuren ihrer NS-Bezüge vorhanden sind oder nicht. In Elmen beispielsweise suchten wir lange nach einem Grab, fanden aber nur Leerstellen, für die Clemens in einem Verkehrsspiegel ein Motiv

fand. In Holzgau besuchten wir das Familiengrab der Familie Knittel, auf dem auch Hildebert Knittels Name eingraviert ist, das eigentliche Motiv wurde aber ein anderes, auf das Clemens am Weg vom Friedhof zum Auto stieß. Clemens hatte die Geschichten, die ich mit den jeweiligen Orten verknüpfte, grob, nicht voller Details, im Hinterkopf, aber bemühte sich nicht um historisch anmutende Motive. Auch sollten die Fotos für sich, allein stehend, eine ästhetische Qualität aufweisen. Sie sollten Ausdruck von Clemens' künstlerischer Herangehensweise sein. Ihr Sinn war nicht die Illustration von Geschichten, sondern eigentlich bildeten sie eine Art Gegengewicht zum Historischen, fingen Momente ein. Diese Momente zeugen einerseits von der Materialität dieser Orte: Wir sehen Oberflächen, Strukturen, unterschiedliche Schichten, Vorder- und Hintergründiges. Andererseits sind sie Beweis dafür, dass wir alle, jede:r einzelne von uns, unterschiedliches sehen, wenn wir uns den Orten zuwenden. Was Clemens fotografiert hat, hätte so kein:e zweite:r fotografiert. Was Clemens an Motiven eingefangen hat, wäre einer anderen Person verborgen geblieben. Was Clemens nicht fotografiert hat, wäre vielleicht Gegenstand der Fotografie eine:r:s anderen geworden. Dieser radikal subjektive Blick auf die Orte spiegelt den Konstruktionscharakter jeglicher Erzählung und Verbreitung von Wissen. Die Fotografien sollen daran erinnern, dass die Frage nach Perspektive sich immer stellt.

Grafische Gestaltung

Juma Hauser, die die Grafik der Broschüre entwickelte, soll zunächst ebenfalls selbst zu Wort kommen. Auch hier zitiere ich aus dem schon erwähnten Interview mit der *Zeitgenossin*.

„[LP]: Juma, du warst für die grafische Gestaltung des Projekts zuständig. Wie würdest du das Verhältnis von Projektinhalt und Grafik beschreiben? Wie hast du deine gestalterischen Möglichkeiten eingesetzt? Gibt es so etwas wie einen politischen Zugang im Grafikdesign?

JH: In der Konzeption der Projektgrafik war es mir besonders wichtig, Noras Grundgedanken und Inhalte in einer Weise zu begleiten, die weder illustriert noch dramatisiert. Es ging mir vielmehr darum, eine visuelle Sprache zu

entwickeln, die die unterschiedlichen Teile des Projekts verbindet, dem Anliegen gerecht zu werden sucht, und dabei eigenständige Begleittöne anschlägt.

Bei der Entwicklung der Bildelemente kam mir der topografische Ansatz des Projekts sehr entgegen: Auch wenn es viele Momente und Möglichkeiten für politische Zugänge im Design gibt, manifestiert sich die alltägliche (bio-)politische Relevanz von Grafik selten so stark wie im Kartografischen. Ausgehend von der Route des Spaziergangs habe ich mich für die Gestaltung zweier unterschiedlicher Karten entschieden, die sich wie verbindende Linien zwischen dem Text und den Fotos übereinander legen. Der ‚anleitenden‘ Strecke von Ort zu Ort stehen dabei handgezeichnete Linien gegenüber, die sich bisweilen entziehen, ein Innehalten, Umkehren, ein Umwandern oder mögliches Ausscheren suggerieren. In dieser Betonung eines subjektiven Begegnens kann die gewählte Strategie zugleich aber auch als Hinweis auf eine Nicht-Linearität von Geschichte – und ihrer Vergegenwärtigung – gelesen werden.“ (Pürmayr u. a. 2024, 40)

Das Finden einer grafischen Sprache, die dem Thema einerseits angemessen ist, und andererseits auch eigenständige Impulse mit sich bringt, gelang wohl deshalb so gut, weil Juma Hauser sich inhaltlich auf das Projekt eingelassen hat. Ihre Auseinandersetzung mit meinen Überlegungen, meinen Erzählungen, Recherchen und Texten, aber auch ihr Reagieren auf die Ästhetik der Fotos, die Clemens geschossen hatte, gingen in die Gestaltung der Broschüre ein. Diese Sensibilität für alle Elemente – die inhaltlichen, bildlichen und sprachlichen – ermöglichte das Hervorbringen einer Konstellation aus diesen Aspekten, die so nicht mehr je für sich stehen, sondern ein Ganzes bilden. Auf grafischer Ebene war die Koppelung mit dem Topografischen besonders zentral: Jumas grafische Lösung ist eine Erinnerung an die vielen unterschiedlichen Bewegungen im Raum, die denkbar sind, auch im Erkunden der historischen Bezüge. Als ich ihre „Karte“ der Route zum ersten Mal sah, so musste ich sofort an De Certeaus Auseinandersetzungen mit dem Gehen im öffentlichen Raum, dem er eine subversive und widerständige Kraft zuschreibt, denken. Gerade das Abweichen-Können und das Mäandern, die im Gehen möglicher sind als in

anderen Arten des Vorankommens im Raum, sind dabei ausschlaggebend (De Certeau 1988).

Zusammenarbeit

Vieles, was in der Zusammenarbeit zwischen Clemens, Juma und mir passiert ist, kann ich nicht vollständig theoretisch fassen oder intellektuell durchdringen. Es gab viele intuitive Entscheidungen, was die Anordnung der Bilder betrifft, die ästhetischen Erwartungen und Präferenzen, die Farb- und Sprachnuancen. Wir teilten ein „Gefühl“ für die Themen und Inhalte. Ein Grund für die gelungene Zusammenarbeit sind dabei sicher das viele Austauschen und Reden. Wenn ein Treffen mit Juma im Atelier anberaumt war, dann nahm sie sich Zeit, oft durfte ich vor ihr lang meine neuesten Rechercheergebnisse ausbreiten, mich mitteilen und ihr erzählen, was mich gerade beschäftigte, auf inhaltlicher und sozialer Ebene.

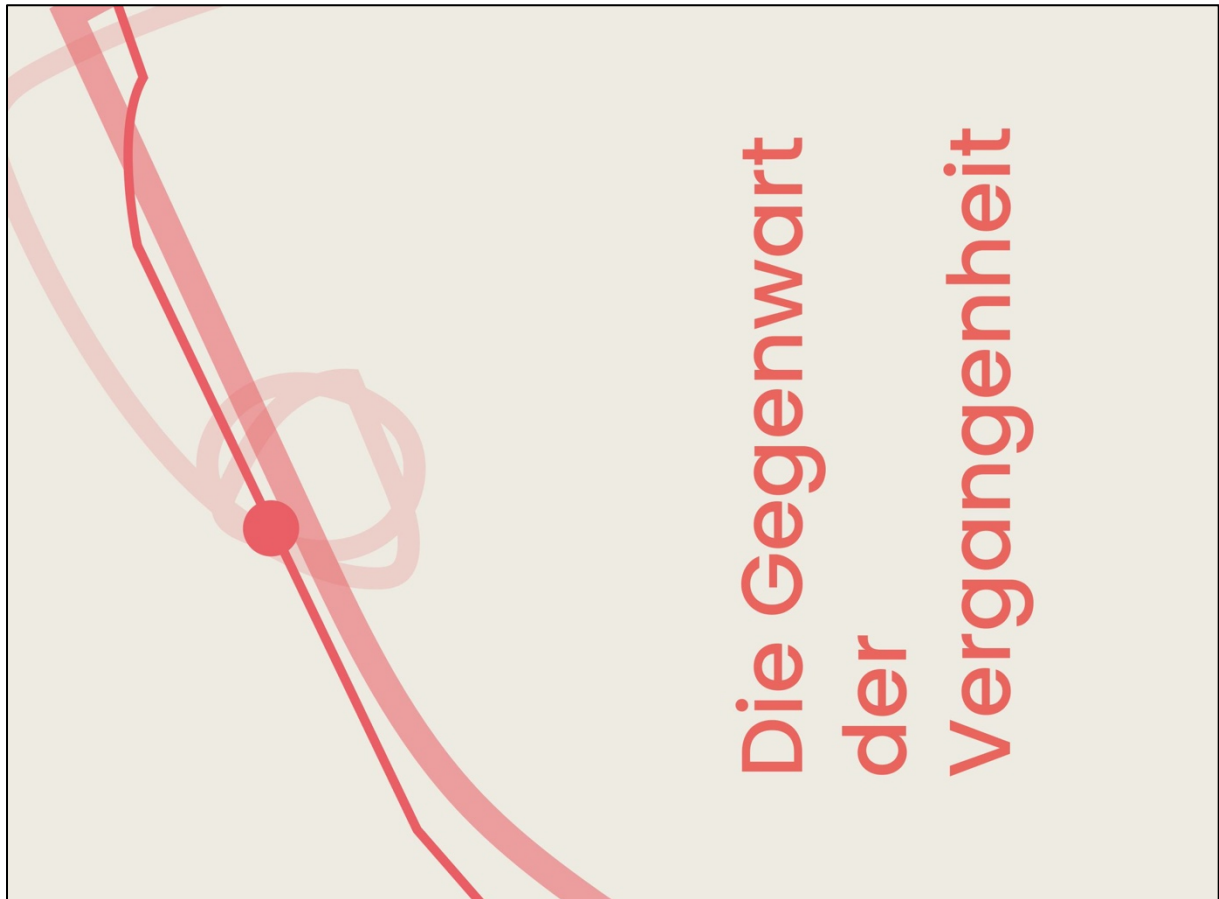
Das Wort „Zusammenarbeit“ ist im Fall des Arbeitsbündnisses zwischen Clemens, Juma und mir also besonders wörtlich zu verstehen. Wenn ich heute die Broschüre durchblättere, dann ist sie für mich auch das Dokument dieser Zusammenarbeit, dieser Erfahrung, dass im intellektuellen Austausch etwas entstehen kann, das durch seine Ästhetik und Gestaltung andere Menschen berührt. Viele E-Mails und persönliche, mündliche Rückmeldungen haben mich erreicht, die das bestätigen (zu den Rückmeldungen auf das Projekt wird im Kapitel *Resonanz und Austausch* geschrieben). Eine weitere Erkenntnis aus dieser Zusammenarbeit ist, dass in Schaffensprozessen wie jenen innerhalb des Projekts Intuition und Gefühl eine Rolle spielen, die m.E. berechtigt, vielleicht sogar notwendig sind. Diese Intuition, mit der wir oftmals Entscheidungen trafen, ist Teil unseres In-der-Welt-Seins, und somit natürlich keine unschuldige, ungeformte, blanke Intuition, sondern informiert durch all die Dinge, mit denen wir uns intellektuell und persönlich in unseren Leben beschäftigt hatten. Auch durch Bilder, Geschichten, Grafiken oder Orte ausgelöste „Gefühle“ sind natürlich nicht trennbar von unserer Erfahrung als wissenschaftlich gebildete Menschen. Und dennoch ist wichtig, hier festzuhalten, dass ich nicht für jeden Arbeitsschritt ein Werk, ein Konzept, eine Theorie parat hatte. Ich denke nicht, dass sich mein Arbeitsprozess da maßgeblich von denen anderer intellektueller

Produktionsprozesse unterscheidet. Durch die ästhetischen und interventionistischen Elemente in meinem Projekt werden diese Momente aber vielleicht augenscheinlicher. Ich sehe das als eine Chance, über die Rolle von Intuition, Gefühlen und Persönlichem in wissenschaftlichen und „rationalen“ Arbeitsprozessen zu schreiben und werde das an anderer Stelle noch ausführlicher tun. Hier sein nur vermerkt, dass dieses Persönliche Bestandteil jedes Schritts des Projekts war.

Ökonomische Aspekte

Broschüre und Spaziergänge wurden kostenfrei angeboten, das heißt, dass ich Fördergeber:innen suchte und in der *Israelitischen Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg* sowie der *Österreichischen Hochschüler:innenschaft an der Universität Wien* fand. So konnte die Broschüren- und Fotoproduktion und -entwicklung bezahlt werden, allen voran die Honorare für Juma Hauser, Clemens Braun und die Lektorin Iris Weissenböck. Das Angebot kostenfrei zu ermöglichen, war mir von Anfang an wichtig – wieder im Sinne der Barrierefreiheit und der Autonomie von den Verwertungslogiken intellektueller Produkte (Steinert 2007a). Heinz Steinert kritisiert die Abhängigkeit von Intellektuellen und Forscher:innen, die sich oftmals in einem Gefallen-Wollen und einer Anbiederung an ökonomisierte Förderstrukturen ausdrückt. Ich teile diese Kritik als Teil einer Kritik an der Kulturindustrie, möchte aber gleichzeitig darauf hinweisen, dass diese Autonomie und das kritische intellektuelle Produzieren in meinem Fall nur deshalb möglich waren, weil ich in einer ökonomisch privilegierten Position bin. Nicht nur hatte ich Geld angespart von den Arbeitsjahren, die der Masterarbeits-Produktion vorangegangen waren, auch habe ich einen ökonomischen Rückhalt durch meine Familie. Selbst wenn ich nicht auf diesen zurückgreifen musste, wusste ich doch, dass ich mir im Zweifel Geld von meinen Eltern leihen konnte, dass es ihnen möglich ist, mir jederzeit auszuhelfen. Die Freiheit und Unbeschwertheit, die mit so einem In-der-Welt-Sein einhergehen, machen es ungemein leichter, kostenfreie Angebote und ambitionierte Masterarbeitsprojekte zu entwickeln.

Ergebnis



Inhalt

Vorwort
Fritz-Engel-Straße
Kög
Südtiroler Siedlung
Paulusheim
Grünes Haus
Kirchweg 20
Rochuskapelle

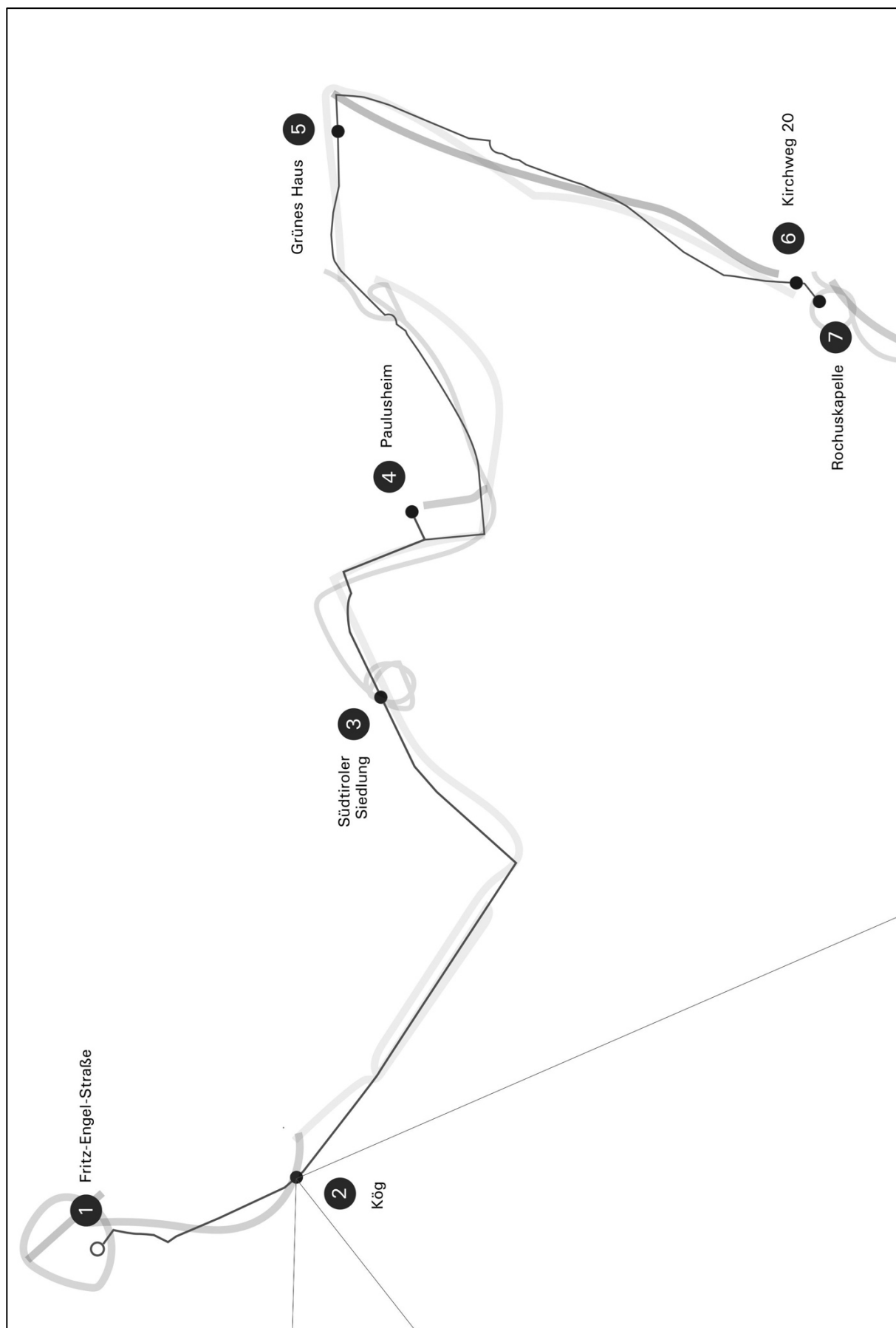
Die Gegenwart der Vergangenheit
Nora Walch
Wien, Reutte 2024

Fotografien: Clemens Braun
Grafik und Gestaltung: Juma Hauser
Lektorat: Iris Weißenböck
Druck: Pacomedia
Fonts: Absara (Xavier Dupré) · Poppins · Univers

Gefördert durch die Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg
und die Hochschüler:innen-schaft an der Universität Wien

ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
FÜR TIROL UND VORARLBERG





Vorwort

Die vorliegende Broschüre soll eine Auseinandersetzung mit Orten in Reutte anstoßen, die auf unterschiedliche Weise mit der Zeit des Nationalsozialismus verbunden sind. Jedes Kapitel widmet sich einem Ort und seinen NS-Bezügen und stellt Fragen danach, worauf er verweist – das können beispielsweise andere Orte, Themenkomplexe, Ideen, Personen oder auch gesellschaftliche Debatten sein. Konzeptualisiert ist die Broschüre als eine Begleitung und Vertiefung zu geführten Ortsspaziergängen in Reutte.

Mit der Auswahl der Orte und dem Erzählen von Geschichte(n) rund um diese gehen Entscheidungen einher: Worauf lege ich den Fokus, was scheint mir besonders erwähnenswert, was interessiert mich besonders? Welche Gestalt die Sichtbarmachung und Aufbereitung von Geschichte annimmt, hängt also auch davon ab, von wem, wann und wo (in einem gesellschaftlichen wie in einem geografischen Sinn) sie erzählt wird. Mit diesem Bewusstsein kann die Idee, dass man Geschichte linear und „vom Anfang her“ erzählen kann, als Illusion entlarvt werden. Ein solcher Erzählmodus würde schließlich bedeuten, dass man seinen eigenen Standpunkt als Erzählender in der Gegenwart einfach ausblenden kann. Vielmehr will diese Broschüre an verschiedener Stelle dazu anregen, darüber nachzudenken, dass die Auseinandersetzung mit Geschichte immer in einem Heute passiert. Geschichte und Gegenwart werden dabei



nicht als zwei sauber voneinander abgrenzbare Bereiche verstanden: So sehr unsere Auseinandersetzung mit historischen Themen von unserer Gegenwart geprägt ist, so sehr wirkt auch die Geschichte auf verschiedenen Wegen in unsere Gegenwart hinein. Dieses Verständnis eröffnet nicht nur einen Blick auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen der Vergangenheit und unserer Gegenwart, sondern ermöglicht auch, die Zeit des Nationalsozialismus als eine Phase zu betrachten, die nicht isoliert von der Zeit davor und danach existiert. Spreche ich also von der Geschichte des Nationalsozialismus, so spreche ich auch von seiner Vorgeschichte sowie von seinen Nachwirkungen und von der Geschichte des gesellschaftlichen und politischen Umgangs damit in der Nachkriegszeit bis heute.

Warum aber erzähle ich Geschichte(n) zum Nationalsozialismus entlang von Orten? Wenn etwas „stattfindet“, so sagen wir im Englischen: *something takes place*. In dieser Formulierung ist die Idee enthalten, dass Ereignisse immer einen Ort (*place*) haben: Auch Geschichte spielte sich an konkreten Orten ab. Wenden wir uns bekannten Orten mit einem historischen Interesse zu, so wird Geschichte greifbarer, denn wir spüren ihre Verbindung zu einer uns vertrauten Örtlichkeit. Gleichzeitig kann sich unsere Beziehung zu uns alltäglichen Orten erweitern oder verändern, wenn wir bisher Unbekanntes über sie und ihre Geschichte erfahren.

Wenn wir an den Orten stehen, so stehen wir nicht in der Vergangenheit, können nicht in der Zeit zurückreisen. Aber wir können aus dem Heute heraus Fragen an den Ort formulieren, die uns helfen, seine Geschichte zu verstehen und uns in ihr zu verorten: Was hat sich hier zugetragen? Was bedeuten die Symbole an den Fassaden eines Hauses? Was hatte ein Ort früher für eine Funktion? Wer hat etwas geplant oder gebaut, warum wurde etwas gebaut? Gibt es überhaupt noch Spuren an einem Ort, die auf seine Geschichte hinweisen?

Und, was löst es in uns aus, solche Spuren zu entdecken? Nicht alle Orte in der Broschüre sind zwischen 1938 und 1945 „entstanden“ oder haben damals eine Rolle gespielt. Manche Orte sind Zeugnisse der Geschichte unseres Umgangs mit der NS-Zeit. Sie zeigen uns beispielsweise, wie man zu gewissen Zeitpunkten erinnern wollte, was man sich erzählt hat, was man in diesen Erzählungen auslassen hat.

Meine Arbeit an dieser Broschüre und an den Spaziergängen ist die des Zusammentragens und Aufbereitens von bereits bestehenden geschichtswissenschaftlichen Forschungsergebnissen. Für den Bezirk Reutte ist dabei ganz besonders die Arbeit von Richard Lipp zu nennen. Ohne seine Aufarbeitung der Geschichte des Außenferns hätte ich keine historiografische Grundlage gehabt, auf der ich aufbauen hätte können.

Neben meiner Textarbeit hat der Künstler Clemens Braun sich mit den Orten, die für die hier erzählten Geschichten eine Rolle spielen, fotografisch auseinandergesetzt. Diese Auseinandersetzung hatte nicht zum Ziel, historisch anmutende Motive zu finden, sondern war als ein Sich-Einlassen auf das gedacht, was er im Heute jeweils vorgefunden hat. Ähnlich wie beim Erzählen von Geschichte(n) sind auch fotografische Arbeiten geprägt vom sozialen, persönlichen, zeitlichen und geografischen Standpunkt der Fotografierenden. Die Bilder in der Broschüre sollen dazu einladen, sowohl Orte selbst als auch Darstellungen von ihnen als etwas zu betrachten, dem sich jeder auf seine eigene Weise nähern kann. Die grafische Gestaltung der Broschüre und das In-Beziehung-Setzen der einzelnen Text- und Bildelemente lagen bei der Künstlerin und Gestalterin Juma Hauser. Auch die so entwickelte Formsprache ist Resultat ihrer eigenen Auseinandersetzung mit dem Material.

Mein Dank gilt den Menschen, die mit mir über all die Geschichten und Ideen immer wieder geredet haben und reden, die die Texte durchgelesen und kritisch kommentiert haben und die mir so auf unterschiedliche Weise ganz maßgeblich geholfen haben. Ausdrücklich bedanken möchte ich mich bei der Israelitischen Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg und der Hochschüler:innen-schaft an der Universität Wien, die das Projekt, insbesondere die Produktion der Broschüre, finanziell unterstützt haben, sowie beim Museum Grünes Haus für die Hilfe bei der Bewerbung und die Integration des Spaziergangs in sein Programm.

Nora Walch



Fritz-Engel-Straße

Den Ausgangspunkt dieses Erkundungsgangs durch Reutte bildet die Fritz-Engel-Straße in der Gätteräcker-Siedlung. Hier stehen neuere Reihen- und Einfamilienhäuser sowie vereinzelt auch kleine Blocks mit mehreren Wohnungen. Was soll eine Straße gesäumt von Neubauten mit dem Nationalsozialismus zu tun haben? Vielleicht erinnern sich manche an eine Debatte um den Namen dieser Straße, über die 2016 auch die *Tiroler Tageszeitung (TT)* berichtet hat. Dieser Name wurde nämlich durchaus schon zur Diskussion gestellt (Mittermayr 2016). Wer war also der Mensch, nach dem die Straße benannt ist, und warum ist die Benennung nicht unumstritten?

Die Gemeinde Reutte hat auf ihrer Website eine Rubrik mit „Persönlichkeiten“ des Ortes. Diesen widmet sie jeweils ein paar Zeilen, die die Besonderheit oder Wichtigkeit der jeweiligen Person hervorheben sollen. Auch Fritz Engel ist unter den Genannten:

„Den Namen Reutte trug als ‚musikalischer Botschafter‘ Fritz Engel (geb. 1904) mit seinen ‚Engelkindern‘, später ‚Engelfamilie‘, in die ganze Welt hinaus.“ (Gemeinde Reutte)

Die Engel-Familie steht auch heute noch für „authentische“ Volksmusik. Sie reiste um die Welt, trat auf und brachte so den Namen Reuttes und einen wichtigen Teil Tiroler Kulturguts in alle Welt.

10

An die Verdienste Fritz Engels als Vater der Familie wird erinnert, das zeigt auch die Website der Gemeinde. Doch warum gab es auch Proteste gegen die Benennung einer Straße nach Fritz Engel?

Die Erzählung von Fritz Engel als musizierendem Familienvater, dessen Hauptanliegen es war, wichtiges Kulturgut am Leben zu halten, ist nur ein Teil seiner Biografie. Was in den öffentlichen Erzählungen gerne verschwiegen wird, ist die Zeit zwischen 1938 und 1945. Von welchen Strukturen er während des Nationalsozialismus profitierte, mit welcher Tatkraft er auch an deren Aufbau mitarbeitete, wird meist unerwähnt gelassen. Diese Auslassungen zu problematisieren bzw. die unkritische Ehrung der Person Fritz Engel infrage zu stellen, führt gelegentlich zu Diskussionen, die sich auch medial niederschlagen, wie der bereits erwähnte *TT*-Artikel zeigt.

Die Debatte trifft einen Kern der Auseinandersetzung mit Österreichs Vergangenheit: Wie wollen wir erinnern? Welches Bild wollen wir dabei zeichnen? Und sind Auslassungen nötig, damit dieses Bild nicht zu bröckeln beginnt?

Der 1904 in Berlin geborene und seit den 1920ern in Innsbruck lebende Fritz Engel war durch und durch Volksmusiker, besonders viel und gerne arbeitete er mit Kindern und Jugendlichen, denen er die Freude am Musizieren mitgeben wollte. Als 1938 unter großer Begeisterung vieler Österreicher:innen der „Anschluss“ Österreichs und seine Eingliederung ins Deutsche Reich erfolgten, empfahl sich Fritz Engel, so der Musikhistoriker Kurt Drexel, „als ‚Mann der Stunde‘ in zahlreichen öffentlichen Veranstaltungen, in denen er sein Konzept des Musizierens im Sinne der ‚NS-Volksgemeinschaft‘ demonstrieren konnte“ (Drexel 2014). Tirol wurde 1938 Teil des Gaus Tirol-Vorarlberg, im Mai desselben Jahres übernahm Franz Hofer die Macht. Ihm schwebte eine zentrale kulturpolitische Verwaltung des Gaus im sogenannten Standschützenverband vor. Fritz Engel wurde

11

dort Kompanieführer. Als Musiker und Musikpädagoge kam ihm eine durchaus wichtige Rolle zu, denn als eine zentrale Ebene, auf der die nationalsozialistische (Um-)Erziehung der Bevölkerung erfolgen sollte, galt die Kultur – und somit auch das öffentliche Musikwesen. Dass Musik und hier vor allem auch das gemeinsame Singen und Musizieren im nationalsozialistischen Regime von Anfang an eine große Rolle spielten, zeigt sich in den zahlreichen NS-Liederbüchern, in denen das Volksliedgut, aber auch einschlägige Lieder zur Verherrlichung des Regimes gleichermaßen enthalten waren. Österreichische Schüler:innen mussten gleich nach der Macht-ergreifung Lieder wie das „Horst-Wessel-Lied“ und das „Deutschlandlied“ einstudieren und regelmäßig singen. Auch Liederabende und -feste spielten für das Regime und die ideologische Festigung der Gesellschaft eine große Rolle. Kein anderer als Fritz Engel selbst strich die Wichtigkeit, die Musik für die ideologische Erziehung der Bevölkerung spielte, in einer Denkschrift samt eines Entwurfs zu Agenden der Reichspropagandaämter auf Gauebene hervor. Darin schrieb er folgende Zeilen:

„Gegen den Einfluß großstädtischen Fremdenverkehrs, dem immer noch bedeutenden Einfluß der katholischen Kirche, steht der verantwortungsvolle, kulturpolitische Einsatz des Standschützenverbandes. Diese reichseinmalige gaeigene Gründung des Gauleiters soll der Kulturträger auf breiter Basis werden (...). Zusammenfassend geht es in der kulturpolitischen Arbeit um die Totalerfassung jedes Volksgenossen in seiner ganzen Lebenshaltung und Gestaltung, die in der Gemeinschaft, sei es Formation, Verein oder Familie, im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung geformt werden muß. Wenn der Führer 1936 in Nürnberg sagt, daß die größte

12

Gemeinschaftsleistung nicht die Wirtschaft ist – wie insbesondere Wirtschaftler es zu glauben pflegen –, sondern die Kultur, so entnehmen wir aus diesen Worten einen verpflichtenden, richtunggebenden Auftrag, den zu erfüllen unsere ganze Hingabe notwendig macht.“ (Zitiert nach Drexel 2014, 172f.)

Neben seinen führenden Tätigkeiten im Standschützenverband wurde Engel auch mit dem Aufbau der Gaumusikschule beauftragt, deren Eröffnung bereits im Oktober 1938 erfolgte. Engel fungierte ab 1938 als Abteilungsleiter der Musikschule für Jugend und Volk in Innsbruck sowie als HJ-Stammführer und als Kulturreferent für Tirol im Reichspropagandaministerium unter Goebbels. Er war Mitglied der NSDAP, der Hitlerjugend (HJ), der Deutschen Arbeitsfront (DAF), der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV), des Reichsluftschutzbunds, der Reichskulturkammer (RKK), des Volksbunds für das Deutschtum im Ausland sowie des Gauausschusses für Volksmusik im Gau Tirol-Vorarlberg (Drexel 2014). Für sein Schaffen galt ihm der Leiter des stramm deutschnational ausgerichteten Finkensteiner Bundes, Walther Hensel, als ganz besonderes Vorbild. Seine Begeisterung für Hensel zeigen auch von Fritz Engel verfasste Texte (z.B. in *Deutsche Musikkultur* 2 von 1937/38). Dass auch Walther Hensel sich seinerseits klar zu Hitler und Nationalsozialismus bekennt hatte, ist dabei nicht weiter überraschend. Auch die Figur Hensels wird heute vor allem auf dessen Leistungen zur Pflege ‚echter‘ Volksmusik reduziert, seine nationalsozialistische Vergangenheit ist kaum Gegenstand der Auseinandersetzung mit seinem Schaffen und seinen Ideen (Geuer und Rüger 2016).

Einige haben noch persönliche Erinnerungen an Fritz Engel. Die Konfrontation mit der nationalsozialistischen Vergangenheit einer

13

geschätzten Person, die so engagiert, begeistert und voller Hochachtung vor der traditionellen tirolerischen Kultur an deren Weiterleben gearbeitet hat, ist nicht einfach, mitunter schmerzhaft. Dennoch ist eine Sichtbarmachung auch des anderen Teils dieser Biografie wichtig, denn sie kann die Funktionsweise der nationalistischen Gesellschaft besser verstehen helfen und zeigt: Um sich mit totalitären Regimen auseinanderzusetzen, muss auch die Rolle von Kulturarbeit berücksichtigt werden. Musik verband sich im Nationalsozialismus mit den Agenden der Volksbildung und -umerziehung im Sinne völkischer Gemeinschaftsbildung. Sie wurde Trägerin eines kulturellen Umbaus und somit eine zentrale Säule des Propagandaapparats. Fritz Engel, der hochrangige Positionen innerhalb dieses Apparats bekleidete, war maßgeblich an dessen Aufbau beteiligt – auch dafür steht der Name auf dem Straßenschild in der Gätteräckersiedlung.

14



15

Soldatenfriedhof Pflach

Kög, Blicke auf Säuling und Schlossberg

Spaziert man die Kög hinauf Richtung Markt, so schaut man auf den Säuling, einen markanten Berg mit felsigem Gipfel. Von Pflach aus führt ein Wirtschaftsweg bis zum Säulinghaus. Dieser wurde während des Zweiten Weltkriegs von serbischen Kriegsgefangenen gebaut, die hier im Außerfern Zwangsarbeit verrichteten. Sie waren in einem Lager in Oberpinswang interniert. Auch im Wald um den Säuling mussten französische Kriegsgefangene sowie „Ostarbeiter:innen“, die in Pflach untergebracht waren, Zwangsarbeit verrichten (Lipp 2016). Wendet man den Blick gen Südosten, so blickt man auf die Festung Schlosskopf. Den Weg hinauf zur Festung haben ebenfalls Zwangsarbeiter:innen angelegt. Laut einem Zeitzeugenbericht waren sie aus der Ukraine, jedoch gibt es auch Berichte von tschechischen Zwangsarbeiter:innen, die im Klausenwaldgebiet arbeiten mussten (Lipp 2016). Diese Orte, von der Kög aus über Blickachsen erreichbar, verweisen auf das weitverzweigte Thema der Zwangsarbeit im Außerfern, über das heute – wohl auch aufgrund der dünnen Quellenlage – nur mehr wenig Wissen vorhanden ist.

17



16

Säulingwald

Schon im ersten Absatz sind Begriffe gefallen, die für die NS-Zwangsarbeit eine Rolle spielen: Die Arbeit der Kriegsgefangenen wird als Zwangsarbeit bezeichnet, da sie nicht freiwillig, sondern unter Zwang erfolgte. Nicht alle Zwangsarbeiter:innen waren jedoch Kriegsgefangene. Es gab auch zivile Zwangsarbeiter:innen, die in der Regel gewaltsam aus ihren Herkunftsländern verschleppt und in Tirol entweder in Lagern oder auf Höfen und in Privathaushalten untergebracht waren. Eine besondere historische Quelle ist ein Gespräch, das Richard Lipp mit der Ukrainerin Marija Kukurusa-Schweißgut führte, die durch ihre Heirat auch nach 1945 im Außern bleiben konnte: Sie beschreibt, wie sie als 14-jährige aus ihrem Heimatort verschleppt und von ihrer Familie getrennt wurde, in einem überfüllten Viehwagon nach Wörgl und dort zunächst in ein Lager kam. Schließlich wurde sie nach Weißenbach gebracht, wo sie Zwangsarbeit verrichten musste (Lipp 2002 zit. nach Schreiber 2008).

Heute weiß man, dass in Tirol während des Zweiten Weltkriegs insgesamt 20.000 bis 30.000 Menschen als Zwangsarbeiter:innen festgehalten wurden. Diese spielten für die meisten wirtschaftlichen Sektoren eine bedeutende Rolle: Industrie, Handwerk, Land- und Forstwirtschaft profitierten von ihrer Ausbeutung. Indirekt kam das System der Zwangsarbeit jedoch auch der einheimischen Bevölkerung zugute. Die zivilen Zwangsarbeiter:innen bekamen bis zu 40 Prozent geringere Löhne als Tiroler Arbeitende, mussten aber „das Dreifache an Steuern und Sozialabgaben entrichten“ (Schreiber 2008, 181), ohne dabei Anspruch auf Sozialleistungen zu haben. Zusätzlich wurden ihnen hohe Summen für Unterkunft und Verpflegung verrechnet. Kriegsgefangene bekamen noch weniger Entlohnung für ihre schwere, oft gefährliche Arbeit. Dieses System ermöglichte dem Regime, die Sozialleistungen für die

Einheimischen zu finanzieren. Auch die Gemeinden profitierten vom Ausbeuten der Zwangsarbeiter:innen, die Umsetzung vieler Infrastrukturprojekte aus dieser Zeit ist ausschließlich durch ihre Arbeit erfolgt. Der Einsatz der billigen Zwangsarbeiter:innen auf Bauernhöfen sicherte außerdem die Lebensmittelversorgung und ermöglichte das Niedrighalten der Lebensmittelpreise (ebd.).

Im NS-Regime gab es eine klare Hierarchie in der Behandlung der Zwangsarbeiter:innen. Rom:nja sowie jüdische Zwangsarbeiter:innen wurden am schlechtesten behandelt, es ging um die effizienteste Verwertung der Arbeitsleistung von Menschen, die – auch durch Arbeit – vernichtet werden sollten und in der Regel gleichzeitig KZ-Häftlinge waren. In der Geschichtswissenschaft spricht man heute vom Status dieser Gruppen als *less than slaves* (Rathkolb, Wirth und Wladika 2010). Personen aus den slawischen Staaten und der Sowjetunion („Ostarbeiter:innen“) und – nach Mussolinis Sturz – auch italienische Zwangsarbeiter:innen gab es in Tirol zahlreich, sie waren in der Hierarchie ebenfalls weit unten und einem diskriminierenden Sonderrecht unterstellt, das unter anderem „Ausgehbeschränkungen, Verbote für den Besuch von Kinos, Gasthäusern und die heilige Messe“ (Schreiber 2008, 182) umfasste. Pol:innen sowie „Ostarbeiter:innen“ mussten auf ihrer Kleidung ein „P“ oder ein „OST“ tragen. West- und nordeuropäische Zwangsarbeiter:innen waren besser gestellt. Generell wurden Zwangsarbeiter:innen, die in privaten Zusammenhängen untergebracht waren und dort arbeiten mussten, meist besser behandelt als jene in den Lagern (Schreiber 2008).

Der einheimischen Bevölkerung war unter Strafe verboten, Kontakt mit den Zwangsarbeiter:innen aufzunehmen. Diese mussten oft unter katastrophalen Bedingungen leben und Hunger leiden; es sind Fälle dokumentiert, in denen Tiroler:innen unter anderem inhaftiert wurden, weil sie Zwangsarbeiter:innen etwa ein Stück Brot gegeben

hatten (DÖW 1984a; Schreiber 2008). Über Pol:innen und „Ostarbeiter:innen“ wurde teilweise die Todesstrafe verhängt, wenn sie des intimen Kontakts mit Einheimischen beschuldigt wurden. Aus verschiedenen Gründen wurden in Tirol mindestens 37 Zwangsarbeiter:innen hingerichtet, viele weitere wurden bei Fluchtversuchen ermordet oder zu Tode gequält (Schreiber 2008). Tiroler Frauen wurden kriminalisiert und der „Rassenschande“ bezichtigt, wenn sie intime Verbindungen mit Zwangsarbeiter:innen eingingen. So ist ein Fall belegt, in dem eine Reutenerin aufgrund eines Verhältnisses mit einem serbischen Zwangsarbeiter zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt wurde (DÖW 1984a; Lipp 2016; Schreiber 2008). Umgekehrt wurden Tiroler Männer, die mit Zwangsarbeiter:innen Verhältnisse eingingen, weit milder bestraft (Schreiber 2008).

In den Seitentälern wie im Talkessel waren im Außerfern Zwangsarbeiter:innen sowohl in Lagern als auch in Privathaushalten untergebracht und beschäftigt. Die Lager waren dabei unterschiedlich beschaffen und ausgestattet: Zeitzeug:innen beschreiben Baracken, Häuser und sogar Stadel, in denen die Zwangsarbeiter:innen leben mussten (Lipp 2016). Heute erinnert wenig an sie. Spuren, die noch bestehen, sind vor allem Wege, die sie angelegt haben, Dämme, die sie errichten mussten, Wälder, in denen sie gezwungen waren, gefährliche Arbeit zu leisten (DÖW 1984a; Lipp 2016). Darüber hinaus gibt es nahe dem Hüttenmühlsee einen „Soldatenfriedhof“ – neben den in den letzten Kriegstagen gefallenen Soldaten liegen dort auch vier Zwangsarbeiter:innen. Diese müssen sich ihre Gräberreihe mit SS-Leuten teilen – eine seltsam anmutende, fast beklemmende Koexistenz von Unterdrückten und Unterdrückern. Auch kann man von einem Grab am Friedhof in Elmen lesen, das Kriegsgefangene für einen Mitgefangenen, der von einem Soldaten ermordet wurde, geschaffen haben (DÖW 1984a). Heute findet man es nicht mehr.

Vereinzelte stehen noch Zäune oder Mauerwerk als letzte Relikte der Lager zerstreut über den Bezirk (Lipp 2016). Entlang des Schlosskopfwegs steht eine Erinnerungstafel, die über den Einsatz der Zwangsarbeiter:innen beim Wegebau informiert.

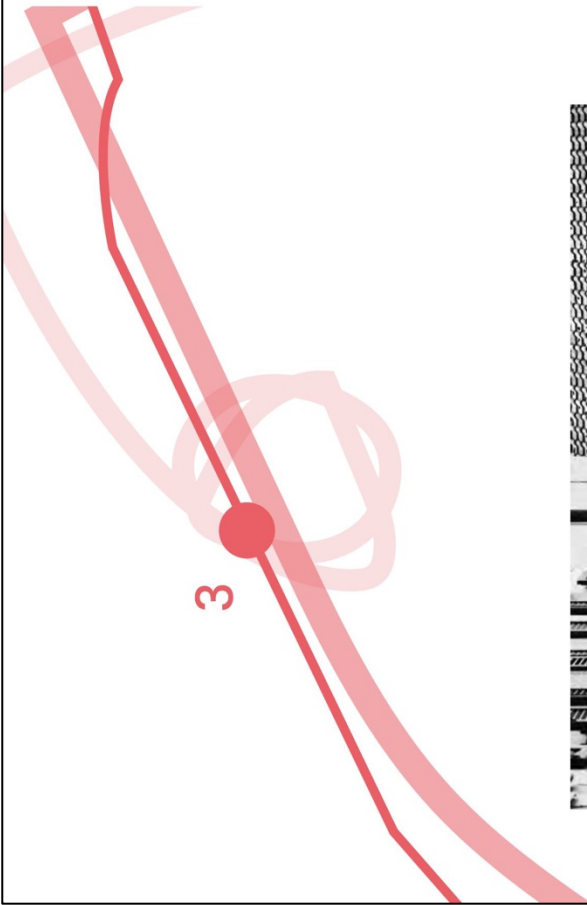
Die weitgehende Unsichtbarkeit der Geschichte der Zwangsarbeiter:innen, die ihre damalige soziale Randständigkeit zu spiegeln scheint, geht einher mit der Schwierigkeit, ihre Schicksale zu erforschen. Neben Zeitzeug:innenberichten finden sich vereinzelt Aufzeichnungen in Dorf- und Schulchroniken der Gemeinden (Lipp 2016). Eine weitere wichtige Quelle ist die Sammlung bürokratischer Dokumente des NS-Regimes durch das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW 1984a). Darin sind auch für den Bezirk Reutte Geschehnisse rund um Zwangsarbeit dokumentiert: Verhaftung und Bestrafung von Personen, die Zwangsarbeiter:innen geholfen haben oder intime Kontakte mit ihnen pflegten, Fluchtversuche von Kriegsgefangenen und Ähnliches werden in diesen Dokumenten – aus der Perspektive des Regimes – beschrieben. Sie lassen erahnen, wie präsent die Zwangsarbeiter:innen auch im Außerfern waren.

Zwangsarbeiter:innen wurden als Opfer des Nationalsozialismus lange Zeit nicht anerkannt. Erst 2000 wurde in Österreich das „Veröhnungsfondsgesetz“ erlassen, das bis 2005 Reparationszahlungen für noch lebende ehemalige Zwangsarbeiter:innen ermöglichte (versehnungsfonds.at). Mittlerweile ist es auch gängiger, dass große Betriebe und Institutionen, die von Zwangsarbeit profitierten, dieses Kapitel ihrer Geschichte aufarbeiten, so zum Beispiel die ÖBB oder die Bundesforste. Viele Betriebe machen hingegen nach wie vor einen großen Bogen um eine Auseinandersetzung mit der Ausbeutung der Zwangsarbeiter:innen; Denk- und Mahnmäler, die an ihr Schicksal erinnern, sind österreichweit eine Seltenheit.

Südtiroler Siedlung

Die Reutener Südtiroler Siedlung besteht aus mehreren Häusern, erbaut in einheitlichem Stil, die auch heute noch bewohnt sind. Spaziert man durch die Siedlung, so fällt auf, dass ihre Architektur sich von jener der anderen Häuser in Reutte etwas unterscheidet. Auch springen die vielen Bilder an den Wänden ins Auge, die ein wenig altmodisch wirken. Vielleicht haben die eine oder der andere auch die Debatte rund um den Denkmalschutzstatus der Siedlung verfolgt oder sich sogar eine Meinung dazu gebildet. Vielleicht ist die Südtiroler Siedlung aber auch einfach ein Ort, mit dem man eben aufgewachsen ist, durch den man schon unzählige Male spaziert oder gefahren ist, in dem man selbst wohnt oder den man als Wohnort von Freund:innen, Familie oder Bekannten kennt.

Will man sich mit der Geschichte dieses Ortes auseinandersetzen, kann man sich zunächst fragen, was da vor einem steht, was besonders interessant oder auffällig anmutet: Man bemerkt den Südtirol-Bezug in den Straßennamen (Südtiroler sowie Wolkensteiner Straße). Auch sieht man Bauelemente wie lang gezogene Balkone, Erker und runde Türbögen, auffällig ist ebenso die Eingangsgestaltung mancher Häuser mit der symmetrischen beidseitigen Treppe, die an das Amtsgebäude der Gemeinde Reutte erinnert. Der Grund für diese besondere Architektur liegt darin, dass typische bauliche Elemente aus Südtirols Wohnhäusern mit in Reutte vorgefundener



Südtiroler Siedlung

22

23

Architektur verbunden wurden, denn es sollte eine „neue Heimat“ für Menschen geschaffen werden, die im Zuge einer offiziellen Umsiedlungsaktion von Südtirol unter anderem nach Reutte ausgewanderten. Wie kam es dazu?

Nach dem Ersten Weltkrieg kam Südtirol zu Italien, was für die dort lebende Bevölkerung eine große Veränderung darstellte. Die Eingliederung in den italienischen Staat führte zu Spannungen und Konflikten, die sich mit dem Aufstieg Mussolinis weiter verschärften. Seine Politik zielte auf die – mitunter gewaltsame – Assimilierung der nicht-italienischen Bevölkerung. Mit dem wachsenden Einfluss des Mussolini-Faschismus verstärkten sich in Südtirol den internationalen Ideologien, wiewohl diese in Teilen der Bevölkerung schon vorher existiert hatten. So wurde 1933 der nationalsozialistische Völkische Kampfring Südtirols (VKS) gegründet, der zunächst einen Anschluss Südtirols an Nazi-Deutschland propagierte (Fröscher 2018). Auf die politische Annäherung zwischen Deutschland und Italien mit der „Achse Rom-Berlin“ folgte 1939 der „Stahl-Pakt“, der Südtirol endgültig Italien zusprach.

Da die Spannungen in Südtirol bestehen blieben, schlossen Deutschland und Italien im Juni 1939 zusätzlich das „Optionsabkommen“ zur Lösung des „Südtirol-Problems“ ab: Im Zuge einer Wahl Ende 1939 sollte die nicht-italienischstämmige Bevölkerung Südtirols zwischen dem Verbleib in Italien und der Auswanderung ins Deutsche Reich wählen. Die Monate vor der Wahl waren von intensiver Propaganda geprägt – besonders der VKS fuhr eine massive Desinformationskampagne und warb aggressiv für die Auswanderung „heim ins Reich“. Die Folge war eine tiefe Spaltung in der Bevölkerung (Fröscher 2018; Schreiber 2008). Die Abstimmungsergebnisse wurden von beiden Lagern manipuliert, doch wird angenommen, dass die Mehrheit für eine Auswanderung stimmte.

Letztendlich verließen etwa 75.000 Südtiroler:innen Italien, die meisten von ihnen zogen nach Nordtirol und Bayern (ebd.), wo an mehreren Standorten – auch in Reutte – sogenannte Südtiroler Siedlungen erbaut wurden. Die Wohnstandards in den neuen Siedlungen waren hoch, was zu Neid seitens der Einheimischen, deren Zustimmung zum Zuzug der „Walschen“ ohnehin begrenzt war, aber auch zu Tauschgeschäften zwischen den Ansässigen und den Zugezogenen führte (Maier-Ihrenberger und Hornstein o. J.). Die „Option“ und ihre gesellschaftlichen Folgen vor allem für die Südtiroler:innen haben tiefe Spuren hinterlassen, die erst Jahrzehnte später Gegenstand von Aufarbeitung und Erinnerungskultur wurden.

Bis heute sind Verweise auf die nationalsozialistische Geschichte in der Reutener Südtiroler Siedlung erkennbar. Neben Motiven, die die Bewohner:innen an ihre Heimat Südtirol erinnern sollten, wie beispielsweise ein Flies mit Wappen Südtiroler Gemeinden oder Darstellungen bäuerlichen Lebens im Sinne der Blut-und-Boden-Idee, sind auf dem Erker eines Hauses mehrere Symbole zu erkennen. Zu sehen ist unter anderem die Odal-Rune, die sowohl im Nationalsozialismus als auch im Neonazismus eine Rolle spielt. Ihrer bedienten sich neben einer SS-Division auch die Hitlerjugend und das Rasse- und Siedlungsamt; sie steht unter anderem für „reinrassige“ Erfolge. Auch das keltische Triskele-Symbol daneben wurde von SS-Divisionen verwendet und wird auch heute noch von neonazistischen Organisationen wie der hierzulande verbottenen Gruppierung Blood & Honor geführt (Simek 2017). Bewegt man sich die Wolkensteiner Straße hinauf, gelangt man zum letzten Haus der Siedlung, das über seinen Eingangstüren je eine Figur aufweist. Die männliche Figur über der rechten Eingangstüre wird mit zwei Symbolen gezeigt: auf der einen Seite ein Symbol für Denkarbeit und Wissenschaft mit Zirkel, Lineal etc.; auf der anderen

Seite ein Symbol für Handwerk und -arbeit, dargestellt durch verschiedene Werkzeuge. Das Bild vermittelt uns die Idee der Rolle des Mannes im nationalsozialistischen Familien- und Gesellschaftsverband. Betrachten wir das Motiv über der linken Tür, sehen wir eine Frau, ebenfalls begleitet von Symbolen. Auf der einen Seite ein Kreuz, das an das nationalsozialistische Ehrenabzeichen für Mütter – das „Deutsche Mutterkreuz“ – erinnert. Dieses hatte in seiner Mitte üblicherweise ein Hakenkreuz. Heute ist nicht mehr erkennbar, ob ein solches jemals auch Teil des Wandbilds war, die klare Formensprache lässt aber wenig Zweifel daran, dass es sich bei der Darstellung zumindest um eine Nachempfindung des „Mutterkreuzes“ handelt. Auf der anderen Seite sehen wir die „Lebensrune“, die im Nationalsozialismus für Fruchtbarkeit und für die Weiterführung des „reinrassigen“ arischen Stammbaums durch die Gebärtätigkeiten der deutschen Frauen stand (Simek 2017). Vergegenwärtigt man, was der Historiker Horst Schreiber zur Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit im Nationalsozialismus schreibt, so wird die starke ideologische Prägung der Wandmotive deutlich:

„Der Nationalsozialismus behauptet, dass sich die Geschlechter von Natur aus unterscheiden. Deshalb sollen sie für verschiedene Arbeits- und Lebenswelten erzogen werden. Typisch für Frauen wäre Gefühl, dem Nächsten dienen, Leid ertragen, Kultur bewahren und schützen, die Familie und Häuslichkeit pflegen und vor allem Mütterlichkeit. Typisch für Männer wäre Verstand, die Welt erobern und unterwerfen, nach Glück jagen, Taten ausführen, Kultur aufbauen und zerstören, den Staat gründen, das Leben als Kampf auffassen und Mannhaftigkeit.“ (Schreiber 2008, 94)

26

Der Verweis auf diese sichtbaren historischen Spuren führt auch zu Fragen rund um den Denkmalschutz. Der Streit um sie wurde über Jahre zwischen Gemeinde und Denkmalschutzamt ausgetragen und endete 2018 mit einem Kompromiss: Die Hälfte der Siedlung steht nun unter Denkmalschutz und muss von außen im Originalzustand erhalten bleiben, die andere Hälfte jedoch nicht – die Gemeinde Reutte kann über diese als Eigentümer frei verfügen (Mittermayr 2018). Auch das wirft weitere Fragen auf: Reicht es, historische Orte einfach zu erhalten oder ist auch eine Auseinandersetzung mit den Verweisen, die sie enthalten, nötig? Wer entscheidet, was ein historisch bedeutsames Gebäude ist? Woran wird sein historischer und gesellschaftlicher Wert gemessen?

Auch Fragen nach dem Umgang mit ‚künstlerischen‘ Produkten im öffentlichen Raum, die entweder durch ihren Inhalt, ihre Formensprache oder die Laufbahn ihrer Urheber:innen NS-Bezüge aufweisen¹, lassen sich hier, an diesem Ort, stellen. In einer Gesellschaft gibt es auf sie immer unterschiedliche Antworten. Manche sind der Meinung, all die Zeugnisse der dunklen Vergangenheit sollten weggeschafft werden, andere finden nichts daran, wenn wir weiterhin von ihnen umgeben sind. Wieder andere fordern eine Auseinandersetzung mit der auch schwierigen Geschichte, an die diese Relikte erinnern. Sie sind sich sicher: Das Denkmalschützen allein bringt für die Gesellschaft noch keinen Mehrwert, sondern muss mit Aufarbeitung einhergehen. Das ist auch die Idee dieses Spaziergangs, ohne dass dieser für sich beanspruchen kann, dass seine Art der Auseinandersetzung die einzig richtige ist oder jemals sein könnte.

27

Paulusheim

Ein Gebäude am Isserplatz, in unmittelbarer Nähe zur St. Anna Kirche. Bis heute wird es von vielen Paulusheim genannt, auch wenn es mittlerweile seine ursprüngliche Funktion und die Besitzer:innen gewechselt hat. Erbaut wurde das Haus zwischen 1959 und 1961, viele Jahrzehnte gehörte es dem Franziskanerorden. Man baute es, weil die Kirchengemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg wieder wuchs und so mehr Räume für Zusammenkünfte notwendig wurden. Namensgebend für das Gebäude war Bischof Paul Rusch, der das Projekt maßgeblich unterstützte. 2021 wurde das Paulusheim verkauft, heute befindet sich in seinen Räumlichkeiten eine Freikirche. Sein Verkauf löste auch Unmut aus, in den Medien erzählt der Historiker Richard Lipp, dass das Projekt in der Bevölkerung damals tief „verankert“ war, einige Reutener:innen hätten sogar selbst beim Bau mitangepackt oder kleinere und größere Summen für seine Realisierung gespendet (Germann 2021; Reichel 2011).

Mit der Planung des Projekts beauftragt wurde Walter Dejaco, ein in Reutte wohnhafter und tätiger Architekt. Er verbrachte hier die Nachkriegszeit bis zu seinem Tod 1978. Anfang der 1960er-Jahre wurde Dejaco das erste Mal im Gericht in Reutte einvernommen, und mehr als zehn Jahre nachdem die KZ-Überlebenden Hermann Langbein und Simon Wiesenthal sich mit ersten belastenden Dokumenten gegen ihn und Fritz Ertl, seinen ehemaligen

4



Kollegen, an die österreichische Justiz gewandt hatten, fand schließlich Anfang der 1970er-Jahre ein Gerichtsprozess gegen die beiden in Wien statt. Gegenstand der Anklage waren Verbrechen, die ihnen in ihren Funktionen im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau angelastet wurden. Die lange Dauer bis zum Prozess erklärt sich vor allem durch die Trägheit der Justiz, die Aufarbeitung von NS-Verbrechen hatte im Österreich der 1960er- und 70er-Jahre keine Priorität (Allen 2007; Loitfellner 2006). Anfang der 1970er wurde jedoch ein neuer Staatsanwalt mit dem Themenkomplex Auschwitz-Verbrechen betraut, der sich diesem durchaus ambitioniert widmete.

„Im Juni 1971 wurden beide angeklagt, in Auschwitz-Birkenau an der Vollziehung der Massenmorde im Zuge der ‚Endlösung der Judenfrage‘ durch Vergasung von Menschen durch Planung, Errichtung und laufende Instandhaltung der Gaskammern Bunker I und Bunker II sowie der Krematorien I, II, III, IV und V samt Gaskammern unmittelbar mitgewirkt zu haben. Dejaco wurde zudem angeklagt, zwischen Herbst 1940 und Sommer 1942 zwölf jüdische Häftlinge durch Schläge und Schüsse – zum Teil als Mithäter – getötet zu haben.“ (Loitfellner 2006, 187f.)

Der in Mühldorf bei Innsbruck geborene Dejaco war bereits 1933 der SS beigetreten. Zu Kriegsende war er SS-Obersturmführer. Er kam 1940 nach Auschwitz und übernahm dort die Leitung des Planungsbüros. Die Zentralbauleitung war „mit allen im Lagerkomplex Auschwitz anfallenden Bauarbeiten betraut“ (Loitfellner 2006, 188). Aus den erhaltenen Dokumenten des Planungsbüros Auschwitz und Zeug:innenaussagen ist rekonstruierbar, dass der Angeklagte – neben Krematorien und Gaskammern – auch Pläne

für andere Teile des Lagerkomplexes Auschwitz zeichnete und unterzeichnete: Sicherungsanlagen, Arrestzellen und die berüchtigten „Stehbunker“, aber auch Baracken, in denen Menschen unter unmenschlichen Bedingungen leben mussten (Athenstaedt 2021; Loitfellner 2006). In der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft hieß es diesbezüglich:

„[Dejacos und Ertls] Bautätigkeit war von vornherein auf ein kurzfristiges Vegetieren der Häftlinge ausgerichtet und stellte eine Verhöhnung der elementaren Grundsätze der Bautechnik dar. Dass sich die Beschuldigten sehr wohl bewusst waren, dass die von ihnen ohne Fenster und ausreichende Belüftung gebauten, eng nebeneinander liegenden Baracken keinen ausreichenden Lebensraum für Menschen boten, ersieht man aus ihren Bemühungen, die für die Wachhunde und Kühe bestimmten Baracken durch entsprechende Belüftung zu verbessern, um eine gesunde Haltung der Tiere zu gewährleisten.“ (Anklageschrift vom 18.6.1971, S. 53, LG Wien, 27 Vr 3806/64 zitiert nach Loitfellner 2005, 24)

Die katastrophale Situation für die Häftlinge im Lager war zudem vom Zwangsarbeitsdienst geprägt, der ohne ausreichende Ernährung oder Bekleidung unter vernichtenden Bedingungen verrichtet werden musste. Auch dieser war auf die Tötung der Menschen ausgerichtet. Die Abertausenden Leichen wurden schnell in ihrer Zahl so unbewältigbar, dass sie in Gruben vergraben wurden, bis eine Kontamination des Trinkwassers drohte (Stimpel 2011). Man ging dazu über, die Leichenberge in den Gruben an Ort und Stelle zu verbrennen, doch wurde dies bald zu auffällig. Dejaco fuhr schließlich sogar auf Dienstreise, um sich Krematorien anzusehen, und

nutzte die so gewonnenen Erkenntnisse für seine Planungstätigkeit in Auschwitz (Athenstaedt 2021; Loitfellner 2006). 1942 zeichnete er „jenen Plan mit der Nummer 2003, der die Mordfabrik optimiert und den Tiefpunkt der Architekturgeschichte markiert“ (Stimpel 2011). Er funktionierte eine Leichenhalle in eine 210 Quadratmeter große Gaskammer um. Dort hinein

„treiben SS-Leute bis zu 1.600 Menschen und schlagen die Türen zu. Durch Deckenlöcher fällt das Zyklon B. (...) Häftlinge müssen (...) die Leichen herausholen, ihnen Goldzähne ziehen und sie zu den Verbrennungsöfen bringen.

Vergast wird bald Tag und Nacht. Überall in Europa treiben SS-Leute 1943 und 1944 Juden und Roma in die Güterzüge (...) transportieren sie nach Auschwitz und hetzen die meisten sofort in die Gaskammern“ (ebd.).

Laut dem aktuellen Stand historischer Forschung wurden in Auschwitz bis zu seiner Befreiung durch die Rote Armee im Januar 1945 mindestens 1,35 Millionen Jüd:innen, 20.000 Rom:nja, 11.700 sowjetische Kriegsgefangene und 83.000 aus politischen und anderen Gründen verfolgte Menschen ermordet (Loitfellner 2006).

Die Anklageschrift der Staatsanwaltschaft vereinte eine erdrückende Beweislast und benannte die Verantwortung der Angeklagten klar. Wenn auch der Weg bis zum Prozess zermürend gewesen war, so legten die Überlebenden und Aktivist:innen dennoch viel Hoffnung in ihn. Der Verlauf des Prozesses, der vom 19. Januar bis zum 10. März 1972 in Wien stattfand, zerstreute diese Hoffnung jedoch bald. Einige wichtige Zeug:innen hatten abgesagt, auch der Verdacht der Zeug:innenbeeinflussung wurde vom Staatsanwalt in den Raum gestellt (Loitfellner 2006). Die Verteidiger schafften es

außerdem, die Aussagen der Zeug:innen, die mit einem zeitlichen Abstand von 30 Jahren zu den Ereignissen getätigt werden mussten, als teilweise unglaubwürdig erscheinen zu lassen. Dies geschah unter anderem durch die beharrliche Fokussierung kleiner Details (zum Beispiel das Wetter an den Tagen der Tathergänge), an die sich die Zeug:innen nicht mehr genau erinnerten (Allen 2007; Loitfellner 2005; 2006). Der Historiker Michael T. Allen geht in einem Aufsatz auf diese Problematik ein: Den Augenzeug:innen, die oftmals KZ-Überlebende waren, wurde ihre Glaubwürdigkeit abgesprochen. Ihre Bereitschaft, bei einem Prozess auszusagen und die schrecklichen Ereignisse so in exponierter Position wieder herzuholen, wurde in den Prozessen nicht nur nicht gewürdigt: Sie wurde gezielt diskreditiert und ihr wurde mit Ignoranz und teilweise offener Verhöhnung begegnet. Auch in diesem Punkt stellt der Wiener Auschwitz-Prozess keinen Einzelfall dar (Allen 2007).

Die Instanz, die schließlich über Schuld oder Unschuld der Angeklagten entschied, war, wie in Österreich üblich, eine Geschworenengericht. Diese bestand aus acht zufällig ausgewählten Österreicher:innen, die den Prozess verfolgen und dann über Freispruch oder Verurteilung in den Anklagepunkten abstimmen mussten. Im Falle der Baumeister von Auschwitz sahen sie keine persönliche Mitschuld oder -verantwortung am Holocaust. Beide wurden freigesprochen. Auch im „Zweiten Wiener Auschwitz-Prozess“, der auf den hier vorgestellten folgte (April bis Juni 1972), erfolgten ausschließlich Freisprüche. Diese Freisprüche werden von Historiker:innen heute als wichtiger Bestandteil des Scheiterns der österreichischen NS-Nachkriegsjustiz gewertet. Die zwei Auschwitz-Prozesse sind dabei aber nur die Spitze eines Eisbergs. Allein für die Verbrechen in Auschwitz ermittelte die österreichische Justiz in den 1960er- und 1970er-Jahren gegen mehr als 60 Personen (Loitfellner 2006).

In diesem Umstand wird deutlich, dass Auschwitz – heute ein nahezu abstraktes Symbol für den Holocaust – ein von konkreten Menschen betriebenes Großprojekt war. Viele derer, die Auschwitz am Laufen hielten, lebten nach Ende des Krieges unbescholten weiter. Das Paulusheim verweist so auf eine Rehabilitation, die exemplarisch für den österreichischen Umgang mit seiner Verantwortung für den Holocaust steht. Die Tatsache, dass die Wiener Auschwitz-Prozesse heute weitgehend unbekannt sind, ist Teil dieser Beispielhaftigkeit.

Nach den zwei gescheiterten Prozessen wurden alle noch laufenden Verfahren in Zusammenhang mit Auschwitz-Verbrechen nach und nach eingestellt: Aufgrund der Erfahrungen der ersten zwei Prozesse ging „die Justiz (...) davon aus, dass durch Geschworenengerichte keine Verurteilung von NS-Tätern mehr möglich sei“ (Loitfeller 2006, 196).

34



35

Talstation Zugspitzbahn

Grünes Haus

Das Grüne Haus beherbergt heute das Bezirksmuseum, seinen Namen hat es der grünen Fassade zu verdanken. Früher wurde es auch Sternhaus genannt. In ihm befanden sich die Wohn- und Kanzleiräume des Rechtsanwalts Hermann Stern. Am 12. März 1938, anlässlich des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich, wurden Sterns Kanzleiräume von einer Gruppe SA-Leute besetzt. Es war sein Glück, dass er zu diesem Zeitpunkt in Innsbruck war. Kein Glück hatte die Familie Lenke. Ihre Wohnung am Kirchweg 20 wurde am gleichen Tag von etwa 20 bis 30 NSDAP-Anhänger:innen aus dem Raum Reutte mit Steinen demoliert; zum Zeitpunkt des Anschlags waren Gustav Lenke, der kaufmännische Direktor des Metallwerks, und seine Frau Theresia zu Hause. Es gibt Augenzeug:innenberichte, die die Verwüstung der Wohnräume beschreiben. Polizeiliche Ermittlungen blieben aus. Am 12./13. November 1938 kam es erneut zu einem Anschlag im Außerfern. In Ehrwald wurde die Pension Sonnenblick, das Haus der Familie Steinacker, demoliert. Auch das Außerfern war so – neben verheerenden und mörderischen Pogromen² in Innsbruck – ein Tiroler Schauplatz der im ganzen Deutschen Reich wütenden antisemitischen Novemberpogrome (Lipp 2010).

Die Betroffenen der beschriebenen Anschläge verbindet ihre jüdische Herkunft. Die nationalsozialistische Ideologie machte Jüd:innen zum Hauptfeind des „Deutschen Volkes“ und instrumen-

talisierte bereits existierende antisemitische Erzählungen und Vorurteile für die Begründung ihrer vernichtenden Politik. Schon vor 1933 kursierten wirkmächtige Verschwörungsmithen, denen zufolge Jüd:innen die Weltherrschaft an sich reißen wollten. Je nach Kontext wurden sie dabei entweder als linke Umstürzler:innen oder geringe Großkapitalist:innen gezeichnet, die Widersprüchlichkeit der antisemitischen Erzählungen tat ihrer Wirkung keinen Abbruch (Schreiber 2008). Die „Rassenlehre“, die die „arische Rasse“ als naturgegeben überlegene konstruiert, lieferte eine pseudowissenschaftliche Grundlage für die Abwertung jüdischen Lebens. Auch andere Menschengruppen, wie Rom:nja und Jense, aber auch Homosexuelle und als „asozial“ abgewertete Menschen, fielen dieser hierarchisierenden Ideologie zum Opfer. Diese Abwertung fand ihren Höhepunkt in der Ermordung von allein sechs Millionen Jüd:innen und schätzungsweise bis zu 500.000 Rom:nja in Pogromen, Massakern sowie in Arbeits- und Vernichtungslagern, in denen der Massenmord industrielle Dimensionen annahm.

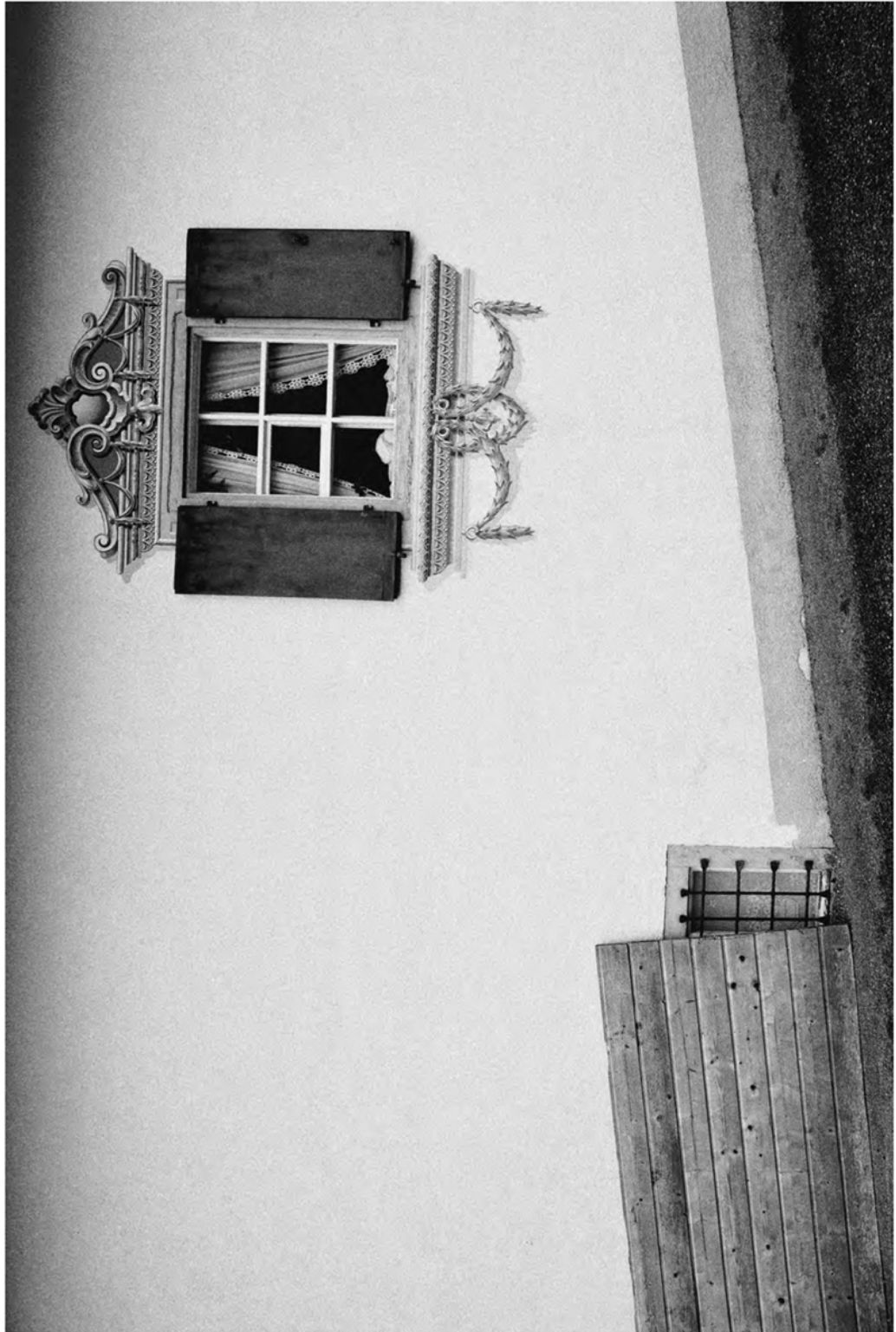
Der „rassentheoretisch“ begründete Antisemitismus der nationalsozialistischen Ideologie fiel auch in Tirol schon vor 1938 auf fruchtbaren Boden. Besonders der religiös und später auch wirtschaftlich motivierte Antisemitismus war hierzulande bereits seit Jahrhunderten weitverbreitet und stieß auf eine große Resonanz der Bevölkerung (Schreiber 2008). 1919 wurde der Tiroler Antisemitenbund gegründet, der gegen Jüd:innen hetzte und zu ihrem Ausschluss aus dem öffentlichen Leben aufrief (Lipp 2010).

Im Außerfern gründete Paul Schwarzkopf 1921 das Metallwerk Plansee. Die Standortauswahl erfolgte auch durch die Überzeugungskraft des Rechtsanwalts Hermann Stern. Mit der Errichtung des Metallwerks zogen einige Menschen jüdischer Herkunft und ihre Familien nach Reutte, um dort zu arbeiten. Auch in Stanzach

lebte eine Jüdin namens Alma Löwendahl-Schultz. In Ehrwald wohnte die bereits erwähnte Familie Steinacker. Frau Steinacker war jüdischer Herkunft, und nach dem Anschlag auf das Wohnhaus der Familie übersiedelte diese nach Brunn. Eine weitere Jüdin, Margaretha Kende, konnte in Ehrwald bleiben; von 1938 bis 1945 lebte sie in einer im Nationalsozialismus sogenannten privilegierten Mischehe, also verheiratet mit einer nicht-jüdischen Person. Richard Lipp schreibt, dass er die Zahl der antisemitisch verfolgten Personen in Reutte auf bis zu 50 schätzt. Einzig von Margaretha Kende wissen wir, dass sie während der Zeit des Nationalsozialismus in Reutte blieb. Alle weiteren Personen wurden vertrieben, einige von ihnen umgebracht – nicht alle Schicksale sind vollständig rekonstruierbar oder überhaupt bekannt (Lipp 2010).

Die Initiativen Hermann Sterns haben bis heute positive Auswirkungen auf die Region. In Reutte wirkte er in vielen Vereinen, war sogar Gemeindevorstand und später auch Vizebürgermeister. Je stärker der Nationalsozialismus sich auch in Reutte verbreitete, umso mehr wurde Stern jedoch Ziel antisemitischer Aktionen und Hetze: Er galt laut den nationalsozialistischen Nürnberger Gesetzen als „Halbjud“, sein Vater war jüdischer Herkunft, wenn auch zum Katholizismus konvertiert. Die einst euphorische Stimmung, die sich mit dem von Hermann Stern initiierten Bau der (1926 eröffneten) Zugspitzbahn verband, schlug nach einigen finanziellen Rückschlägen (insbesondere durch das Inkrafttreten der 1.000-Mark-Sperre), die auch die Marktgemeinde Reutte unter Druck setzten, um: Gegen Stern und seine Mitstreiter:innen, insbesondere den bis 1927 amtierenden Bürgermeister Franz Schretter und den Gemeinderat und Redakteur Hildebert Knittel, wurden über ein Jahrzehnt Hetzkampagnen, die mitunter antisemitisch und homophob aufgeladen waren, gefahren (Lipp 2010, Knittel o. J.).





Holzgau

Die Einstellung des Gerichtsverfahrens gegen Stern und seine Mitstreiter:innen aufgrund von Gutachten, die zeigten, dass sie nicht widerrechtlich gehandelt hatten, tat der Hetze keinen Abbruch (Knittel o. J.). Viele Zeitungsartikel zeichneten Stern unter Verwundung der gängigen antisemitischen Zuschreibungen als geldgierigen, korrupten Menschen, der nur zu seinem eigenen Vorteil und auf Kosten der Reutener:innen handelt – die Zugspitz-Affäre wurde so zur idealen Vorlage, um den Antisemitismus in der Bevölkerung weiter zu schüren. Nachdem er 1938 zum zweiten Mal Bürgermeister wurde, ging Emmanuel Turri gegen „den Juden Stern“ vor, schrieb ein Ansuchen an den Landrat, das schließlich dem Gauleiter Hofer weitergeleitet wurde. Dieser veranlasste, nachdem am 4. April 1938 erneut dessen Kanzlei von der SS besetzt worden war, dass Hermann Stern und seine Mitstreiter:innen im Mai bereits ein zweites Mal verhaftet wurden. Bis zum Jänner 1940 war Stern insgesamt 15 Monate lang in Haft, aus der er krank entlassen wurde. Was folgte, war eine Reihe gescheiterter Versuche, sich zu rehabilitieren – in Wien, Mittenwald und Füssen. Aufgrund eines Gaubetreuungsverbots durfte Stern nicht mehr nach Reutte zurück; er und seine Familie mussten schließlich nach Nürnberg übersiedeln. Stern war gesundheitlich schwer gezeichnet und erblindete (Lipp 2010, Knittel o. J.). Auch nach 1945 versuchte er vergeblich, in Reutte wieder Fuß zu fassen. Am 24. August 1952 starb er in Innsbruck (Lipp 2010). Die Zugspitzbahn erwies sich als Erfolg und ist bis heute ein wichtiger Faktor für den Tourismus in der Region. Sterns Mitstreiter Hildebert Knittel schließt seine Memoiren zur „Zugspitz-Affäre“ mit dem Satz: „Die seinerzeitige Idee des Dr. Stern ist siegreich geblieben.“ (Knittel o. J., 27)

Knittel selbst verließ Reutte und zog nach Wien, auch seinen Posten als Redakteur des *Aufseher Boten*, wo er sich mehrmals gegen

den Nationalsozialismus ausgesprochen hatte, musste er aufgeben. Nicht nur als Gegner des Nationalsozialismus, auch aufgrund seiner Homosexualität war er bereits in Tirol auch strafrechtlich verfolgt worden, galt seine sexuelle Orientierung doch als „wider die Natur“ und somit als kriminell. Nach einer mehrmonatigen Kerkerhaft in Tirol und seinem Umzug nach Wien wurde Hildebert Knittel dort erneut verhaftet, aus den wenigen noch vorhandenen Akten und Meldezetteln geht hervor, dass er im November 1943, nach einer einjährigen Haftzeit in Straubing und Wien, ins KZ Dachau eingeliefert wurde. Er überlebte das KZ und wurde 1945 befreit (Military Government of Germany 1945). Auch nach Ende des Regimes galt Homosexualität als „widernatürlich“, strafbar waren homosexuelle Handlungen noch bis in die 1970er. Viele NS-Überlebende, die aufgrund ihrer Homosexualität verfolgt worden waren, hatten deshalb auch nach 1945 keine Möglichkeit, über ihre Erfahrungen zu sprechen und ihrem Schmerz Raum zu geben, geschweige denn als NS-Opfer anerkannt zu werden. Hildebert Knittel starb 1974 und ist in Wien beigesetzt – ein Kreuz oder einen Grabstein mit seinem Namen sucht man dort vergeblich. Einzig am Friedhof seines Geburtsorts Holzgau findet man seinen Namen auf einem Grab: Er wurde in einer symbolischen Geste auf den Grabstein seiner Großeltern, Eltern und Schwester gesetzt.

Der Verlauf dieser Leben zeigt nicht nur, wie politische und antisemitisch motivierte Verfolgung sich in den Schicksalen Einzelner niederschlägt. Diese Lebenswege eröffnen auch einen Blick auf Problematiken des Umgangs unserer Gesellschaft mit den Opfern des NS-Regimes. Anders als vielen – auch hochrangigen und mächtigen – Nationalsozialist:innen war es Hermann Stern auch nach 1945 nicht möglich, sich zu rehabilitieren. Er ist damit kein Einzelfall: Österreich, das sich als erstes Opfer der Hitler'schen Aggressions-

politik sah (doew.at), fühlte sich für die jüdischen Überlebenden nicht verantwortlich und unterstützte sie nicht bei Rückkehr und Restitutionsbemühungen.

„Auf Entschädigung für nicht mehr vorhandenen Besitz sowie andere materielle Schäden aus der Verfolgung mussten die durch den Nationalsozialismus Geschädigten bis Anfang der 1960er Jahre warten. Erst 1991 gestanden maßgebliche österreichische Politiker eine Mitverantwortung von ÖsterreicherInnen an den Verbrechen des Nationalsozialismus ein.“ (doew.at)

Als homosexuell verfolgte Personen erhielten sogar erst 1995 eine finanzielle Entschädigung, und es dauerte weitere zehn Jahre, bis sie als Opfergruppe in das Opferfürsorgegesetz aufgenommen wurden (Heinrich, o. J.).

Vor wenigen Jahren erst wurde auf zivilgesellschaftliche Initiative von Sabina Beirer-Raffl, Sighard Wacker und Markus Wilhelm im Grünen Haus eine Gedenktafel für Hermann Stern angebracht, allerdings nicht an der Außenfassade, sondern im Inneren des Hauses – verborgen vor den Blicken der Passant:innen. Bis heute sind Hermann Stern, sein Wirken und seine Biografie, die so offensichtlich mit Reutte verknüpft sind, also weitgehend unsichtbar.



Kirchweg 20

Die zwei finalen Stationen des Spaziergangs liegen sich räumlich gegenüber. Mit dem Rücken zur Rochuskapelle stehend blickt man auf ein Haus mit der Anschrift Kirchweg 20. Ein stattliches Haus, man könnte vielleicht sogar sagen, eine Villa, inmitten eines großzügigen Gartens. Hier ereignete sich der zuvor beschriebene Anschlag auf die Familie Lenke, bei dem NSDAP-Anhänger:innen Fensterscheiben demolierten und Steine in die Wohnräume warfen. Ungefähr einen Monat später wurde Gustav Lenke, bis zu diesem Zeitpunkt kaufmännischer Direktor des Metallwerks, untersucht, seinen Arbeitsplatz zu betreten. Die Familie flüchtete ins englische Exil³, wo Gustav Lenke 1949 starb (Lipp 2010). Heute ist ihm in Reute eine Straße – ganz in der Nähe seines ehemaligen Wohnorts – gewidmet. Neben Lenke und seiner Familie waren auch Richard Hamburger, Kurt Weinberg, Ernst Grünfeld, Otto Guttman, Hans Joachim Bernstein und Isidor Hirschl nach der Eröffnung des Planseewerks nach Reute gezogen. Sie alle arbeiteten im Metallwerk und waren als Juden von der Verfolgung durch das NS-Regime betroffen. Einige ihrer Lebenswege lassen sich nicht mehr rekonstruieren. Von anderen wissen wir, dass sie ins Exil gehen konnten, von wieder anderen, dass sie ermordet wurden (ebd.). Dieser Ort verweist auf sie und ihre Schicksale. Doch hier, gleich an der Planseestraße, ist auch

die Verknüpfung mit der Geschichte des Metallwerks Plansee (heute Plansee Group) naheliegend, und zu der seines Begründers, Paul Schwarzkopf.

Der in Prag in eine jüdische Familie geborene Paul Schwarzkopf kam im Jahr 1921 mit seiner Familie nach Reute, im gleichen Jahr wurde das Metallwerk gegründet. Eine historische Koinzidenz, die aus heutiger Sicht einigermaßen unglaublich anmutet, ist, dass die Familie Schwarzkopf im Sommer 1922, während der Betrieb gebaut wurde, im Hotel Forelle am Plansee wohnte (Schwarzkopf 1955). Dasselbe Hotel wurde in den 1940ern zum KZ-Außenlager umfunktioniert (Lipp 2016). Heute steht an seinem Standort wieder ein gastronomischer Betrieb. Auch das Hotel Ammerwald fungierte als KZ-Außenlager, beide erwähnten Lager gehörten zum Komplex des KZ Dachau (Lipp 2016). Als Paul Schwarzkopf nach Reute kam, war er bereits promovierter Wissenschaftler, und hatte – wie die Jubiläumsschrift zum 100-jährigen Bestehen der Firma erzählt – schon vor der Gründung des Metallwerks

„mit Molybdän und Wolfram gearbeitet, einer Eingebung beim Spazieren folgend ein eigenes Verfahren zur Glühfadenproduktion entwickelt und ein Wolframlaboratorium unter eigenem Namen sowie eine Drahtfabrikgesellschaft in den Niederlanden plus eine in Berlin mitgegründet“ (Plansee Group Service GmbH 2021, 32).

Im Jahr 1925 erweiterte er seine Kontakte erstmals in die USA und lernte dort auch den Automobilindustriellen Henry Ford kennen, der ihm einen Großauftrag über Wolframkontaktplättchen bescherte (ebd.). Schon früh erkannte Schwarzkopf die Gefahr, die für ihn als Juden von den Nationalsozialist:innen ausging, emigrierte

Ende 1937 in die Schweiz und 1938 weiter nach Amerika; kurz darauf kamen seine Frau Mary und sein Sohn Walter nach. Auch sein Sohn Heinrich und sein Stiefsohn Wilhelm schafften die Flucht in die USA. In seiner erweiterten Familie wurden 135 Personen durch das NS-Regime umgebracht (Lipp 2010).

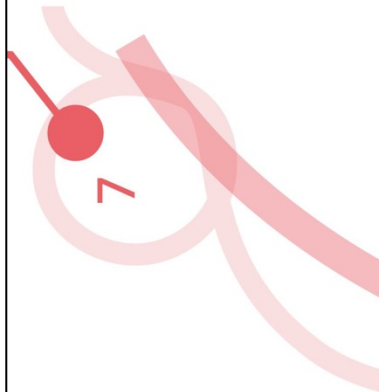
Das Metallwerk und sämtliche weitere Liegenschaften, die in Besitz der Familie Schwarzkopf waren, wurden nach seiner Abreise „arisiert“ – also zwangenteignet (DÖW 1984a; Plansee Group Service GmbH 2021). Diese „Arisierungen“ jüdischen Besitzes passierten im ganzen Deutschen Reich, viele nicht-jüdische Personen sowie Institutionen profitierten davon. Mit Verlauf des Krieges wurde die Produktion im Metallwerk schließlich auf Rüstungsindustrie umgestellt, hier wurden auch viele Zwangsarbeiter:innen beschäftigt (Lipp 2016).

Durch seine früh geknüpften Kontakte in die USA konnte Paul Schwarzkopf 1939 die American Electro Metal Corporation gründen, aus der das Produktionsunternehmen Elmet hervorging. Dieses Standbein in den USA wurde – nachdem er sämtlichen Besitz sowie sein Zuhause in Österreich verloren hatte – „zu seiner Rettung“ (Plansee Group Service GmbH 2021, 32). Für ihn war die Verfolgung jedoch auch im Exil noch nicht zu Ende: Von anonymen Seite wurde er als angeblicher Spion angezeigt, was zu seiner Internierung auf Ellis Island vor New York führte. Erst nach langwierigen rechtlichen Bemühungen wurde er entlassen. Schon 1947 kehrte die Familie Schwarzkopf wieder nach Reutte zurück. Dort wurde das Metallwerk nach dem Krieg von öffentlicher Hand verwaltet. An diesem Punkt lässt sich am Fall des „arisierten“ Metallwerks wieder eine gesamtösterreichische, strukturelle Problematik aufzeigen: Paul Schwarzkopf musste bis 1952 darum kämpfen, wieder Eigentümer seines ihm durch die nationalsozialistische „Arisierung“ entzogenen Betriebs zu werden (ebd.). Auch darin drückt sich die

zögerliche bzw. lange nicht erfolgte Anerkennung jüdischen Leids durch den Staat Österreich aus.

Paul Schwarzkopf starb am 27. Dezember 1970. Er hinterließ neben vielen wissenschaftlichen Publikationen auch zwei Büchlein mit Memoiren. Darin erzählt er (auf meist humorvolle Art) Episoden aus seinem ereignisreichen Leben. Er beschreibt auch die „Anziehungskraft“ (Schwarzkopf 1955, 35), die das Außerfern von Beginn an auf ihn auswirkte. Seine sehr schnell getroffene Entscheidung, das Metallwerk hier anzusiedeln, erklärt er – mit einem Verweis auf „die Überzeugungskraft und Tüchtigkeit“ (ebd., 36) des Anwalts Hermann Stern – wie folgt:

„Der Hauptgrund für den raschen Entschluß war aber nicht das, was uns Hauswirt und der Reutener Anwalt erzählt haben, sondern die Tatsache, daß ich mich in die Gegend verliebt hatte, vor allem in den Plansee, an dem wir in der ‚Forelle‘ am gleichen Tage der Ankunft zu Mittag aßen. Ich habe mir schon damals den Platz für ein Haus ausgesucht, das ich mir in der Umgebung des neuen Werkes bauen wollte“ (Schwarzkopf 1955, 36).



Rochuskapelle



Die Rochuskapelle ist für mich ein gewohnter Anblick. Früher, auf meinem Schulweg, betrachtete ich oft beeindruckt das düstere Bild auf ihrer Fassade – Jesus am Kreuz, daneben zwei Gestalten, eine davon steht auf Krücken und hat nur ein Bein, anstelle des zweiten einen Stumpen. Unter der aufgemalten Erde liegt eine vierte Gestalt, tot und ausgemergelt, die Rippen unter der Haut klar erkennbar, auf dem Kopf ein Soldatenhelm. Dieser ist ein Hinweis auf das Denkmal in der Kapelle – es erinnert die gefallenen Reutener Soldaten aus den beiden Weltkriegen. Was ich lange – auch nach dem Ende meiner Schulzeit – nicht wusste, ist, dass sich im Inneren der Kapelle noch ein weiteres Denkmal befindet. Es ist dem Geistlichen Jakob Gapp gewidmet und seinem Widerstand gegen das NS-Regime.

Hier, am letzten Punkt des Spaziergangs, begegnen wir dem Widerstandsbegriff. Wie viele der schon genannten Begriffe ist auch dieser nicht eindeutig definiert, sondern ist selbst umkämpft, wird von unterschiedlicher Seite beansprucht und muss – wenn wir Geschichten von Widerstand und Verfolgung erzählen – so auch Teil des Nachdenkens über diese Geschichten sein. Was also ist Widerstand?

Unser Alltagsverständnis von Widerstand gegen Nationalsozialismus umfasst oft die besonders „heroischen“ und wirkmächtigen Taten – wir denken an Stauffenberg, die Geschwister Scholl

oder Georg Elser. Doch der Widerstand gegen das NS-Regime hatte viele „Farben“ (Kranebitter 2023), wurde von unterschiedlichen Akteur:innen aus unterschiedlichen Motiven unternommen, und nicht immer handelte es sich dabei um den eindeutigen, ganz nach vollziehbaren Widerstand, der an seiner Effizienz gemessen werden kann. Der Leiter des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes appelliert in seiner Rede anlässlich der Befreiungsfeier im KZ Mauthausen 2023 für einen Widerstandsbegriff, der sich öffnet – ohne dabei so breit zu werden, dass die Identifikationsfläche zu groß wird und, salopp gesagt, plötzlich „alle irgendwie im Widerstand“ waren (Kranebitter 2023). Dass Letzteres historisch falsch ist, ist gut erforscht.

Anhand von Personen und Begebenheiten hier in Reutte lassen sich einige Farben des Widerstands gegen das NS-Regime sichtbar machen. Die Quellen, auf die sich die Widerstandsforschung stützt, sind – das wird im Folgenden deutlich – oftmals solche, die das unterdrückende Regime selbst produziert hat: Gendarmerieberichte, Gerichtsakten, Verhaftungsdokumente. Wer Geschichten des Widerstands erzählt, erzählt also auch immer die Geschichte von Herrschaft und Gewalt, gegen die sich dieser richtete.

Zurück zum Geistlichen und Religionslehrer Jakob Gapp (*1897) und der Geschichte seiner Widerständigkeit: Von Anfang an hatte er sich gegen den Nationalsozialismus gestellt, verweigerte als Lehrer das Tragen des Hakenkreuzes und den Deutschen Gruß. Er wurde deshalb mehrmals versetzt, und kam schließlich als Kooperator nach Breitenwang. In einer Anklageschrift des Oberreichsanwalts beim VGH in Berlin von 1943 heißt es:

„Von dort [Breitenwang, NW] aus erteilte er an der Volks- und Hauptschule in Reutte Religionsunterricht. Hier machte sich

52

der Angeschuldigte durch seine offen zutage tretende ablehnende Haltung gegen die nationalsozialistische Weltanschauung bei seinen Kollegen sowie der Eltern- und Schülerschaft mißliebig, indem er sich offen als Judenfreund und Gegner des Führers bekannte. Diese Tatsache und der Umstand, daß er den 13- bis 14-jährigen Jungen und Mädchen bei der Besprechung der neutestamentlichen Geburtsgeschichte eine offenbar unerwünschte Aufklärung über geschlechtliche Dinge gab, veranlaßte einige Eltern, sich deswegen beschwerdeführend an den Leiter der Anstalt zu wenden.“ (DÖW 1984b, 242)

Auch nach seiner – auf die Meldungen der Eltern folgenden – Suspensionierung nutzte er sein Amt als Priester, um sich gegen das Regime auszusprechen. Seine Lage wurde so gefährlich, dass er ins Ausland floh, wo er sich zunächst in Frankreich, dann in Spanien aufhielt. An der spanisch-französischen Grenze wurde er schließlich im November 1942 von den Nationalsozialist:innen verhaftet. Er kam ins Gefängnis und wurde am 2. Juli 1943 wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung erfolgte am 13. August 1943 in Berlin-Plötzensee (DÖW 1984b). Seine Geschichte zeigt, dass Denunziation und Intervention seitens der Zivilbevölkerung für die Behörden hilfreich und oftmals ausschlaggebend waren, um auf Regimegegner:innen aufmerksam zu werden und diese zu verfolgen.

Jakob Gapps Leben ist verhältnismäßig gut aufgearbeitet, ihm sind eigenständige Publikationen gewidmet, auch wurde er von der Kirche 1996 seliggesprochen. Weitgehend vergessen ist hingegen der gebürtige Musauer Josef Zotz (*1902), der Priester in Landeck war. In den NS-Akten können wir lesen, dass er wegen Hochverrats angeklagt und im Juli 1940 inhaftiert wurde. Ihm wurde angelastet,

53

einen „fahnenflüchtigen“ Soldaten – der als Deserteur seinerseits widerständig gehandelt hatte – mit 1 RM unterstützt zu haben. Man kann davon ausgehen, dass dieser kleine Vorfall den Behörden nur gelegen kam, war Josef Zotz schließlich schon lange bekannt als jemand, der entschieden gegen das Regime auftrat. Dessen grausame Willkür bekam er in den folgenden Jahren am eigenen Leib zu spüren. Nach einer mehrmonatigen Haft kam er im November 1940 kurzfristig frei, wurde jedoch nach weniger als zwei Wochen wieder von der Gestapo verhaftet und war schließlich weitere sieben Monate in Haft. Eine besondere Quelle ist dabei die Erinnerungsschrift des Pfarrers Josef Höck von 1975, der im gleichen Gefängnis in Innsbruck saß und Zotz kennenlernte. Er schildert, wie Zotz nach mehreren Monaten in Haft endlich einen Prozess bekam, zu einer Haftstrafe verurteilt wurde, die er aber schon abgesessen hatte, was diesen zuversichtlich stimmte, nun bald wieder in Freiheit zu sein. Nach diesem Urteil wurde er jedoch weitere zwei Monate festgehalten. Einhergehend mit seiner erneuten Freilassung im Juni 1941 wurde ein Betretungsverbot für die „Ostmark“ (NS-Bezeichnung für das Gebiet des heutigen Österreichs) über ihn verhängt. Er ging daraufhin zu Verwandten nach Pfronten. Am 7. Juli 1941 kam er von einem Ausflug nach Füssen nicht mehr zurück. Seine Leiche wurde am nächsten Tag im Weissensee gefunden, auf dem See trieb ein Ruder, in einer Bucht lag ein kleines Boot, in welchem seine Kleidung und Wertsachen lagen. Sein Körper, von einem Soldaten aus dem See geborgen, wies eine Wunde an der Schläfe auf. Die Behörden klassifizierten Zotz' Tod als Ertrinken, die Beerdigung erfolgte rasch. Schon 1946 wurde der Fall jedoch noch einmal aufgerollt, da davon ausgegangen wurde, dass es sich in Wahrheit um einen nationalsozialistisch motivierten Mord handelte; beweisen lässt sich das heute freilich nicht mehr (DÖW 1984b).

Josef Zotz ist am Friedhof in Pinswang begraben. Sein Grab liegt gleich rechts nach den Stufen, die zu den Gräbern führen, in der vordersten Reihe. Auf ihm steht „Hier ruht in Frieden Josef Zotz (...) Opfer des Nationalsozialismus“, daneben ein kleines Foto, man sieht ein junges Gesicht, die Augen hinter runden Brillengläsern. Im Gefängnis, so erinnert sich Höck, habe Zotz verbotenerweise Messen abgehalten. Ermöglicht wurde dies auch durch einige wohlgesinnte Gendarmen, die nicht nur dafür notwendige Gegenstände in die Zellen schmuggelten, sondern auch zu den richtigen Zeitpunkten wegsahen. Auch hier begegnen wir kleinen Momenten der Widerständigkeit, die Raum schufen im engmaschigen Netz des Regimes. „Alle Zelleninsassen“, so Höck, seien bei diesen Messen „um einen Tisch vereint“ gewesen, „auch die Kommunisten, Juden und Kriminellen, und so manchem sind dabei die Augen naß geworden“ (DÖW 1984b, 278).

Noch weniger Spuren als bei Zotz finden wir von der gebürtigen Reutenerin Gerda Markowetz (*1919). Die Quellen, die wir haben, sind Regimequellen – Verhaftungslisten, Anklage- oder Verurteilungsschriften, in denen sie als Gründungsmitglied der Gruppe Freies Österreich genannt wird. Diese Gruppe hatte sich bei einer Dollfuß-Gedenkfeier gegründet und erklärte es als ihr Ziel, die Unabhängigkeit eines ständestaatlich organisierten Österreichs wiederherzustellen. Markowetz war schon in einer ständestaatlichen Jugendorganisation aktiv gewesen und kannte ihre Mitstreiter:innen aus dieser Zeit (DÖW 1984b). Ihr Beispiel zeigt, dass Widerstand gegen den Nationalsozialismus nicht zwingend demokratischer Widerstand war. Den juristischen Dokumenten ist zu entnehmen, dass Markowetz bereits 1938 in Untersuchungshaft war und 1944 zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt wurde – aufgrund von „Neubildung von Parteien“, was streng verboten war. Ihre Wohnadresse

zum Zeitpunkt ihrer politischen Aktivität war in Innsbruck, wo sie auch als Kontoristin arbeitete. Sie hatte schon die Handelsschule in Innsbruck besucht, nachdem sie in Löhn bei Reutte in der Volksschule gewesen war (ebd., Nusko o. J.). Zum jetzigen Zeitpunkt sind mir keine weiteren Informationen zu ihrem Leben bekannt.

LITERATUR

- Allen, Michael Thad (2007). „Realms of Oblivion: The Vienna Auschwitz Trial“, in: *Central European History* 40(3): 397–428, doi: 10.1017/S0008938907000787.
- Athenstaedt, Iris (2021). „Baumeister des Todes: Der Wiener Architekten Prozess“. TU Graz, Graz.
- Bundeszentrale für politische Bildung. „Pogrom“, in: Das Politiklexikon, <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/politiklexikon/296465/pogrom/>, abgerufen am 11.3.2024.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) (o. J.). Österreich und die Opfer des Nationalsozialismus, <https://ausstellung.de.doew.at/chapter15.html>, abgerufen am 5.3.2024.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) (Hrsg.) (1984a). *Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934–1945. Eine Dokumentation*. Bd. 1. Wien: Österreichischer Bundesverlag.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) (Hrsg.) (1984b). *Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934–1945. Eine Dokumentation*. Bd. 2. Wien: Österreichischer Bundesverlag.

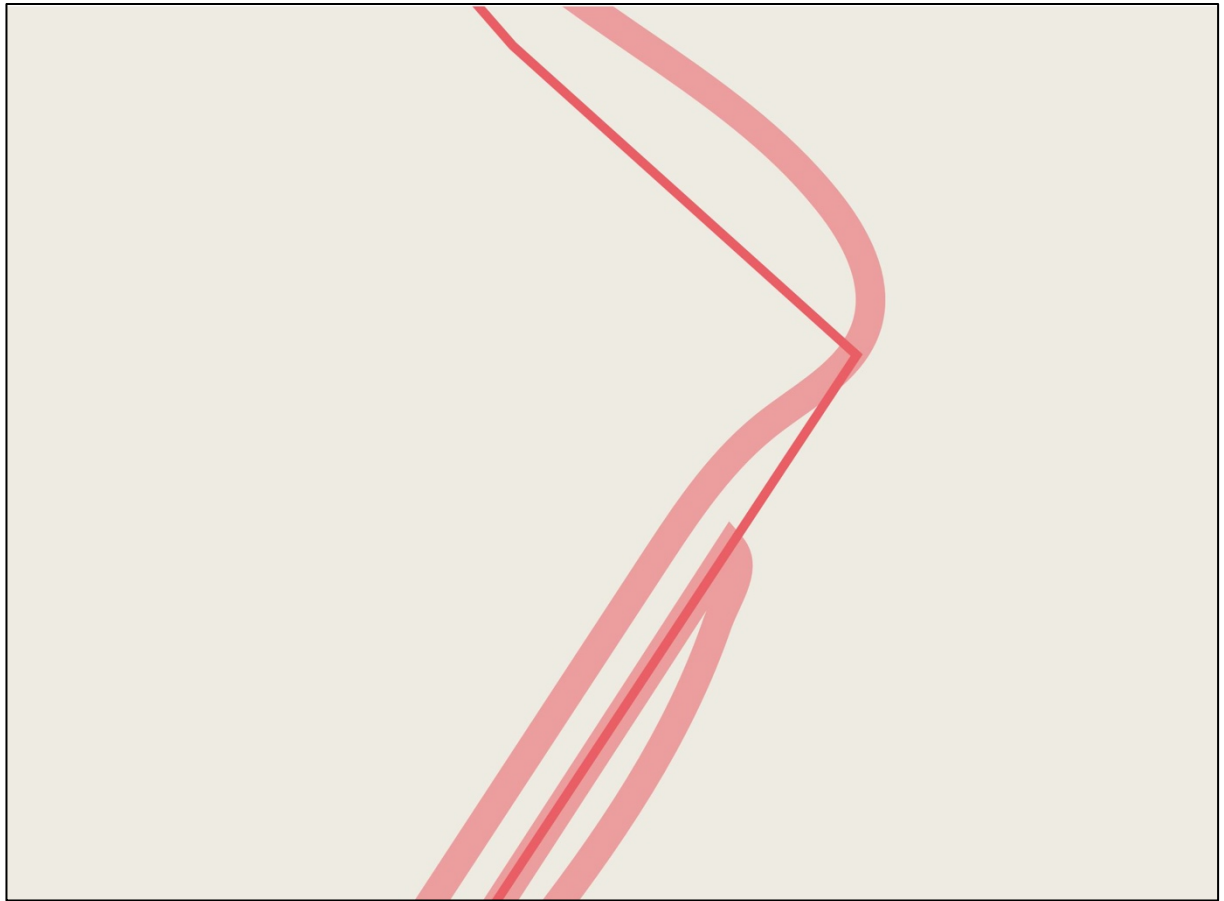
1 Hier seien für den Bezirk Reutte auch die Tierskulpturen Fritz Behns, der während der NS-Zeit Karriere machte, in Ehrwald und Biberwier erwähnt: Behn war überzeugter Vertreter des deutschen Kolonialismus und der Ideologie einer „rassischen“ Überlegenheit der Weißen, er war Faschist – ein Verehrer Mussolinis, dem er auch eine Publikation und eine Büste widmete – Antisemit und Nationalsozialist (Zeller 2013).

2 Der Begriff *Pogrom* bezeichnet gewaltsame „Aktionen, Übergriffe und Ausschreitungen gegen (ethnische, nationale, religiöse etc.) Minderheiten oder politische Gruppierungen“. Das Wort kommt aus dem Russischen und bedeutet „Verwüstung/Zerstörung“ (bpb.de).

3 Die beiden Töchter Elisabeth und Friederike Lenke gelangten mit einem Kindertransport nach Großbritannien (Lipp 2010).

- Drexel, Kurt (2014). *Klingendes Bekenntnis zu Führer und Reich. Musik und Identität im Reichsgau Tirol-Vorarlberg 1938–1945*. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner.
- Frötscher, Maria (2018). *Heimat zwischen Nationalsozialismus und Faschismus – von der Südtiroler Option 1939 bis heute*. Diplomarbeit, Universität Wien, Wien.
- Gemeinde Reutte (o. J.). „Persönlichkeiten“. *Gemeinde Reutte*, https://www.reutte.at/Personlichkeiten_1, abgerufen am 10.11.2023.
- Germann, Jürgen (2021). „Warum wehrt sich niemand?“, in: *Rundschau*, 7. Juni.
- Geuer, Irene, und Michael Rüger, Reg. 2016. „08.09.1887 – Geburtstag von Walther Hensel“. *WDR*.
- Heinrich, Elisa (o. J.). 1938–1945: Verfolgung von Menschen für homosexuelle Handlungen. NS-Gewalt auf Basis eines österreichischen Gesetzes. *Lexikon auf der Website des Hauses der Geschichte Österreich*, <https://hdgoe.at/verfolgung-homosexuelle>, abgerufen am 4.3.2024.
- Knittel, Hildebert (o. J.). „Dem Schöpfer der Österreichischen Zugspitzbahn A.G. Dr. Hermann Stern gewidmet von Hildebert Knittel“.
- Kranebitter, Andreas (2023). „Die Farben des Widerstands“. *Gehalten auf der Befreiungsfeier*, 6. Mai, KZ Mauthausen.
- Lipp, Richard (2016). „Nationalsozialistische Lager im ehemaligen Kreis Reutte“, in *Jahrbuch EXTRA VERREN*. 11. Jahrgang, hrsg. vom Museumsverein des Bezirkes Reutte. Reutte: Museumsverein des Bezirkes Reutte, S. 163–200.
- Lipp, Richard (2010). „Vom Antisemitismus zum Holocaust. Auch das Außerefern war keine Insel der Seligen“, in: *Jahrbuch EXTRA VERREN*. Bd. 5. Jahrgang, hrsg. vom Museumsverein
- des Bezirkes Reutte. Reutte: Museumsverein des Bezirkes Reutte, S. 173–188.
- Loitfellner, Sabine (2006). „Auschwitz-Verfahren in Österreich. Hintergründe und Ursachen eines Scheiterns“, in: *Holocaust und Kriegsverbrechen vor Gericht. Der Fall Österreich*, hrsg. von T. Albrich, W. R. Garscha und M. F. Polaschek. Innsbruck: Studienverlag, S. 183–197.
- Loitfellner, Sabine (2005). „Was blieb von den österreichischen Auschwitzprozessen der 70er Jahre?“, in: *Justiz und Erinnerung* (Nr. 10): 23–25.
- Maier-Ihrenberger, Birgit, und Ernst Hornstein (o. J.). *Erinnerungsort Südtiroler Siedlung – Eine geplante Heimat? Ausstellungstafeln Südtiroler Siedlung*.
- Military Government of Germany (1945). „Fragebogen für Insassen der Konzentrationslager. Dachau, Hildebert Knittel“.
- Mittermayr, Helmut (2018). „Reutte kann über die halbe Südtiroler Siedlung verfügen“, in: *Tiroler Tageszeitung*, 13. Mai.
- Mittermayr, Helmut (2016). „Fritz-Engel-Straße zu viel der Ehre?“, in: *Tiroler Tageszeitung*, 28. April.
- Nusko, Karin (o. J.). „Markowetz Gerda; Kontoristin und Widerstandskämpferin“. *biografA*, <http://biografia.sabiado.at/markowetz-gerda/>, abgerufen am 19.2.2024.
- Plansee Group Service GmbH (Hrsg.) (2021). *100 Jahre Plansee Group. Die Festschrift*.
- Rathkolb, Oliver, Maria Wirth und Michael Wladika (2010). *Die „Reichsforste“ in Österreich 1938–1945: Arisierung, Restitution, Zwangsarbeit und Entnazifizierung: Studie im Auftrag der Österreichischen Bundesforste AG*. Wien: Böhlaus.
- Reichel, Günther (2011). „Paulusheim feierte Jubiläum“, in: *MeinBezirk.at*, 21. November.

- Schreiber, Horst (2008). Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. Opfer, Täter, Gegner. Innsbruck: Studienverlag.
- Schwarzkopf, Paul (1955). Geschichten aus Molybdänemark. Füssen im Allgäu: C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
- Simek, Rudolf (2017). »Runen gestern, heute, morgen«. Bundeszentrale für politische Bildung, <https://www.bpb.de/themen/rechtsextremismus/dossier-rechtsextremismus/257816/runen-gestern-heute-morgen/>, abgerufen am 1.12.2023.
- Stimpel, Roland (2011). »Tiefpunkt der Architekturgeschichte«, in: *Deutsches Architektenblatt*.
- Versöhnungsfonds (o. J.). »Der Österreichische Versöhnungsfonds«. Fonds für Versöhnung, Frieden und Zusammenarbeit, <http://www.versoehnungsfonds.at/>, abgerufen am 19.2.2024.
- Zeller, Joachim (2013). »Künstlerischer Pionier des Deutschen Kolonialgedankens⁵. Der Tierplastiker Fritz Behn«, in: *Köln und der deutsche Kolonialismus: Eine Spurensuche*. Köln: Böhlau Verlag, S. 225–228.



5.2 Zwischennotiz

Im Zentrum dieser Arbeit steht das Vorgehen in und Arbeiten an einem erinnerungskulturellen Projekt, das geschichts- und sozialwissenschaftlich informiert ist und soziologisch untersucht und reflektiert werden soll. Ziel dieser Arbeit ist es daher nicht, die Wirkungen der Intervention zu untersuchen, beispielsweise durch Erheben des Zustands vor und des Zustands nach dem Projekt. Ich hatte eine wissenschaftliche Untersuchung dessen, was eine solche Intervention bei den Teilnehmer:innen auslöst, zu Beginn angedacht. Je länger ich jedoch an der Broschüre arbeitete, recherchierte, mit dem Feld in Reutte in Beziehung trat, umso mehr erschien es mir notwendig, bei meinem eigenen Tun zu bleiben und sich dem zu widmen, „was ich da eigentlich alles gemacht habe, in diesem Jahr“. Die Entscheidungen die ich getroffen hatte, die Verantwortung, die ich dabei glaubte, zu haben, die Schwierigkeiten, auf die ich gestoßen bin (in mir und außerhalb von mir), die vielen Interaktionen mit Akteur:innen des geschichtsinfrastrukturellen Feldes in Reutte und mit Teilnehmer:innen an den Spaziergängen, die Zweifel, die ich hatte, die Nervosität und Angst, gewisse Inhalte sichtbar zu machen: All diese Aspekte erschienen mir so analysenswert, dass ich beschloss, sie ins Zentrum der Aufarbeitung zu stellen, mit einem autoreflexiven und -ethnografischen Ansatz, wie ich ihn im Methodenkapitel dargelegt habe. Unter diesem Gesichtspunkt sollen nun die vielen sozialen Situationen, die das Projekt hervorbrachte, das soziale Feld, in das ich da eintrat, das meine Entscheidungen prägte und das ich wiederum veränderte, dargestellt werden. Mein Tun im Projekt ist ein sozial eingebettetes Tun, fand nie in einem Vakuum statt. Inwiefern dieses Tun eingebettet war, ist Gegenstand dieses letzten Teils der Arbeit.

5.3 Persönliche Verwobenheit und der Versuch einer Standortbestimmung

„Ich habe immer gesagt, ich bin kein Tiroler, ich bin nur in Tirol geboren und lebe hier.“ (Werner Pirchner)

Intro

Am 10. Mai, einen guten Monat vor dem ersten Spaziergang, habe ich folgenden, längeren Eintrag in meinem Forschungstagebuch verfasst:

Mir wird gerade bewusst, wie unglaublich wichtig diese Allianzen sind, die schon bestanden haben oder die ich geschlossen habe über die letzten Monate. Allen voran mit Sabine Beirer und meinen Eltern, natürlich. Ihr Zuspruch, ihre Unterstützung, ihre Ermutigung sind für mich so wichtig und lassen mich auch Dinge tun, vor denen ich vielleicht sonst so viel Angst hätte, dass ich sie nicht tun würde, v.a. die Dejaco-Station. Natürlich auch die Gespräche mit meinen Freund:innen.

Aber vor allem vor allem vor allem ist es die Zusammenarbeit und die Ermutigung, die ich mit und von Juma und Clemens erlebe. Die beiden sind „an Bord“ und vor allem Clemens hat absolut immer ein offenes Ohr für mich und unglaublich wichtige inhaltliche und moralische Beiträge geleistet. Und die Fotos gemacht, nicht zu vergessen. Er hilft mir so sehr, und ich glaube, dieses Gefühl, nicht ganz alleine zu sein in dem, was ich tue, ist für mich essentiell. Auch die einzelnen Schritte und Entscheidungen, die ja letztlich meist meine Verantwortung sind, mit anderen absprechen zu können, von denen ich weiß, dass sie Expertise haben und auch ehrlich sein werden, ist so wertvoll. Es ist ein wichtiges Austesten meiner Überlegungen in einem Außen, einem außerhalb-von-mir-Bereich. Es ist auch ein wichtiges Mittel zur Qualitätssicherung meiner Arbeit.

Ernsthafte Frage: Wie stark hole ich meine Vergangenheit in die Reflexion? Exponiert sein bereitet mir Probleme wegen meiner Schulzeit in Reutte. Im Mittelpunkt stehen, vor anderen reden, öffentlich sichtbar zu sein - all diese Dinge fallen mir schwer, weil ich verwundet bin durch Reutte und mein Aufwachsen dort. Die Motivation des Projektes: antifaschistisch und

soziologisch, ja, aber auch persönlich, auch ein Reutte-nicht-schonen-Wollen. Seit ich das Projekt mache ist vieles wieder näher da. Seit ich mit der Bewerbung begonnen habe noch einmal mehr. Ich habe mich nicht in [die Bar] zu gehen getraut letztes Mal als ich in Reutte war, habe deshalb [eine Freundin] zu mir daheim eingeladen. Ich habe fünf Stunden gebraucht, um am nächsten Tag für das Flyer-Austragen das Haus zu verlassen. Es hat mich an die Zeit erinnert, in der jeder Gang zum Supermarkt für mich eine Qual war und ich paranoide Gedanken hatte, die ich nicht loswurde sobald ich einen Fuß nach Reutte gesetzt habe. Reutte ist, obwohl ich nicht mehr dort wohne, auf eine ganz tiefe Art in mir eingeschrieben. Es beschäftigt mich übermäßig, das merke ich auch, wenn ich mit anderen Leuten aus meiner Schulzeit rede.

Bezüglich Etablieren einer autoethnografischen Praxis: Dieses wird behindert durch einen gefühlten Widerspruch; Ich möchte nicht mich in das Zentrum rücken, weil ich ja will, dass es um die Sache geht. Es ist nicht einfach, sich daran zu gewöhnen, immer wieder von sich auszugehen und über sich zu schreiben, weil ich so Angst habe, dass das Projekt dann zu einer Selbstdarstellung verkommt, das so ein wichtiges Thema wie Nationalsozialismus ausnutzt oder instrumentalisiert. Auch meine persönliche Abneigung gegen all die Tagebuchschreibenden, Introspektor:innen, die sich viel zu viel um sich selber drehen, spielt da natürlich eine Rolle. Auch meine Freude daran, die eigene Bedeutungslosigkeit festzustellen, meine „Hilfsbuchhalter:innen-Mentalität“²³, all das.

Der Weg zum jetzigen Programm meiner Arbeit: Auch ihn gilt es nachzuzeichnen. Meine ursprüngliche Idee und warum ich sie verworfen habe. Meine Naivität im Einschätzen des Aufwandes, aber auch dessen, was es alles mit sich bringen würde, die Texte für die Broschüre anzufertigen. Es war so viel anspruchsvoller als ich es erwartet habe. Man kann eben nicht einfach mal schnell Geschichten erzählen. Es passiert da so viel und man muss gut

²³ Verweis auf das für mich wichtige *Buch der Unruhe* von Fernando Pessoa, in dem es heißt: „Ich glaube, ich werde immer Hilfsbuchhalter in einem Stoffgeschäft bleiben. Ich habe den aufrichtigen, brennenden Wunsch, niemals Hauptbuchhalter zu werden“ (Pessoa 2019, 36, Hervorhebung NW).

aufpassen dabei, was man tut und sich Hilfe holen: darüber reden, viel lesen, nicht nur Historisches, sondern eben auch Benjamin, und Sachen über Erinnerungskultur etc. etc.

Reflexion

Ich habe lange überlegt, ob ich den obigen Passagen überhaupt einen Platz in dieser Arbeit geben soll. Der Widerspruch, von dem ich darin schreibe, mit dem ich bis heute ringe, läuft durch ein Platzieren solcher Passagen in der Arbeit natürlich Gefahr, virulent zu werden. Gleichzeitig gibt es diese Spannungen immer, wenn man reflexiv arbeitet. Fragen, die diese Spannung geltend machen zielen auf das Verhältnis zwischen persönlicher Biografie und der wissenschaftlichen Praxis einer Person. Zwischen Autoethnografie und Selbstdarstellung. Zwischen Interesse an Persönlichkeitsentwicklung und Interesse an der Sache, für die Sache. Mein Forschungstagebuch war aufgrund meiner Tagebuch-Skepsis, das gebe ich zu, lange Zeit ein eher oberflächliches Aneinanderreihen von Sätzen, die eigentlich alle nicht sonderlich brauchbar sind, im analytischen Sinn. Der Idee eines tagebuchschreibenden Ichs, das sich viel mit sich selbst beschäftigt, begegnete ich mit Ablehnung. Dennoch war mir von Anfang an klar, auf was ich mich mit dem Projekt eingelassen hatte. Eine Rückkehr nach Reutte bedeutete auch eine Rückkehr an einen Ort, an dem ich viel Gewalt erfahren hatte, durch Mitschüler:innen und andere Gleichaltrige. Ein Ort, vor dem ich mit 18 Jahren eigentlich weggelaufen bin, und zu dem ich eine Beziehung habe, die jahrelang Gegenstand von psychotherapeutischen und psychiatrischen Behandlungen war. Erst später im Projekt, als mein Schlaf schlechter und die Nervosität eine permanente Begleiterin wurden, begann ich mit dem Aufzeichnen auch dieser Stimmungen. Die Tagebucheinträge wurden persönlicher, auch meine eigene Skepsis gegenüber diesen persönlichen Einträgen wurde persönlicher, so seltsam das klingen mag. Auch hier brauchte es ein Warmschreiben. Wichtig war all das schon, weiß ich heute. Ohne Selbstreflexion und Berücksichtigung der persönlichen Dimensionen wäre es im Nachhinein sehr schwer, die unterschiedlichen Hürden, auf die ich gestoßen bin, richtig einzuordnen. Der analytische Blick lebt von seiner Vertrautheit mit der Ausgangssituation der

handelnden Person. Nur so kann er erkennen, wie das Auto und das Ethno, wie individuelle und strukturelle Komponenten miteinander in Konstellation stehen.

Auch wenn das ein anders gelagerter Fall ist, so denke ich trotzdem manchmal an Édouard Louis. *En finir avec Eddy Bellegueule* (Louis 2014) habe ich mehrmals gelesen, auch seine anderen Bücher alle verschlungen, über die französischen „Auteurs transclasses“ – Louis, Eribon, Ernaux, auch Bourdieu – habe ich sogar einmal eine Seminararbeit geschrieben: Die Rolle von Orten in ihren Werken. Édouard Louis kehrt zurück zu Orten, an denen er Gewalt erlebt hat. Er blickt auf sie mit einer Perspektive, die er sich an geografisch wie sozial anderen Orten angeeignet hat, und beschreibt sie in einer Sprache, die in der Sphäre der Herrschenden gesprochen wird²⁴. Dieser Blick tilgt nicht den Schmerz, aber er verschafft ihm eine Distanz, die das Gefühl des Kontrollverlusts und des Ausgeliefertseins auf der einen Seite verhindert. Auf der anderen Seite ist diese Distanz eine analytische Distanz. Um die Kultur und die strukturelle Dimension von Gewalt zu verstehen, kehrt er an Orte seiner

²⁴ Ein paradoxer Vorgang, den man wohl mit Bourdieus Worten einer *odysée de reappropriation* beschreiben könnte. Diese Aneignung erfolgt durch die Verwendung von analytischen Konzepten, Methoden, intellektuellen Referenzen, die Teil der neu erschlossenen, akademischen Welt der herrschenden Klassen sind, aus der Louis als Kind und Jugendlicher ausgeschlossen war. Eribon (2017) hält diesen Vorgang der Aneignung sowohl für möglich als auch für notwendig. Er bezieht sich auf einen kleinen Text/Rede von Bourdieu, in dem dieser die *odysée de reappropriation* des Dichters Mouloud Mammeri beschreibt, der aber auch als autobiografische Subversion gelesen werden kann, als ein Schlüssel zum Verständnis von Bourdieus „habitus clivé“ („gespaltener Habitus“) (ebd. 2002) selbst. Im Vortragstext schreibt Bourdieu: „The work that leads to a reappropriation of one’s culture of origin, through a victory over cultural shame, is a veritable socioanalysis that one is never sure to have accomplished to the full. Especially because the overcoming of the initial disavowal cannot take the form of a disavowal of that which determined it, that is, of all the resources offered by the dominant culture. What no doubt makes for the difficulty of the advance toward self-reconciliation is that the instruments that enable one to reappropriate one’s renounced culture are supplied by the very culture that imposed renunciation. The final cunning of dominant culture resides perhaps in the fact that the revolt it elicits risks to forbid one from appropriating the instruments, such as ethnology, whose mastery is the condition for the recovery of the culture of which it fostered the disavowal.” (Bourdieu 2004, 619)

eigenen Biografie zurück. Das Selbst rückt in den Mittelpunkt, aber nicht um der Selbstdarstellung willen. Der distanzierte, soziologisch informierte Blick, mit dem er auf die eigene Biografie schaut, ermöglicht eine Autoreflexion, die das Soziale analysiert: Autoanalyse als Gesellschaftsanalyse.

Reutte begegnet mir, egal wo ich mich geografisch aufhalte, fast täglich. Ich werde auf unterschiedliche Weise daran erinnert, wie stark meine Sozialisationen als Kind und als Jugendliche von dem ländlichen, von Gebirge umgebenen Ort, an dem sie stattfanden, geprägt waren. Im Interview mit der Zeitgenossin und gegenüber vielen Personen, mit denen ich mich unterhalte, nenne ich dieses Verhältnis zu meinem Herkunftsort „ambivalent“ (Pürmayr u. a. 2024, 38). Ich finde es treffend, es gibt der Tatsache Raum, dass sowohl positive, schöne als auch negative, schmerzhaft, belastende Elemente dieses Verhältnis ausmachen. Diese schönen Seiten sind oftmals verbunden mit Natur- und Bergerlebnissen, aber vor allem mit den Beziehungen, die ich zu meiner Familie und zu einigen anderen Personen dort habe. Die negativen Seiten sind fast alle verbunden mit einem Gefühl, sich nie zugehörig zu fühlen, seltsam und anders zu sein, und – physisch wie psychisch – gemobbt zu werden, über alle Schuljahre hinweg. Oft habe ich mich im letzten Jahr gefragt, warum ich mir dieses Projekt eigentlich „angetan habe“. An vielen Stellen wurden Erinnerungen auf schmerzhaft Weise wieder präsent, besonders, als die Exponiertheit zunahm, mein Gesicht in der Zeitung gedruckt wurde, und der erste Spaziergang näher rückte. Das mir aus früheren Lebensphasen bekannte Gefühl, bei jedem Gang durch Reutte beobachtet zu werden, von Personen, die mir Schlechtes wünschen, stellte sich auf meinen Runden durch den Ort, an denen ich die Flyer austeilte, einkaufen ging, oder zu einem Treffen unterwegs war, wieder ein.

Gleichzeitig hat dieses „ambivalente“ Verhältnis mir erlaubt, mit Reutte schonungslos zu sein, zumindest weitgehend, und mir nahegelegt, mir im Annähern an Reutte eine analytische Distanz beizubehalten, die ich mir an anderen Orten und in anderen Phasen, beispielsweise im Studium, angeeignet hatte. Ich verspürte keinen inneren Drang, geschichtliche oder gegenwärtige Aspekte dieses Orts beschönigend oder harmonisierend darzustellen. Ich wollte Reutte nicht schonen, konnte es nicht schonen. Heute weiß ich, dass die Tatsache, dass ich ein so intensives Projekt in Reutte entwickelt habe, meiner Beziehung zu diesem Ort weitere

Schichten hinzugefügt hat, sie insgesamt verändert hat. Im Laufe des Projekthergangs wuchs in mir eine simple, aber sehr wichtige Erkenntnis heran, die mein Verhältnis zu Reutte betraf. Diese lag darin, dass mein Bild von Reutte, auch wenn ich es als „ambivalent“ bezeichnete, über all die Jahre hinweg doch wenig differenziert war. Meine eigenen Erfahrungen dort, gepaart mit den negativen Stereotypen, auf die man vor allem in urbanen sozialen Kontexten trifft, wenn es um die ländlichen Regionen geht, hatten vieles, was Reutte ausmacht, in mir zu beinahe karikaturesken Bildern verkommen lassen. Obwohl ich viele Menschen dort sehr schätze, sah ich sie doch immer nur als Ausnahmen. Dieses Bild, diese Karikatur hat sich während meiner Auseinandersetzung mit Reutte immer mehr aufgeweicht. Das war eine wichtige Voraussetzung für das Zustandekommen des gesamten Projekts, denn nur wenn ich einen Ort in all seiner Komplexität ernst nehme, kann ich dort engagiert intervenieren. Um einen differenzierteren Blick auf den Ort zu erlangen, war das Schreiben persönlicher Texte wiederum unabdingbar. In ihnen konnte ich alles aufschreiben, was ich mir erwartete, ungefiltert, auch unreflektiert. Dieses Artikulieren meiner Erwartungen half mir, sie nicht unbewusst mit mir herumzuschleppen und meinen Blick zu sehr von ihnen trüben zu lassen. Beispielsweise verschriftlichte ich Szenarien, die ich mir unzählige Male durchgedacht hatte, basierend auf meinen Vorurteilen Reutte betreffend: Gegenwind, hassvolle Nachrichten, sogar Boykottversuche erwartete ich von Bewohner:innen dieses Ortes. Das alles aufzuschreiben, ließ mich schon alleine die große Fülle meiner Erwartungen erkennen, ließ mich realisieren, wie voreingenommen ich teilweise war. Am Tag vor meinem letzten Treffen mit dem Historiker Richard Lipp, das mir bereits im Vorfeld schwer zu schaffen machte, schrieb ich auch meine Erwartungen bezüglich des Treffens auf. Das Treffen sollte dazu dienen, den Spaziergang mit ihm durchzugehen. Es war ein strategisches Treffen: Ich hatte Angst, er würde sonst bei einem der öffentlichen Spaziergänge auftauchen und den Vortrag unterbrechen, wenn ihm die Thematisierung gewisser Aspekte nicht zusagte.

31.5.24

Heute ist also der 31. Mai, und ich habe mich wirklich gefürchtet vor diesem Tag die letzten Wochen, und fürchte mich auch jetzt noch.

Es ist 11 Uhr und um 13 Uhr habe ich ein Interview mit Johannes Pirchner von der Reuttener Rundschau über das Projekt, das wird glaube ich ok, ich bin einfach nervös, aber es ist ok. Er ist mir wohlgesinnt und es wird sicher alles freundlich.

Aber um 16.00 habe ich ein Treffen mit Richard Lipp, und wir gehen den Spaziergang ab. Das heißt, es schüttet in Strömen und wir müssen es vielleicht ins Trockene verlegen, er wird wahrscheinlich [ein bestimmtes Lokal] vorschlagen, und wir gehen den Spaziergang dann gedanklich ab – soweit der Plan.

Was sind meine Erwartungen und Ängste? Ich erwarte mir, dass er mir ständig ins Wort fallen wird und nicht zuhören wird. Ich erwarte mir auch, dass er sich richtig aufregt über Fritz-Engel-Straße und vor allem Paulusheim. Ich erwarte mir, dass es sehr unangenehm wird für mich. Und anstrengend. Das Anstrengendste ist es, diese Spannung die ganze Zeit halten zu müssen, bei diesen Männern, dass ich aus strategischen Gründen ruhig und freundlich bleiben muss. Und Lipp ist eben wirklich für mich ein Stress- und Angstfaktor. Ich habe richtig Angst, dass er danach zur nächstbesten Lokalzeitung rennt und sich aufregt und eine Kontroverse oder so anzettelt. Ich habe auch Angst, dass ich mich total klein mache vor ihm und einknicke oder einfach zu eingeschüchtert bin, um zu meinem Projekt voll zu stehen. Ich habe generell schon Angst, wenn mir Leute jetzt begegnen, weil ich mich so exponiert fühle, vor allem noch mit diesem Foto von mir in der Zeitung. Schon alles bisschen viel.

Ich erwartete ständig Gegenwind. Und nicht nur ich: Zu meiner eigenen Angst kamen Reaktionen von Personen aus meinem Umfeld, nachdem ich ihnen von meinem Vorhaben erzählte: „Pass auf dich auf“; „Das ist sehr mutig von dir“; „es wird viel Gegenwind geben“; „Du bist ja in Wien, aber deine Eltern werden es dann ausbaden müssen“ etc. hörte ich von unterschiedlicher Seite. Heute subsummiere ich diese Denkfiguren unter den Begriff der *Dunkelblum-Falle*. Das rührt daher, dass mir von verschiedenen Personen unabhängig voneinander Eva Menasses Roman *Dunkelblum* (Menasse 2021) empfohlen wurde, nachdem ich von Reutte und dem Projekt erzählt hatte. *Dunkelblum* steht für einen Ort, an dem Gräuel und Gewalt der

NS-Zeit verschwiegen werden, begraben liegen unter einem dicken Tabu-Mantel des Schweigens. Einige Menschen, auch ich, tappten in diese Falle und hatten von vornherein dazu passende Narrative auch für Reutte im Kopf. Es war essenziell, dass ich mir dieser Erwartungen bewusst wurde. In meinem Forschungstagebuch lese ich folgende Zeilen vom Juni 2024:

19.6.24

Margit Dablander von den Grünen hat einen Antrag für den Gemeinderat verfasst, Hermann Sterns Tafel soll sichtbar gemacht werden, nachdem sie am Ortsspaziergang teilgenommen hat.

Generell hat mich das rege Interesse und die freundliche Atmosphäre beim ersten Spaziergang nachdenklich gestimmt.

Worum es in meiner Masterarbeit auch gehen soll: die eigene Mystifikation im Denken aufspüren. Ich bin mit der Erwartung gekommen, dass es in ganz Österreich dieses Dunkle gibt, um das ein Mantel des Schweigens gehüllt ist. Ich habe diese Dunkelblum-Vibes erwartet, und die Tatsache, dass mir Dunkelblum mehrmals empfohlen wurde von Menschen, denen ich mein Vorhaben geschildert habe, zeigt, dass das auch nicht individuell ist, sondern dass das irgendwie von vielen die Erwartung ist. Aber man muss auch ganz klar sagen: es gibt viele Menschen, die darüber reden wollen, die es wichtig finden, darüber zu reden, und ich muss aufpassen, dass ich nicht in Ereignisse hineindichte und nur das sehe, was ich sehen will und erwarte. Ich nenne das die Dunkelblum-Falle.

Steinert – in Anlehnung an die Psychoanalyse – würde hier vermutlich von Effekten der Gegenübertragung sprechen, die in sozialen Situationen eine Rolle spielen. Ich, die eine Agenda und ein Erkenntnisinteresse hat, habe viele Erwartungen an die Situationen und Beziehungen, die im Rahmen meines Projektes zustandekommen. Die Anerkennung dieser Tatsache hält methodische Implikationen. Karl Fallend schreibt, dass es „die Subjektivität des Untersuchers/der Untersucherin“ ist, „die einen Zugang zum Wesen der Untersuchungssituation eröffnet“ (ebd. 2008, 65). Er zitiert im Folgenden Devereux, der „drei Gesichtspunkte[]“ (ebd. 2018, 20) aufzählt, unter denen die empirischen Daten untersucht werden müssen:

„1. Das Verhalten des Objekts.

2. Die ›Störungen‹, die durch die Existenz und die Tätigkeit des Beobachters hervorgerufen werden.

3. Das Verhalten des Beobachters: seine Ängste, seine Abwehrmanöver, seine Forschungsstrategien, seine ›Entscheidungen‹ (d. h. die Bedeutung, die er seinen Beobachtungen zuschreibt.“ (ebd., 20)

Die Wissenschaftler:innen, so Fallend, „verschwinden also nicht hinter ausgeklügelten Forschungsdesigns, sondern rücken in den Blickpunkt des Forschungsprozesses und der Reflexion“ (ebd. 2008, 65).

Meine Erwartungen prägen – vor allem wenn es keinen Raum gibt, sie zu reflektieren – mein Handeln und meine Entscheidungen. Sie drängen mich selbst in gewisse Rollen, die ich dann vor dem Gegenstand unreflektiert einnehme. Eine konsequente autoreflexive Schreibpraxis, die einem regelmäßig die Chance gibt, sich der eigenen Erwartungshaltungen, Ängste und Wünsche bewusst zu werden, kann helfen, die Prägung, die Forschungssituationen durch uns Forschende und – in Steinerts Worten – intellektuell Produzierende erfahren, offenzulegen. Auch deshalb habe ich mich entschieden, diese sehr persönlichen Zeilen in meine Masterarbeit aufzunehmen.

Das Reutte-nicht-schonem-Wollen ist bis zum Ende des Projekts geblieben, seine Fundierung jedoch verlagerte sich durch die Reflexionsprozesse, die ich mir selbst auferlegt hatte, vom Biografischen hin zum Theoretischen: Ich hatte nun auf Literatur gestützte Gründe für den schonungslosen Blick, den ich ansetzen wollte. Manche meiner Erwartungen an Reutte bestätigten sich natürlich, aber viele andere verwarf ich im Laufe des Arbeitsprozesses. Im Tagebuch schrieb ich dazu folgendes:

Aber gleichzeitig finde ich natürlich auch ein Schweigen, bzw. eine Unsichtbarmachung oder aktive Nicht-Sichtbarmachung: Hildebert Knittel-Artikel, Hermann Sterns Tafel, auch die Verklärung der Lebenssituationen der Zwangsarbeiter:innen²⁵. Aber ich muss aufpassen, dass ich nicht eine Geschichte erzähle, die ich eigentlich so nicht vorgefunden habe, die aber

²⁵ Zum Hildebert-Knittel-Artikel und zur Gedenktafel wird im folgenden Kapitel noch geschrieben werden. Die Verklärung der Lebenssituationen der Zwangsarbeiter:innen durch Richard Lipp kommt an unterschiedlicher Stelle ausführlicher vor.

leicht zu erzählen ist, weil sie – als gesellschaftskritische Figur – schon so eingeübt ist.

Ich bemerkte außerdem, dass ich an mich selbst Erwartungen gerichtet hatte, die ich nach und nach aufgeben musste, dass ich mir Erzählungen zurechtgelegt hatte, die mich und meine Biografie mehr mystifizierten, als eine ehrliche Auseinandersetzung damit anzustoßen. Ich erkannte (und akzeptierte), dass es einen Teil in mir gibt, der sich um Reutte bemühen, für Reutte engagieren will. Ich wollte Reutte nicht schaden, aber dazu beitragen, dass die Menschen, die an den Spaziergängen teilnahmen, ein differenzierteres Bild von ihrem Heimatort bekamen. Ich musste meine Verbundenheit mit Reutte anerkennen, die mir durch die Tatsache, dass ich so viel Aufwand betrieb, vor Augen geführt wurde.

Auch heute blicke ich einigermaßen erstaunt auf dieses Jahr zurück, in dem ich sehr engagiert und aufwendig für Reutte gearbeitet habe. Dieses Jahr steht wie ein Beweis dafür, wie tief und auf welch verschlungenen, manchmal paradox anmutenden Wegen sich Orte in eine:n einschreiben können, und wie wichtig die Kategorie Ort für psychosoziale und soziologische Analysen ist.

5.4 Das Feld

„Es ist legitim, daß der Wissenschaftler, der mit angsterregendem Material umgeht, nach Mitteln sucht, die seine Angst soweit reduzieren, daß er seine Arbeit effektiv durchführen kann, und so kommt es, daß ein Vorgehen, das die Angst am effektivsten und am dauerhaftesten reduziert, gute Methodologie ist. Sie entleert die Realität nicht ihres angsterregenden Inhalts, sondern ‚zähmt‘ ihn, indem sie beweist, daß auch er vom bewußten Ich verstanden und bearbeitet werden kann. Zudem reduziert sie über die Einsicht die Angst selbst auf ein wissenschaftlich nützliches Datum. So verbürgt eine gute Methodologie in der Verhaltenswissenschaft ebenso wie in der psychoanalytischen Therapie, daß Freuds Forderung ‚Wo Es war, soll Ich werden‘ Genüge getan wird. Begriffene Angst ist eine Quelle der Gelassenheit und der Kreativität und damit auch guter Wissenschaft.“ (Devereux 2018, 124)

Intro

In den vorangegangenen Absätzen schilderte ich meine persönliche Verwobenheit, und immer wieder tauchen die Ängste auf, die ich bis zum Projektabschluss hatte. Angst hatte ich vor Unterschiedlichem, und oft war sie verbunden mit Erfahrungen, die ich als Kind und Jugendliche in Reutte gemacht habe. Aber die Angst, mit der ich mich im Tagebuchs Schreiben und in Memos und anderen Texten und Dokumenten auseinandersetzte, hatte nicht nur mit meiner Kindheit und Jugend zu tun, sondern auch mit einem Klima, das ich in Reutte und Tirol teilweise wahrzunehmen glaubte. Dabei war Teil meiner Fragestellungen, inwieweit ich mir dieses Klima einbildete, Stichwort *Dunkelblum-Falle*. Für mich zählt deshalb zu einer „guten Methodologie“, wie Devereux sie fordert, sich kritisch zu fragen, welchen Ursprung die jeweilige Angst hat, um Projektionen zu vermeiden und die eigenen Erwartungen an das Feld und das, was man tatsächlich vorfindet, nicht miteinander zu verwechseln. Die eigenen Erwartungen und Projektionen kennenzulernen, in dem man sie sorgfältig vor sich artikuliert, erwies sich als ein wirksames und unaufgeregtes Mittel, Ängste zu reduzieren, die am Weiterarbeiten hindern. Die genaue Untersuchung der unterschiedlichen Ängste und ihrer Herkunft, hilft schließlich, das Feld zu

verstehen, in das man eintritt, wenn man forscht, interveniert, eine Aktion durchführt. Denn natürlich handelte es sich bei den Herkünften meiner Ängste nicht ausschließlich um Projektionen, Erwartungshaltungen und Einbildungen, sondern oftmals um Situationen, in die ich geraten war oder Erfahrungen, die ich im Laufe des Projekthergangs gemacht hatte. Das zu erkennen, war mir nicht von Beginn an ohne weiteres möglich, sondern es bedurfte der inneren, aber auch der äußeren Auseinandersetzungen mit meinen Gefühlen und Gedanken, oftmals im Austausch mit Freund:innen oder Kolleg:innen. Besonders eindringlich war ein Moment in Reutte, den ich im Folgenden kurz schildern möchte.

Am Abend des 15. Juni 2024, also nach meinem ersten Spaziergang, waren zwei Freund:innen bei meinen Eltern und mir zum Abendessen in Reutte. Die beiden leben mittlerweile ebenfalls in Wien, sind aber wie ich im Außerfern aufgewachsen und waren extra für den Spaziergang nach Reutte gekommen. Natürlich redeten wir über das Projekt, meine Erfahrungen in Reutte, und ich redete über meinen reflexiven Ansatz, der mir für die Masterarbeit vorschwebte. Ich sprach über Vorgehensweisen, Verhalten und Entscheidungen von mir, die mir bereits damals kritikwürdig erschienen, und auch über die Behutsamkeit, mit der ich über Geschichte reden und schreiben wollte, und was es dabei alles zu beachten gälte. Die beiden ließen mich geduldig ausholen und reden, und schließlich antwortete einer der beiden in einer für mich unerwarteten Weise. Dass ich über seine Reaktion überrascht war, zeigte mir, dass ich schon sehr geübt darin war, mein Vorhaben, vor allem das Reflexive, vor anderen zusammenzufassen, es überzeugend darzulegen, und dann auf wohlwollende Zustimmung zu warten. Der Freund erinnerte mich an all die Dinge, von denen ich ihm erzählt hatte, seit ich mit dem Projekt begonnen hatte. Dinge, die mit dem Feld, in das ich da eingetreten war, zu tun haben. Er sagte dann, dass er das ganze Reflektieren, das Selbstkritische ja sehr schön fände, dass aber manchmal auch einfach die äußeren Umstände interessanter seien. Er nannte dabei Vorgänge beim Namen, die ich immer – ganz im Sinne der Eigenkritik – in einer Art umschrieben hatte, die mir ermöglichte, mein *eigenes* Verhalten in ihnen kritisch zu beleuchten, mein Reproduzieren von Ordnung und Herrschaft, mein Legitimieren problematischer Positionen, mein Zurückweichen-Wollen etc. Er erinnerte mich dann in einem direkten Ton an die vielen unangenehmen Situationen, die ich mit „diesen

Männern“ hatte aushalten müssen, an Widerstand, Skepsis und Gegenwind, an Verdrängung und Unsichtbarmachung historischer Fakten. Er stellte dadurch eine wichtige Frage: Ist nach dem Ursprung der Ängste, die ich hatte, tatsächlich nur bei und in mir selbst zu suchen?

Dieser Abend hat mich nachdenklich gestimmt. Nicht was den reflexiven Ansatz betrifft, auch nicht was das Thematisieren von Unsicherheit und Angst betrifft, ganz im Sinne Devereux‘ nahm ich meine Ängste nun einmal mehr ernst und wollte sie als wichtiges Datenmaterial ansehen. Aber es waren neue Fragen, die sich mir seither dank der Ehrlichkeit dieses Freundes aufdrängten, und die mir wichtige Erkenntnisse brachten: Hatte mein Regime der permanenten Selbstkritik dazu geführt, dass ich im Endeffekt genau das tat, was ich verhindern hatte wollen, nämlich, dass ich mich zu sehr um mich selbst drehte? Und, wenn Selbstkritik performativ, eingeübt und Selbstzweck wird, produziert das dann nicht erst recht blinde Flecken?

Heute denke ich an diesen Moment beim Abendessen in Reutte als einen Schlüsselmoment zurück. Wesen und Ursprung meiner Ängste sind vielschichtig, haben individuelle und gesellschaftliche Ursprünge und Implikationen, und in diesem letzten analytischen Teil der Arbeit soll es um das Außen gehen – also um meine Erfahrungen und Beobachtungen bezüglich des Feldes, in das ich mit meiner Intervention eingetreten bin.

Intervention als Reaktion?

In der Einleitung dieser Arbeit schreibe ich, dass es verwunderlich ist, dass ich so wenig zu den lokalen NS-Bezügen und dem Umgang mit diesen Bezügen in Reutte wusste, da ich mich daran erinnere, schon sehr früh ein Interesse für die NS-Bezüge und die Nachwirkungen dieser Zeit in Österreich gehabt zu haben. Dieses Interesse begleitet mich bis heute, und dass ich mich in meiner Masterarbeit auch mit österreichischer Zeitgeschichte auseinandersetzen würde, war mir schnell klar. Das wissenschaftliche Interesse an Reutte kam erst in Norwegen, ich besuchte dort ein Seminar mit dem Titel *Social Difference and Place*. Ein vielversprechender Titel, ein enttäuschendes Seminar. Ich nutzte aber die Gelegenheit, um die bereits erwähnte Seminararbeit zur Rolle von Orten in den auch autobiografischen Werken der

„Auteurs transclasses“ zu schreiben. Ich bin mir rückblickend sicher, dass diese Beschäftigung einiges dazu beitrug, dass ich ortssoziologische, autoanalytische und zeitgeschichtliche Aspekte verbinden wollte. Wenn ich mir die ersten Tage der Reutte-spezifischen NS-Recherche ins Gedächtnis rufe, so erkenne ich, dass ich natürlich auf einer inhaltlichen Ebene eintauchte in historische Begebenheiten und Vorfälle, mir diese vorzustellen suchte und ein Bild vom historischen Reutte unter dem NS-Regime erlangte. Auf einer weiteren, soziologischen Ebene aber war es bereits die Erkundung eines sozialen Feldes. Ich fand zunächst eine Facebook-Diskussion, die sich unter einigen mittelalten Reuttener:innen, die ich fast alle persönlich kannte, entsponnen hatte, auf öffentlich gestellt, und somit von mir vollständig einsehbar war. Es ging darum, dass einer der Beteiligten ein Bild des ehemaligen Reuttener Pfarrheims namens *Paulusheim* hochgeladen hatte, in die Bildbeschreibung hatte er die Eckdaten zu Walter Dejacos Biografie inklusive des Hergangs des ersten Wiener Auschwitz Prozess‘ ausformuliert. Dejaco ist der Architekt des ehemaligen *Paulusheims*, es war bis zu seinem Verkauf das Pfarrheim des Reuttener Franziskanerklosters. Mir war diese Geschichte völlig neu, nicht jedoch die strukturellen Verfehlungen der österreichischen NS-Nachkriegsjustiz, weshalb mir die Tragweite des Falls mit Lokalbezug in Reutte sogleich bewusst wurde. Die Kommentare unter diesem Facebook-Upload waren dann ein erster Einblick in eine Debatte, in der sich die Beschaffenheit der österreichischen Nachkriegsgesellschaft zu spiegeln schien. Heute sind gewisse Kommentare unter dem Posting gelöscht, aber ich habe damals Screenshots gemacht. Ich las Formeln wie „Freispruch ist Freispruch“, es war von Rufschädigung die Rede, davon, dass durch die Sichtbarmachung von Dejacos NS-Karriere die heute noch lebenden Nachfahr:innen verleumdet würden, etc. (vgl. FBDiskussion_Screenshot1-6). Die Tatsache, dass ich selbst, die ich in Reutte aufgewachsen bin und nach meinem Verzug nach Wien regelmäßig dorthin zurückkehre und über viele Entwicklungen durch meine Eltern am Laufenden gehalten werde, noch nie von diesem Fall gehört hatte, machte mich betroffen, und weckte mein Interesse an Reuttes nationalsozialistischer Vergangenheit und an der Art und Weise, wie heute noch darüber (nicht) gesprochen wird. Im Laufe meiner Recherchen stieß ich immer wieder auf die Unsichtbarkeit von gewissen Aspekten der Reuttener NS-Lokalgeschichte. Nicht nur sah ich diese in

meiner eigenen Unwissenheit als ehemals in Reutte Wohnhafte bestätigt, sondern ich fand darüber hinaus Hinweise auf eine aktive Verdrängung historischer Tatsachen. Von Anfang an also setzte ich mich nicht einfach mit der Geschichte im Sinne des von Benjamin kritisierten Historismus auseinander, sondern mit der Gegenwart dieser Geschichte(n), ihren Spuren, ihren Verdrängungen im Heute, hatte also in der Beschäftigung mit Geschichte(n) einen soziologischen Anspruch. Ich schlussfolgerte daraus, dass meine Intervention, die inhaltliche sowie konzeptuelle Ausgestaltung sowie die grundsätzliche Idee an sich, bereits eine Reaktion war auf ein Feld, das mich von Anfang an interessierte und in das ich mich sogleich hineinbegab. Ich wollte mehr darüber wissen, wer in Reutte im Museum den Ton angibt, wollte Richard Lipp kennenlernen, und wollte erfahren, ob und inwiefern die Lokalbevölkerung Interesse an einer Auseinandersetzung mit den meist verborgenen Geschichten zu Reutte und NS hatte.

Ordnungswissen

In seiner Arbeit zur Aktualität der *Dialektik der Aufklärung* zeigt Heinz Steinert, wie sehr des reflexive Arbeiten eine Auseinandersetzung mit dem sozialen Kontext, seinen Ordnungen und den kulturindustriellen Gegebenheiten sein muss, in die das Arbeiten eingebettet ist (Steinert 2007a). Die Auseinandersetzung mit den Akteur:innen des Feldes, das ich mit der Intervention betreten habe, interessierte sich also für die Momente, in denen Ordnungswissen (re-)produziert wurde, das heißt, in denen ich für mein Thema relevante Handlungen oder Produktionsvorgänge beobachten konnte, die eine Ordnung aufrechtzuerhalten helfen. Was das für eine Ordnung ist, dahinter versuchte ich nach und nach zu kommen. Nicht immer gelang es mir in meinen Bewegungen im und Interaktionen mit dem Feld, selbst völlig autonom zu bleiben und befreiungstheoretisch zu denken. Es gab Situationen, in denen die Angst vor den Urteilen und dem Handeln gewisser Akteur:innen so groß war, dass ich mich klein machte, das drückte sich beispielsweise darin aus, dass ich oft mein gesamtes Handeln vor dem Hintergrund des Meinungshorizonts vor allem eines Akteurs, Richard Lipp, betrachtete. Auch hier muss ich jedoch aufpassen, nicht im Nachhinein eine Schablone anzulegen, die die Referenz Richard Lipp in jede

Situation plausibel hinein-collagiert. Die Auseinandersetzung mit seinen Arbeiten und bis zu einem gewissen Grad auch mit der sozialen Stellung seiner Person im mich interessierenden Feld ist außerdem natürlich unvermeidbar. Er ist immerhin eine der zentralen Figuren, wenn es um die Aufarbeitung von Geschichte in Reutte geht.

In den Gesprächen mit Richard Lipp war auffällig, dass er fastbausatzartig vorging: Zu den meisten Themen hat er vorgefertigte Formulierungen, die er immer wieder abrufen und vortragen kann. Manche dieser Formulierungen und Erzählfiguren finden sich auch verschriftlicht in seinen Publikationen, bspw. die Episode seines Lebens, in der er sich erstmals bewusst mit dem Holocaust auseinandersetzte (Lipp 2016) oder die Erzählung zu den antisemitischen Anschlägen im Außerfern (Lipp 2010) – beides trug er fast identisch auch mündlich vor, wenn wir uns trafen (vgl. Lipp1a). Wenn aber Themen von mir eingebracht wurden, zu denen keine Bausatzelemente vorhanden sind, wurde das Gespräch oft unangenehm, d.h. er drückte Wut aus, wurde teilweise unfreundlich, manchmal im Ton aggressiv (z.B. wenn ich die Formel „Freispruch ist Freispruch“ bezüglich Dejaco hinterfragte, alternative Perspektiven auf den Umgang mit NS-Relikten anbot etc.).

Im Laufe des Projekthergangs habe ich neben ihm noch andere Akteur:innen kennengelernt, die mit ihrer Arbeit daran interessiert sind, gewisse Ordnungsverhältnisse aufrechtzuerhalten und auf die Bedrohung dieser Ordnung mit Skepsis, Wut oder mit Ignoranz reagiert haben. In Bezug auf das Wissen um die Zeit des Nationalsozialismus scheint es gewisse Regeln zu geben, die eingehalten werden müssen, damit diese Ordnung aufrecht bleibt. Oftmals bedeutet das, dass Themen nicht oder nur auf eine gewisse Weise angesprochen werden. Aber auch die Frage danach, wer das Feld betreten darf und wer nicht, stellte sich teilweise (dabei begegneten mir v.a. zwei Qualifikationskriterien: Seniorität und Herkunft).

Die Ordnung und ihre Bedrohungen

I – Über Täter:innenschaft reden

Wie bereits mehrmals dargelegt, bin ich über den Dejaco-Fall in den Sog der Reuttener NS-Lokal-Geschichte gezogen worden. Es ist ausgerechnet dieser Fall, der mir das meiste Kopfzerbrechen verbunden mit einer Menge Angst und Nervosität

bereitet hat. Diese Angst entstand bei meinem ersten Zusammentreffen mit Richard Lipp. Schon während dieses Gesprächs, das ich in Form eines Experteninterviews führte und aufnahm, brachte er den Fall Dejaco eigenständig ins Spiel. Er wurde wütend, laut, ja, aggressiv. Er erzählte mir, dass er Dejaco noch persönlich gekannt hatte und mit seinem Sohn Kontakt hat. Das schien für ihn zu reichen, um eine verteidigende Haltung einzunehmen. Mir wurde klar, dass die „Neutralität“, auf die er im selben Interview vehement gepocht hatte, nur bis zu einem gewissen Punkt reicht. Besonders verärgert schien Richard Lipp über den Reuttener, den ich in der Einführung in dieses Kapitel erwähnt habe, ein Architekt, der auf Facebook die Verstrickungen des *Paulusheim*-Architekten Dejaco mit den Massenmorden in Auschwitz aufzeigte. Die Tatsache, dass es sich bei Dejaco und bei dessen Sohn um „Berufskollegen“ des besagten Reuttener Facebook-Aktivisten handelt, der selbst ja auch Architekt ist, erboste ihn. Gegen einen Angehörigen des gleichen Berufsstands vorzugehen, das gehe zu weit. Ein weiteres Argument, das Richard Lipp mir gegenüber mehrmals, nicht nur im ersten Interview, ausformulierte, betrifft die Tatsache, dass ein österreichisches Gericht Dejaco freigesprochen hat. Somit ist, laut Lipp, nicht mehr weiterzuforschen, die Urteile der Justiz sind nicht anzuzweifeln. Angesprochen auf die erdrückende Beweislast und die darauf aufbauende, klar und scharf formulierte Anklageschrift, die die Verantwortung des Angeklagten anschaulich ausarbeitet, wurde Lipp ungehalten. Staatsanwälte, das seien „mediengeile Säue“, die hätten auch über ihn schon so einiges Unwahres geschrieben (vgl. Lipp1a). Die Wut, die Richard Lipp packte, schüchterte mich ein, im Moment, aber auch nachhaltig. Mir wurde klar, dass er sich persönlich angegriffen und berührt fühlte durch die Sichtbarmachung des Dejaco-Falls und damit verbunden des Scheiterns der österreichischen NS-Nachkriegsjustiz. Dass über Dejaco in Reutte nicht gesprochen wird, daran sind mehrere Akteur:innen interessiert. Die Gründe für dieses Interesse sind vielschichtig, und teilweise, das zeigt das Beispiel Richard Lipp, sind sie auch persönlich. Erst später, im Gespräch mit anderen Reuttener:innen, erfuhr ich, dass Richard Lipp eine persönliche Erfahrung mit der Situation, vor Gericht gestellt und beschuldigt zu werden, gemacht hat. In seinem ausfälligen Beschimpfen der Staatsanwälte und dem damit einhergehenden Infragestellen der Integrität der Anklageschrift, ist eine Verbindung zwischen der Biografie Richard Lipps und eines

markanten Falls der Nachkriegsgeschichte zu erkennen. Neutralität in der historischen Forschung, das „zeigen, wie es wirklich gewesen ist“, es wird unkontrolliert brüchig, wenn wir uns nicht mit unseren eigenen Standpunkten auseinandersetzen. Neben der autoritätshörigen Argumentationslinie „Freispruch ist Freispruch“, die natürlich ein großes entlastendes Moment birgt, auf das wir als Nachfahr:innen von Nicht-Verfolgten und Täter:innen zurückgreifen können und das deshalb einlädt, bemüht zu werden, ist das Wahren der öffentlichen Ordnung also auch wichtig, weil die Ordnung ja auch die persönliche Stellung mit sich bringt, die man in ihr hat. Wenn eine Ordnung infrage gestellt wird oder ins Wanken gerät, dann ist das nicht nur inhaltlich bedrohlich, sondern auch persönlich und den sozialen Status betreffend. Wenn die Schuld Dejacos öffentlich anerkannt wird, was, und vor allem wer, kommt dann als nächstes? In Reutte sprach sich nach den ersten Spaziergängen herum, dass ich „auch Namen nenne“²⁶. In einem Kommentar zu meinen Spaziergängen in der Bezirkszeitung Reuttener Rundschau heißt es außerdem, wie wichtig es ist, dass nicht einzelne Namen von NS-Täter:innen herausgepickt und genannt werden, auch wenn dem Thema NS insgesamt eine Wichtigkeit eingeräumt wird (Pirchner 2024b). Diese Denkfiguren bevormunden schlussendlich die Teilnehmer:innen des Spaziergangs, aber auch die Angehörigen und Nachkommen von Täter:innen. Sie weisen darauf hin, dass es in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft wenig Raum gab, den Umgang mit Verantwortung und Schuld an nationalsozialistischen Verbrechen in der eigenen Familie zu erlernen und zu reflektieren, dass eine jahrzehntelange Verdrängung bis heute nachwirkt.

Damals, zur Zeit des Prozesses, galt die Solidarität vieler Reuttener:innen, das haben mir Gesprächspartner:innen erzählt, dem Angeklagten Dejaco, nicht den Opfern Dejacos oder den Überlebenden, die ihre schmerzhaften Erfahrungen vor der Justiz auszubreiten bereit waren – und dabei oftmals nicht ernst genommen oder sogar

²⁶ Meine Mutter erzählte mir von einer Situation, in der ein Bekannter, der ebenfalls einen Platz im Spaziergang hatte, sie vor seiner Teilnahme darauf ansprach, dass er gehört hatte, dass ich „auch Namen nenne“. Seine Eltern waren nationalsozialistisch eingestellt gewesen, sein Vater bei der SS. Er wollte wissen, ob ich auch das öffentlich machte.

verhöhnt wurden. Die Linie der Geschworenen wurde also auch in Reutte vertreten und unterstützt, wo Dejaco in der Nachkriegszeit ein angesehener Architekt und Bürger war (das erzählte mir auch Richard Lipp im Interview, vgl. Lipp1a). Das Schweigen zum Fall Dejaco, der fehlende Diskurs über die Vorgänge, die zum Bau des von Dejaco entworfenen *Paulusheims* geführt haben, sowie die Vorwürfe des „Namen-Nennens“, „Zeigefinger-Zeigens“ etc. zeigen, dass es bis heute Relikte dieser Denkfiguren in Reutte gibt.

II – Die aktive Unsichtbarmachung/-lassung

Richard Lipp hat blinde Flecken und Themen, die er ganz bewusst auslässt. Aber er schweigt nicht grundsätzlich zu Themen, die mit dem Nationalsozialismus zu tun haben, hat darüber mehrere Publikationen verfasst und benennt viele Aspekte deutlich. Das Reuttener Bezirksmuseum *Grünes Haus* ist ein weiterer wesentlicher Akteur im Reuttener Feld der Produktion von Geschichtswissen. Die Ausstellungen im Museum haben meist historische Bezüge, aber auffällig ist, dass das Thema NS fast vollständig ausgespart wird²⁷. Dieser Bogen, der um das Thema gemacht wird, wurde mir auch in meinem ersten Gespräch mit dem wissenschaftlichen Leiter des Museums bestätigt (vgl. Audio_1_23-08-24). Es sei zu schwierig, zu kontrovers. Auch verstehe sich das Museum als dezidiert unpolitisch und operiere neutral, vermittele keine Ansichten, sondern nur „Fakten“ (ebd.). Die Tatsache, dass das gesellschaftlich wie historisch bedeutende Thema Nationalsozialismus vermieden wird, läuft natürlich einer „neutralen“ Behandlung von Geschichte bereits zuwider und zeigt gleichzeitig, wie politisch die Aussage, man sei dezidiert unpolitisch, eigentlich ist. Meine Beobachtungen bezüglich des Agierens des Museums, aber auch bezüglich

²⁷ Eine Ausnahme bildet die Südtiroler Siedlung, deren Geschichte das Museum aufgearbeitet hat, und die nun eine Schauwohnung enthält, die in den Originalzustand versetzt wurde (Grünes Haus 2023; Museum im Grünen Haus o. J.). Auf eine kritische oder gesellschaftspolitische Auseinandersetzung mit den vielen ideologisch aufgeladenen Relikten an den Fassaden der Südtiroler Siedlung wird aber weitgehend verzichtet. Auch wenn der so bespielte Ort nun als „Erinnerungsort Südtiroler Siedlung“ beworben wird, sucht man eine kritische Auseinandersetzung mit kollektivem öffentlichem Erinnern vergeblich.

des Agierens einzelner Mitarbeiter:innen zeigen, dass die Stabilisierung von Ordnung in ihrem Sinne die Folge hat, dass eine aktive Unsichtbarmachung bzw. -lassung erfolgt. Zwei besonders markante Beispiele will ich infolge darlegen.

Das Haus, in dem das Museum untergebracht ist, wird heute *Grünes Haus* genannt. Es hat eine blassgrüne Fassadenfarbe. Früher, noch bevor das Museum einzog, war aber auch der Name Sternhaus für das Gebäude geläufig. In Reutte sind viele Häuser nach den Nachnamen ihrer (ehemaligen) Bewohner:innen oder Besitzer:innen benannt, und der Besitzer und Bewohner des betreffenden Gebäudes war Hermann Stern, der auch in meiner Broschüre eine Rolle spielt. Er wurde im Nationalsozialismus als „Halbjude“ verfolgt, inhaftiert, verhetzt und konnte auch nach 1945 in Reutte nicht mehr Fuß fassen. Viele Infrastrukturprojekte und für den touristischen Wirtschaftsstandort relevante Großprojekte wie die *Zugspitzbahn* gehen auf ihn zurück. Das Bezirksmuseum setzt sich nicht mit der Geschichte des Hauses, in dem es sich befindet, auseinander. Von unterschiedlicher Seite wurde mir erzählt, dass das Rebranding des Sternhauses als *Grünes Haus* ganz bewusst gesetzt wurde, um eine semantische Verschiebung zu erreichen (u.a. vom wissenschaftlichen Leiter des Museums in meinem ersten Gespräch mit ihm, vgl. Audio_1_23-08-24). Alle Assoziationen mit dem ursprünglichen Besitzer und seiner Biografie, die unmittelbar von der Verfolgung durch das NS-Regime geprägt ist, sollten so getilgt werden. Das lässt sich heute nicht beweisen, passt aber in das Bild, das ich vom Museum über die Monate meiner Teilnahme am Feld gewinnen konnte. Im *Grünen Haus* hängt heute eine Gedenktafel für Hermann Stern. Diese wurde nicht vom Museum veranlasst, sondern von drei Personen aus der Zivilgesellschaft (Schreiber 2019). Anders als die vielen Schilder, die die Außenfassade des Museums heute dekorieren, hängt die Gedenktafel jedoch im Verborgenen: Sie ist im dunklen Eingangsbereich angebracht, noch hinter der Tür zum Museumsshop. Wenn man nicht weiß, dass es sie gibt und gezielt danach sucht, ist es eigentlich unmöglich, „darüberzustolpern“. Ich habe den wissenschaftlichen Leiter gefragt, warum die Tafel im Verborgenen hängt. Er erklärte mir ausweichend, dass es kompliziert und schlicht zu aufwendig sei, Tafeln an der historischen Außenfassade anzubringen. Ich fragte nach, ob denn ein Prozess in Gang sei, die Bewilligung für ein Anbringen der Tafel an der Außenfassade zu bekommen, die, wie erwähnt, mit vielen anderen Tafeln

versehen ist. Seine Antwort darauf war negativ, kein solcher Prozess sei in Gang (vgl. Audio_1_23-08-24).

Beim zweiten Beispiel einer aktiven Verdrängung von NS-Themen handelt es sich um einen Zeitungsartikel in der *Reuttener Rundschau*, den zwei Mitarbeiterinnen des Museumsvereins verfasst haben. In ihm wird von der Umsiedlung eines Portraits von Hildebert Knittel vom Museum in die neuen Redaktionsräume der *Reuttener Rundschau* berichtet, die sich als Nachfolgezeitung des von Knittel als Redakteur geführten *Außerner Boten* versteht. Integriert in den Artikel ist auch eine biografische Notiz zum Portraitierten, die ich hier vollständig zitiere:

„DIE ZENTRALE FIGUR HILDEBERT KNITTEL. Hildebert Knittel, geboren am 31. Oktober 1893 in Holzgau und verstorben am 10. Juni 1974 in Wien, war eine herausragende Persönlichkeit seiner Zeit, sein Leben geprägt von Vielseitigkeit, Unternehmergeist und politischem Engagement. Knittel entschied sich für den Beruf des Uhrmachers und eröffnete eine eigene Uhrenwerkstätte und einen Laden. Sein Geschäftssinn und seine Entschlossenheit führten dazu, dass er im Jahr 1918 sein Geschäft in das Grüne Haus im Untermarkt verlegte und sich so einen festen Platz im Geschäftsleben Reuttes sicherte. Doch Knittels unternehmerische Ambitionen beschränkten sich nicht nur auf den Uhrenhandel. Im Jahr 1921 erwarb er die Außerner Druckerei mit dem Ziel, eine eigene Zeitung für das Außerfern herauszugeben. Die erste Ausgabe des ‚Außerner Boten‘ erschien am 15. Mai 1922 und markierte den Beginn einer neuen Ära in der regionalen Medienlandschaft. Der ‚Außerner Bote‘ war der Vorläufer der ‚Außererner Nachrichten‘, die von der Oberländer RUNDSCHAU übernommen wurden. Zusätzlich zu seinen geschäftlichen Unternehmungen betrieb Knittel kurzzeitig auch einen Geldwechsel und gründete 1925 gemeinsam mit seinem Schwager Rechtsanwalt Dr. Hermann Stern und seinem Bruder Othmar die Außerner Auto GesmbH. Diese Unternehmung war wegweisend für die Region, da sie die erste direkte kursmäßige Autoverbindung zwischen Reutte und Innsbruck etablierte. Hildebert Knittel betätigte sich auch politisch. Bei der Gemeinderatswahl für die Periode 1922–1927 trat er für die Parteilose

Bürgerpartei an und wurde erfolgreich in den Gemeinderat gewählt.“ (Maier-Ihrenberger und Kofelenz 2024)

Die große Lücke in dieser Erzählung klafft von 1927 bis zu seinem Tod 1974. Hildebert Knittels Leben wurde 1927 aber nicht, wie man nach der Lektüre dieser Zeilen im Artikel annehmen müsste, ereignislos und leer, sondern war geprägt von Diskriminierung, Kriminalisierung und Verfolgung. Als Homosexueller wurde er bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in Tirol verhaftet, vor Gericht gebracht und inhaftiert. Auch nach seinem Verzug nach Wien ging die Verfolgung weiter, nach einjähriger Haft in Straubing und Wien wurde er ins KZ Dachau deportiert. Nach seiner Befreiung aus dem KZ blieb er in Wien, die Kriminalisierung Homosexueller endete jedoch nicht mit dem Krieg und dem Naziregime. Erst wenige Jahre vor seinem Tod wurden homosexuelle Handlungen straffrei. Und erst im Jahr 2005 wurden Homosexuelle ins Opferfürsorgegesetz der Republik Österreich aufgenommen (Heinrich o. J.). All diese wohl prägenden Aspekte der Biografie Hildebert Knittels sind im Artikel in der Rundschau nicht erwähnt. Ich weiß, dass die Autorinnen des Artikels diese Aspekte kennen. Ich hatte sie wenige Wochen vor Erscheinen des Artikels persönlich getroffen und mit ihnen auch über Hildebert Knittel und sein Schicksal gesprochen (vgl. Memo_2_24-02-07). Es ist ausgeschlossen, dass diese Auslassungen aufgrund von Unwissenheit oder journalistischer Schlamperei passiert sind. Dahinter steckt der aktive Entschluss, das Thema NS auszusparen.

Warum berichte ich so detailliert von diesen Aussparungen, Vermeidungen, Unsichtbarkeiten? Der Grund liegt darin, dass durch die Reproduktion dieser blinden Flecken eine narrative Ordnung aufrechterhalten wird, die es zu hinterfragen gilt und der es Alternativen entgegenzusetzen gilt, die ordnungskritisch sind.

Im Fall Hermann Stern ist die Unsichtbarmachung fatal, weil sich Erzählungen über Hermann Stern halten, die aus einer Zeit stammen, in der sich über mehrere Jahre Hetzkampagnen gegen ihn und seine Mitstreiter:innen im Projekt um den Bau der Zugspitzbahn entfalteten. Stern wurde in den Zeitungen als geldgierig, unehrlich, korrupt gezeichnet und mit antisemitischen Stereotypen versehen. Er wurde so – auch für nationalsozialistische Politiker – eine Figur, deren öffentlichkeitswirksame antisemitische Zeichnung die Möglichkeit enthielt, den Antisemitismus in der

Bevölkerung weiter zu schüren. Auch gegen Hildebert Knittel wurde in den Zeitungen geschrieben, er war loyaler Mitstreiter Sterns. Diese Passagen sind mitunter homophob. Am 12.4.1929 konnte man beispielsweise in den *Reuttener Nachrichten* lesen:

„In Reutte schmettern die Kriegsfanfaren und donnern die Karthaunen. Mit beispielloser Heftigkeit tobt der Kampf zwischen den Parteien des Rechts und der Lumperei. Hier der freigewählte Bürgermeister Emanuel Turri, getragen vom Vertrauen der Bevölkerung, geachtet und geehrt von allen, die ihn kennen. Dort der von der Landesregierung davongejagte Vizebürgermeister a.D. Dr. Hermann Stern, von keinerlei Vertrauen getragen, aber von mancher kompromittierten Hand verzweiflungsvoll gehalten. Ihm verleihen seine stark abgegriffenen Rockzipfel, die in der rauhen Kampfesluft melancholisch flattern, ein ganz besonders kriegerisches Aussehen. In Nummer 28 seines Familienblattes [Außerner Bote, NW] vergleicht Dr. Stern diesen Krieg aller Gutgesinnten gegen ein Parasitentum schamloser Ausbeutung mit einer Hetzjagd. Er spricht von hetzenden Hunden und gejagtem Wild. Wer sind die Hunde, wer das Wild? Die Hunde, die Dr. Stern meint, sind gut: Tipp topp gewaschen, antisemitischer Rasse, zäh und ausdauernd, auf alles Gesindel vortrefflich dressiert. Mit besonderer Sicherheit und Eleganz verbellen und fassen sie jeden wirklichen oder geistigen Kasseneinbrecher. Und das Wild? Zugelaufene Ware, immer süß lächelnd, immer kalt berechnend, auf den eigenen Vorteil stets bedacht, sonst aber sehr charaktervoll, wie Dr. Stern selber. Damit glauben wir den akademischen Vergleich des Herrn Doktors ‚etwas tiefer gehängt zu haben!‘ – Eine der jüngsten Auslassungen des Herrn Dr. Stern lautet: ‚So mancher ist mir durch die Jahre in die Quere gekommen und hat nur Gutes und Wohltaten erfahren.‘ Ein entsetzliches Wort, wenn man an einen Arthur Angerer, an einen Engelbert Wechner oder an die Gemeinde Reutte denkt, die allesamt das Unglück hatten, diesem fürchterlichen Wohltäter der Menschheit in die Quere zu kommen. Ein gemeines Wort aber, wenn der Schinder des Reuttener Gemeindevermögens unter ‚Wohltaten‘ die unzähligen, der Gemeindekassa entnommenen Schmiergelder verstanden wissen will, mit denen er armselige Kreaturen solange einseifte, bis sie

willfährige Werkzeuge für seine moralisch mehr als traurigen Pläne wurden. Unter 1000 Menschen würden sich 999 schämen, in der Lage eines Dr. Stern das Wort vom ‚Wohltun‘ in den Mund zu nehmen. Nicht Wohltun verlangt man von einem Schuldenmacher, sondern Schuldenzahlen. Dr. Stern hat reichlich Gelegenheit dazu: En gros bei der Gemeinde Reutte und en detail bei einem hiesigen Schneidermeister, dem er schon seit mehreren Jahren einen Turnerrock schuldig ist. – Es ist bekannt, daß Frau Karolina Reiter seinerzeit für Dr. Hermann Stern bei der banca mutua popolare di Rovereto eine Bürgschaft über 40.000 S übernommen hat. Als die genannte Summe vor nicht langer Zeit fällig wurde, wäre es der guten Frau bald übel ergangen. Doch konnte sie, Gott sei Dank noch rechtzeitig durch eine starke Hand vor dem ferneren Wohltun Dr. Sterns geschützt werden. – Letzthin predigte Dr. Stern in seiner Zeitung gar über Dinge ‚wie sie einem Mann von Charakter nicht zustehen.‘ Was versteht Dr. Stern unter Charakter? Wir nennen einen Menschen dann charaktersvoll, wenn er sich selbst treu bleibt, wenn er den Höhenweg, den er in guter Stunde als richtig erkannt und sich als Lebensweg vorgenommen hat, ohne Wanken und Schwanken geht, unbeirrt durch die Tagesmeinungen und unempfindlich gegen seine eigenen Tageswünsche und persönlichen Interessen. Wer sich selbst treu bleibt, wer stark und gerade ist wie ein eherner Stab gegen sich selbst und gegen andere, der ist ein Charakter. Also wohl auch Dr. Stern? Gewiß, er ist ein Charakter seiner Art. Erst katholischer ‚Edelfink‘, dann rötlicher Hetzredner, dann farbloser oder besser gesagt liberalisierender Wirtschaftsparteiler und endlich, Gott sein Dank, wieder sehr christlich. Man weiß auch warum: Damit er selbst und noch einer um so eindrucksvoller Tag für Tag im Landhaus um Gnade und Erbarmen winseln kann. Ein Dritter, namens Hildebert Knittel, sorgt für die zweckmäßige Beleuchtung. Er hat bereits in seinem Leuchtturm ein wunderbar himmlisches Licht ausgesteckt, das man bis vor kurzem in seiner ‚Außerferner Laterne‘ schmerzlich vermißt hat. Nur zu Hildebert! Laß dein Lichtlein lustig flackern! Es ist schon bedeutend heller geworden ! Bald kommt der Tag, an welchem alle Welt die jämmerlichste Trulle, die sich je zusammengefunden hat und deren

charaktervoller Sküs Dr. Stern ist, klar erkennen wird. Ihre Umrisse sind bereits deutliche (sic!) erkennbar.“ (Reuttener Nachrichten 1929)

In mehreren Gesprächen mit Reuttener:innen, die allesamt älter sind und deshalb den Namen Hermann Stern noch kannten, erfuhr ich, dass Hermann Stern auch heute noch als jemand gilt, der Reutte geschadet und fast in den finanziellen Ruin getrieben hat, sich selbst bereichernd. Dass das historisch falsch und ein Relikt der antisemitischen Hetze ist, ist weniger bekannt. Gleichzeitig erreichten mich Reaktionen von Nachfahr:innen Hermann Sterns, die deutlich machen, wie wichtig es für sie ist, dass den Erzählungen über Hermann Stern etwas entgegengesetzt wird. Eine Enkelin Hermann Sterns schrieb mir außerdem über das schwierige Verhältnis, das ihre Mutter mit Reutte hatte, in dem es Stern aufgrund der Ressentiments gegen ihn nicht möglich war, sich zu rehabilitieren, weder symbolisch noch materiell:

„meine mama hätte sich so sehr gefreut [über die Broschüre, NW], war sie doch immer todunglücklich in reutte, konnte ihre familiengeschichte nie verwinden. ihr vater und ihr onkel (hildebert) waren verfolgt und bedroht, ihre eigene kindheit und jugend dadurch ein alptraum.“ (Nachricht_24-07-03)

Genau aus diesen Gründen ist es wichtig, der Unsichtbarmachung entgegenzuwirken, die das Museum mitverantwortet, wenn es die Verfolgung und Diskriminierung Sterns verdrängt, zumal es sich noch dazu in seinem ehemaligen Arbeits- und Wohnhaus eingerichtet hat, das in den 1930er Jahren sogar Ziel nationalsozialistischer Anschläge und Besetzungen war (Lipp 2010). Die Auseinandersetzung mit Antisemitismus und seinen Wirkungsmechanismen und Mustern ist dabei besonders zentral, und wäre eine wichtige Voraussetzung in der Vermittlungsarbeit.

In der Verdrängung zentraler Bestandteile von Hildebert Knittels Leben spiegelt sich die Geschichte des Umgangs mit den unterschiedlichen Opfergruppen, die das NS-Regime hervorgebracht hat. Die Anerkennung von NS-Opfern generell war österreichweit und auch auf politischer und rechtlicher Ebene eine zögerliche. Besonders spät erfolgte diese nunmehr symbolische Geste bei den vom NS-Regime sogenannten Berufsverbrecher:innen, die erst im Juni 2024 in das Opferfürsorgegesetz aufgenommen wurden (DÖW 2024). Aber auch als homosexuell verfolgte Menschen wurden erst 2005 als Opfergruppe in das Gesetz aufgenommen

(Heinrich o. J.). Ein zentrales Denkmal für alle Opfer des NS-Regimes, die als homosexuell verfolgt wurden, wurde erst 2023 in Wien eröffnet. Die Nähe, die zwischen Kriminalität und Homosexualität vor allem bei Männern konstruiert wurde, und die das Opfergedenken nach 1945 dahingehend mitprägte, dass auch von Homosexuellen behauptet wurde, sie wären ja quasi verdient, weil eben kriminell, deportiert worden, schlägt sich auch in Hildebert Knittels Fall nieder. Er war nicht nur bereits vor der nationalsozialistischen Machtergreifung vor Gerichten und in Haft wegen Verbrechen „wider die Natur“, sondern wurde als „krimineller Häftling“ ins KZ Dachau eingeliefert. Seine Kategorie wurde im KZ geändert, wann und warum genau kann man heute nicht mehr eruieren. Die Stigmatisierung von als homosexuell Verfolgten wird heute historisch und sozialwissenschaftlich aufgearbeitet, wenn auch hier die Erforschung der Schicksale in der Stadt oftmals mehr in den Fokus rücken (vgl. Brunner 2023) und Biografien aus dem ländlichen Raum noch unsichtbarer sind. Aber gesellschaftlich halten sich gewisse Erzählungen auch lange nach ihrer wissenschaftlichen Widerlegung, weshalb symbolische Gesten wie die Aufnahme in das Opferfürsorgegesetz wichtig sind, weil sich so „der so einfache Satz nun endlich auch rechtlich materialisiert [...], dass niemand ‚zu Recht‘ in einem Konzentrationslager inhaftiert war“ (Kranebitter, zitiert nach DÖW 2024). Das Schweigen zu Hildebert Knittels Verfolgungs- und Stigmatisierungsgeschichte leistet Erzählungen, die KZ und „Vorbeugehaft“ rechtfertigen, Vorschub und ist deshalb problematisch. Wenn nicht benannt wird, dass eine Person auf Basis menschenverachtender NS-Justiz, deren Kontinuitäten bis in die zweite Republik reichen, kriminalisiert und verfolgt wurde, so wird der Erzählung eines Kriminellen, dessen „widernatürliche“ und somit inakzeptable Eigenschaften/Handlungen ihn zur vorbeugenden Sicherheit der Allgemeinheit ins Gefängnis oder gar ins KZ brachten, nichts entgegengesetzt. Richard Lipp sagte zu mir im Interview, dass man über gewisse Dinge „aus Höflichkeit“ nicht sprechen oder schreiben sollte, zum Beispiel, weil ja noch Familienangehörige leben würden, die dann mit den betreffenden Figuren und ihren Biografien oder Eigenschaften, die von einer im ländlichen Alltag gelebten Norm abweichen, in Verbindung gebracht werden könnten (Lipp1a). Der Artikel zu Hildebert Knittel mag „aus Höflichkeit“ auf die schmerzhaften, grausamen und unangenehmen Aspekte seiner Biografie verzichtet haben; im Endeffekt setzt er

mit einer solchen Auslassung der Stigmatisierung, die den als homosexuell Verfolgten bis heute anhaftet, nichts entgegen, ja, reproduziert sogar die Idee, dass Homosexualität auch weiterhin keinen Platz im öffentlichen Diskurs hat und verheimlicht werden sollte.

III – (Fehlende) Ideologiekritik

Es gibt noch einige weitere Punkte, deren Thematisierung bei wichtigen Akteur:innen auf Unmut stößt. Ihnen liegt die Frage zugrunde, worüber nachzudenken relevant, also wichtig, und worüber nachzudenken „reine Zeitverschwendung“ ist, wie Richard Lipp es mir gegenüber im Interview ausdrückte (vgl. Lipp1a). Das Verlassen der historiografischen Agenda, die ihm vorschwebt und die er für notwendig hält, lösten Wut und dann oftmals Ignoranz in ihm aus, beispielsweise, wenn ich versuchte, alternative Perspektiven auf die Frage anzubieten, warum man sich mit gewissen Themen vielleicht doch beschäftigen sollte. In meiner Memo, das ich nach dem Experteninterview mit Richard Lipp verfasst habe, versuche ich mir diese Abwehr gewisser Themen zu erklären.

[...] Mir fiel auf, dass er keinen Ideologie-kritischen oder dahingehend analytischen Zugang hat. Er redet über die Judenverfolgung und die Verfolgung anderer Minderheiten (sogar Homosexuelle), verknüpft aber nicht mit Ideologeanalyse oder -kritik. Deshalb auch findet er die Beschäftigung mit NS-Formensprache oder -Symbolen im öffentl. Raum komplett unnötig. Dass diese ja auf Ideen und Gedankengut verweisen, die z.B. den Antisemitismus verfestigt und getragen haben, ist dabei irgendwie nicht Teil der Auseinandersetzung. Ursachen von NS findet er v.a. in Armut, Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskrisen, aber auf die ideologische Ebene dahinter geht er erstaunlicherweise nicht wirklich ein, obwohl ihn die daraus entspringenden Phänomene sehr interessieren. Auch der Nachkriegsantisemitismus wurde angesprochen, jedoch auch da wieder ohne wirkliche Ideologiekritik. Spannend natürlich auch, wie er zu Dejaco, Engel etc. spricht. Bei ersterem: Freispruch ist Freispruch. Da muss man sich also gar nimmer damit auseinandersetzen. Engel: er erkennt keine „Schuld“, außer „in der falschen

Zeit geboren zu sein“. Er habe den Drexel gelesen (ich ja auch) und anders als ich kommt er deshalb zu dem Schluss, dass überhaupt keine Schuld vorliegt. Ich glaube auch deshalb kommt er zu diesem Schluss, weil eben die Ideologiekritik fehlt. Propagandaarbeit und Kulturarbeit zu leisten ist deshalb für ihn auch nicht als problematisch fassbar. (Memo_1_23-12-27)

Ideologiekritik und -analyse wären Mittel, sich die problematischen Bezüge auf Hausfassaden oder in den Biografien einiger noch heute geehrter Reuttener:innen, wie Fritz Engel, zu erarbeiten und diese aufzuschlüsseln. Aber auch diese Herleitung würde eine Ordnung bedrohen. Es ist die Ordnung der ehrwürdigen Männer und der ehrwürdigen Tiroler Kultur, die gestört wird, wenn Straßenbenennungen thematisiert werden, auf Auslassungen hingewiesen wird, die Nichtkontextualisierung von „Heimatkunst“ mit NS-Bezügen kritisiert wird. Besonders sind es „junge“ Forscher:innen, wie Lipp sagt, die davon ausgehen, dass jeder ein Verbrecher war, der „in der Partei“ war. Schon in seiner ersten Mail an mich beschrieb er seinen geschichtswissenschaftlichen Ansatz und erklärte mir dabei auch, dass er selbst „Kriegsopfer“ sei. Seinen Ansatz fasste er mit der lateinischen Formel „sine ira et studio“ zusammen („ohne Zorn und Übereifer“), und er kam auf sie auch im Interview zu sprechen. Bereits in der Mail schickte er hinterher, dass dieses geschichtswissenschaftliche Verständnis bei jungen Kolleg:innen bedauernswerterweise oft fehle (Nachricht_23-12-21).

Angesprochen auf die Kritikpunkte, die er an jüngeren „übereifrigen“ Kolleg:innen hat, konnte er mir im Gespräch aber kein einziges Beispiel nennen. Nur der allgemein gehaltene Vorwurf des „Pauschalierens“, des generellen Schuldzuweisens, wurde erneut bemüht. Diese Haltung tritt besonders in der Debatte um Fritz Engel und die nach diesem benannte Straße zutage. Schon vor meinem ersten Treffen mit ihm hatte ich einen Zeitungsartikel gefunden, in dem berichtet wurde, dass ein Reuttener die Benennung dieser Straße aufgrund der steilen Karriere, die Fritz Engel im Nationalsozialismus zurückgelegt hatte, öffentlich infrage stellte. Richard Lipp kommt in dem Artikel ebenfalls zu Wort, zeigt sich verärgert und wirft dem Infragestellenden kurzerhand die „Gnade der späten Geburt“ vor (Mittermayr 2016). Es sei „schäbig“ (ebd.), eine solche Debatte vom Zaun zu brechen, der einzige Fehler Engels, das bekräftigte Lipp auch mir gegenüber im Interview, sei gewesen, dass

dieser in der falschen Zeit auf die Welt gekommen sei (u.a. Lipp1a). Nun ist es so, dass es eine wissenschaftliche Publikation gibt, die sorgfältig und eindringlich vor Augen führt, wie verwoben Fritz Engel und seine Tätigkeiten mit dem nationalsozialistischen Propagandaapparat und wie stark seine ideologische Durchdrungenheit waren. Angesprochen auf diese Publikation von Kurt Drexel (2014) meinte Richard Lipp nur, dass er darin keine Schuld Fritz Engels erkennen hätte können. Er wisse nicht, was dieser falsch gemacht hätte. Wie bereits in meiner Memo beschrieben, kann ich mir dieses Verlassen eines „neutralen“, unvoreingenommenen Blicks nur so erklären, dass auf die Analyse der ideologischen Ebene der Kulturarbeit verzichtet wird, und so ein extrem enger Schuld- und Verantwortungsbegriff zur Anwendung kommt, damit eine gewisse Ordnung aufrechterhalten bleibt. Diese ermöglicht, weiterhin die Männer zu ehren, die sich um Reutte, die „Heimat“ und das Aufrechterhalten und Würdigen von Tiroler Identität und Traditionen verdient gemacht haben. Auch bei den Runen in der Südtiroler Siedlung, die ohne kritische Kommentierung nach wie vor sichtbar sind, oder bei den Tierskulpturen Fritz Behns, die in mehreren Dörfern des Außerferns die zentralen Dorfplätze zieren, überwiegt bei Richard Lipp der Stolz darauf, historisch bedeutende „Kunstwerke“ namhafter Maler oder Skulpteure im öffentlichen Raum auszustellen, als deren nationalsozialistische Ästhetik und Kontamination thematisieren zu wollen. Debatten um diese Relikte seien ebenfalls reine Zeitverschwendung, auch hier wurde Lipp in den Gesprächen ungehalten.

IV – Innen/Außen

Die Fragen danach, wer wie über welche Geschichten sprechen darf, und wer nicht, gehen über die narrative Ordnung, in der in Reutte Geschichtserzählung stattfindet, hinaus. Zwei Dimensionen, die dabei meiner Erfahrung nach besonders relevant waren, sind Alter/Seniorität und Position im Außen oder Innen.

Schon in der Figur der „Gnade der Spätgeburt“ steckt, dass gewisse Personen keine Aussagen über eine Vergangenheit treffen sollten, in der sie noch nicht geboren waren. Diese Figur läuft nicht nur der Benjamin'schen Geschichtsannäherung zuwider, sondern ignoriert auch wichtige Erkenntnisse zu Erinnern und kritischer

Erinnerungskultur, die ja die Bereicherung, die aus einem Zusammenwirken von Erfahrungen aus unterschiedlichen Generationszusammenhängen und deren Austausch entstehen kann, wiederholt hervorhebt (u.a. Messerschmidt 2006, 2008, 2012). Während unseres vierten Zusammentreffens gab mir Richard Lipp zu verstehen, dass er es nicht für angebracht hält, dass ich das *Paulusheim* als Ort in den Spaziergang aufgenommen habe. Er bezeichnete die Verbindung zwischen diesem Gebäude und dem Nationalsozialismus als „rein zufällig“ (vgl. Audio_2_24-05-31). Die Logik hinter dieser Aussage ist klar: der Nationalsozialismus endete 1945, das *Paulusheim* wurde Ende der 1950er von Dejaco geplant, jegliche Verbindung ist konstruiert, nicht „tatsächlich“. Wenn das aber für die Auseinandersetzung bedeutet, dass die Zeit nach 1945 nicht Teil dieser Auseinandersetzung sein kann, so bleibt vieles im Verborgenen. Zusätzlich betonte er mehrmals, dass man nicht über Schuld urteilen sollte, wenn man nicht wisse, wie man selbst gehandelt hätte. Bei einer anderen Gelegenheit fragte er mich, ob ich wisse, dass meine Familie selbst „vom Nationalsozialismus profitiert hätte“ – er hatte herausgefunden, dass der verschuldete, landwirtschaftliche Betrieb meiner Urgroßmutter in das Entschuldungsprogramm der Nazis aufgenommen worden war (Lipp1a). Auch mit dieser Frage gab er mir zu verstehen, dass ich vorsichtig sein solle, ganz, als würde mich die Tatsache, dass ich selbst Nachfahrin Nicht-Verfolgter bin, disqualifizieren, an einem Verantwortungsdiskurs teilzunehmen und Täter:innenschaft zu benennen. Wie im Kapitel zum Kontextwissen gezeigt, geht zeitgenössische Literatur zu kollektivem Erinnern aber davon aus, dass es gerade wichtig wäre, die Nachfahr:innen Nicht-Verfolgter und Verantwortlicher in die Diskurse miteinzubeziehen, und das Muster zu durchbrechen, das meist noch immer vorherrscht: Das Erinnern einzig um die Opfer zu gestalten, und somit eine falsche Identifikationsfläche zu schaffen.

Dass mein junges Alter in vielen der Situationen eine Rolle spielte, zeigten mir auch andere Situationen. In einigen Situationen wurde ich mit einem Verweis auf meine Kindheit, bzw. auf meine Eltern begrüßt – „Das letzte Mal, als ich dich gesehen habe, warst du so klein“, „Du kommst ganz nach dem Papa“ etc. Ich musste mich in vielen Gesprächen erst als erwachsene, eigenständige Person etablieren, die eben kein Kind mehr ist und eine eigene Expertise mitbringt, unabhängig von ihren Eltern.

Zu der Tatsache, dass ich um vieles jünger als wichtige Akteur:innen des Feldes bin, kam, dass ich vor allem zu Beginn oftmals als eine Person wahrgenommen wurde, die mehr von außen, als von innen kommt. Ich wohne seit über zehn Jahren in Wien. Mir fiel auf, dass ich in Gesprächen vor allem dann Vertrauen und Wohlwollen meiner Gesprächspartner:innen erreichen konnte, wenn ich mich als ortskundig und -verbunden erwies. Ich musste mich, trotz der ambivalenten Gefühle für Reutte, dabei nicht verstellen – ich kenne mich tatsächlich gut aus, sowohl was die Berg- und Landschaftswelt als auch was geschichtliche und zeitgenössische Entwicklungen in den Bezirksorten betrifft. Es war in vielen Situationen wichtig, das zu zeigen. Die Skepsis gegenüber Personen, die von außen in eine Region kommen und dort forschen und intervenieren wollen, begegnete mir aber auch auf einer tirolweiten Ebene. Über einen Dritten erfuhr ich, dass ein von mir viel gelesener und zitierter Tiroler Historiker seinen Unmut bezüglich meines Projekts am Rande einer Veranstaltung kundgetan hatte. Anscheinend gefiel es ihm nicht, dass die *Israelitische Kultusgemeinde* das Projekt von „so einer Wienerin“ förderte (Audio_3_24-06-22). Da war sie, diese Figur: Da kommt jemand von außen und bekommt im schlimmsten Fall sogar noch Geld von einer Tiroler Institution. Dabei ist völlig unwichtig, dass Reutte als Forschungs- und Interventionsgebiet bis dato immer stiefmütterlich behandelt wurde. Die Wichtigkeit des Innen/Außen-Gegensatzes wurde mir noch einmal mehr bewusst, als mir die Person, die von dem Gespräch mit dem Historiker berichtet hatte, von ihrer Antwort darauf erzählte. Sie rechtfertigte mich, indem sie zu verstehen gab, dass ich sehr wohl aus Reutte und somit aus Tirol bin, ja dort aufgewachsen bin und 18 Jahre lang gelebt habe. Mit dieser Antwort wurde die Ordnung nicht verlassen. Nicht die grundsätzliche Ablehnung einer Intervention einer Person aus dem Außen wurde hinterfragt, sondern lediglich die falsche Anschuldigung, ich hätte keinen Reutte-Bezug, widerlegt, die Logik des Innen/Außen also nicht kritisiert. Gerade im Verlauf des Projekts wurde aber deutlich, wie wichtig der Austausch und die Zusammenarbeit mit Personen waren, die nicht aus Reutte oder Tirol sind, mein Betreuer Christoph Reinprecht, der Fotograf Clemens Braun, die Gestalterin Juma Hauser. Sie sahen die Begebenheiten und Umstände oftmals mit anderen, weniger voreingenommenen Augen. Gerade was meine starke Fokussierung

auf die dominanten Akteure des Feldes, allen voran Richard Lipp, betraf, machten sie mir deutlich, dass ich damit Gefahr lief, selbst eine Ordnung zu reproduzieren.

Ignoranz und Desinteresse

Die Institutionen und Personen, die in Reutte Positionen innehaben, in denen sie Geschichte(n) erzählen und einer Öffentlichkeit zugänglich machen können, begegneten mir zuerst mit (teilweise widersprüchlicher) Ambivalenz, im Endeffekt aber mit Ignoranz. Der Vorstand des Museumsvereins und deren wissenschaftlicher Leiter waren, nachdem ich ihnen konkrete Informationen zu meinem geplanten Vorhaben übermittelt hatte, zunächst skeptisch. Ich hatte das Museum gebeten, mich bei der Bewerbung der Spaziergänge zu unterstützen. Zuerst erhielt ich wochenlang keine Antwort, dann wurde mir auf meine mehrmaligen Nachfragen mitgeteilt, dass mein Projekt und die Frage der Unterstützung durch das Museum im Vorstand des Museumsvereins „hitzig diskutiert“ worden waren; außerdem wurde mir vom Vorsitzenden davon abgeraten, so ein Projekt in Reutte grundsätzlich durchzuführen: Es bestünde kein Interesse, das könne er mir aus eigener Erfahrung mitteilen. Ein paar Wochen nach diesen ersten Kontaktaufnahmeversuchen kam schließlich ein persönliches Treffen mit dem Vorstandsvorsitzenden, einigen Vorstandsmitgliedern, sowie dem wissenschaftlichen Leiter zustande. Nach diesem Treffen war ich guter Dinge, ich hatte das Gefühl, dass ich Missverständnisse ausräumen hatte können und dass mir das Museum grundsätzlich wohlwollend gegenüberstand. Das Museum half mir nun auch bei der Bewerbung, und nahm einen Spaziergang in seine Reihe der *Samstags-Kultur-Führungen* auf. Dabei kam es zu einem kleinen Missverständnis. Von Anfang an hatte ich dem Museum mitgeteilt, dass ich gerne alle Anmeldungen in einer extra für das Projekt eingerichteten Mailadresse zusammenlaufen lassen wollte, um den Überblick zu behalten. Wenige Wochen vor dem Spaziergang am 22. Juni, den das Museum mitbeworben hatte, fragte ich beim wissenschaftlichen Leiter nach, ob ich für ihn und den Museumsvorstand ein paar Plätze reservieren sollte, da auch der 22. Juni schon fast ausgebucht war. Daraufhin erfuhr ich, dass ich den ganzen Termin hätte blockieren sollen. Ich telefonierte daraufhin mit dem Obmann des Vorstands und entschuldigte

mich für das Missverständnis. Ich fand aber auch in den Mails keinen Hinweis darauf, dass ich den Termin blockieren hätte sollen, gleichzeitig aber fand ich die Mail, die ich an das Museum geschrieben hatte, in der ich noch einmal betonte, wie wichtig es sei, dass alle Interessierten sich direkt bei meiner Mailadresse anmelden sollten. Aus meiner Perspektive reihte sich diese Begebenheit ein in eine Reihe von Situationen, die vor allem durch die karge Kommunikation des Museums geprägt waren. Meine Fragen, ob ich den leitenden Personen und Mitarbeiter:innen des Museums einen Platz im Spaziergang reservieren sollte, blieb unbeantwortet. Keine:r der wichtigen Akteur:innen des Feldes, weder Richard Lipp noch die Museumsmitarbeiter:innen und Vorstände des Museumsvereins meldeten sich für einen Spaziergang an oder schrieben mir diesbezüglich. Auch im Nachhinein hörte ich nichts mehr vom Museum. Die einzige Bezugnahme auf das Projekt war die Hilfe bei der Ankündigung durch Website und Programmheft des Museums. Allerdings wurde dabei in das Wording eingegriffen. Aus den „Orten“ des Nationalsozialismus wurden kurzerhand „Stätten“, die der Spaziergang versprach, aufzusuchen. Diese Musealisierung des Vorhabens lief eigentlich meinem Konzept zuwider, wollte ich doch gerade nicht Stätten aufsuchen, sondern hatte mit dem Wort „Ort“ einen Begriff gewählt, den ich soziologisch hergeleitet hatte, und der die zu klare Zeichnung *einer* historisch bedeutsamen Identität der Orte vorbeugen sollte. In „Ort“ nach Gieryn (2000) und Massey (1995) stecken Aktualität und eine Ansteuerbarkeit, Gestaltung und Beispielbarkeit in der Gegenwart genauso wie eine Verwobenheit mit Sozialem, geschichtlich wie zeitgenössisch. Diese Konzeption und Benennung waren zentral, wie im Theoriekapitel beschrieben wollte ich mich Orten schließlich als „dialektischen Bildern“ im Sinne Benjamins nähern, in denen Konstellationen aus Gegenwärtigem und Vergangenen zusammenwirken. Eine Stätte hingegen weckt die Assoziation eines Ortes, dem *eine* besondere Bedeutung zugeschrieben werden kann: Eine Lesart, die ich mit Spaziergang, Vortrag und Broschüre zu verhindern suchte.

Die Ignoranz, die das Museum an den Tag legte, schlug sich also auf mehreren Ebenen nieder. Einerseits fand ich sie auf der inhaltlichen Ebene: Keine nennenswerte Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus vonseiten des Museums. Andererseits fand ich diese Ignoranz gegenüber dem Nachdenken über einen

Umgang mit der Tatsache des Nationalsozialismus: Welche Sprache verwendet wird, welche Annäherungen warum gemacht werden können etc. sind keine Fragen, über die das Museum sich mit mir austauschen wollte. Auch gegenüber meiner Intervention als ein Format der Wissensweitergabe im Bezirk an sich zeigte das Museum sich nicht interessiert. Es selbst ist schließlich eine Institution, die Wissen aufarbeitet und in eine Form bringt und weitergibt. Für mich war naheliegend, mich mit der Art und Weise, auf die diese Weitergabe im Museum oder bei Richard Lipp vonstatten geht, auseinanderzusetzen, auch in Hinblick auf die eigene Arbeit. Umgekehrt habe ich dieses Interesse weder vonseiten der Museumsmitarbeiter:innen und -pädagog:innen, noch vonseiten Richard Lipps erfahren. Die Beziehung mit letzterem war bis zum Schluss davon geprägt, dass ich mich bei ihm meldete, ich ihm Fragen stellte bzw. von mir aus über meine Arbeit berichtete. Er fragte nie nach, beschloss aber auch nicht, seinen mir gegenüber zum Ausdruck gebrachten Unmut über meine Aufnahme der Fritz-Engel- und *Paulusheim*-Station in den Spaziergang öffentlich zu machen und zu einer Zeitung zu tragen, was in anderen Situationen durchaus schon vorgekommen ist (z.B. Gerrmann 2021, Mittermayr 2016).

Resonanz und Austausch

Auch wenn von den Akteur:innen, die für die Weitergabe von historischem Wissen im Bezirk verantwortlich sind, wenig bis keine Reaktionen kamen und niemand an einem Austausch interessiert schien, gab es von anderen Seiten Reaktionen und Interesse. Nach dem Beginn der Öffentlichkeitsarbeit wurde mir zunehmend bewusst, wie eng mein Blick auf Reutte und das Feld, in das ich eingetreten war, gewesen war. Neben den sichtbaren, offiziellen Akteur:innen, die in Reutte an der Geschichte arbeiten, gibt es andere Akteur:innen wie interessierte Journalist:innen, Politiker:innen und vor allem Privatpersonen, die ich nach und nach kennenlernte und die mein Bild immer differenzierter werden ließen. Die Spaziergänge waren schließlich alle drei ausgebucht, die Teilnehmer:innenzahl lag pro Spaziergang bei zwischen 25 und 30

Personen²⁸. Auf der Warteliste standen weitere 30 Personen, andere schrieben mir, weil der Spaziergang ausgebucht war, nur bezüglich des Bezugs einer Broschüre oder mit der Bitte, sie bei einer eventuellen zweiten Runde des Projekts zu kontaktieren. Neben Mundpropaganda war vor allem die Bewerbung in den sozialen Medien wirksam. Das führte dazu, dass schon vor Erscheinen des ersten Zeitungsartikels über die Spaziergänge in der Regionalzeitung MeinBezirk (Reichel 2024, analog und digital) fast alle Spaziergänge ausgebucht waren. Generell erreichte mich keine einzige negative Rückmeldung zu den Spaziergängen an sich, weder vor Ort noch durch Nachrichten, Zeitungen oder soziale Medien. Das verwunderte mich auch, weil ich noch eine Woche vor dem ersten Spaziergang mit dem Obmann des Museumsvorstands wegen des von mir bereits beschriebenen Missverständnisses bezüglich des zweiten Spaziergangs und der Anmeldevorgänge telefoniert hatte. Dieser gab mir ein mulmiges Gefühl, das ich auch im Tagebuch beschreibe, weil er mir sagte, dass er hoffe, dass es mir bei den Spaziergängen „eh gut ergehen würde“, es gäbe nämlich durchaus Skepsis und kritische Perspektiven auf mein Vorhaben. Ich weiß nicht, ob diese Aussage eine Reaktion darauf war, dass die Spaziergänge, entgegen seinen Prognosen, auf Resonanz gestoßen waren, oder eine ehrliche Sorge ausdrückte, die er um mich hatte.

Mein Bauen des Vortrags hatte im Vorfeld viel Zeit in Anspruch genommen, ähnlich wie bei den Broschürentexten – auf denen der Vortrag maßgeblich aufbaute – war mir wichtig, eine angemessene, sensible Sprache zu finden. Ich versuchte, die Zuhörer:innen so durch die Themen zu führen, dass ihnen am Ende jedes Inputs klar war, *warum* die Station Teil des Spaziergangs war. Dieser Punkt war – so banal er klingen mag – für mich eine wichtige Strategie. Besonders die *Paulusheim*-Station, die mich so nervös gemacht hatte, konnte ich so „kontrollieren“. Ich machte mir bewusst, dass ich es in der Hand hatte, auf welche Weise die Zuhörer:innen von den NS-Bezügen, die durch seinen Architekten Walter Dejaco auch das *Paulusheim* aufweist, erfuhren.

²⁸ An allen drei Spaziergängen nahmen ca. doppelt so viele weibliche wie männliche Personen teil. Die Teilnehmer:innen waren großteils zwischen 40 und 70, vereinzelt nahmen jüngere und ältere Personen teil.

Die Spaziergänge

Die Führungen selbst waren anstrengende und intensive, aber positive, teilweise berührende Erfahrungen. Die Spaziergänge hatte ich so aufgebaut, dass ich zu jedem Ort sieben bis maximal zehn Minuten sprach. Dabei wurde ich kein einziges Mal unterbrochen, auch sonst kam es zu keinen Störungen. Nach jeder Station gab es die Möglichkeit für Fragen und Diskussion. Diese Möglichkeit wurde in Anspruch genommen, und oftmals erzählten Menschen von persönlichen Begegnungen, die sie mit von mir erwähnten Personen gehabt hatten, von Geschichten, die sie kennen, von Aspekten, die ich nicht erwähnt/selbst nicht gewusst hatte. Die Fragen waren oftmals Nachfragen oder dienten der Begriffsklärung. Die Atmosphäre war durchwegs respektvoll und freundlich. Auf unterschiedliche Art konnte ich erkennen, dass die Menschen, die teilnahmen, berührt wurden, und oftmals spielte dabei der lokale Bezug, der durch die Annäherung an das Thema NS entlang von Orten quasi „mitgeliefert“ wird, eine Rolle. Oft drückten Personen ihre Überraschung darüber aus, wie viele Geschichten es gibt, die sich „bei uns“ abgespielt haben.

- Im Vortrag in der Fritz-Engel-Straße blicke ich kritisch auf die Biografie und Würdigung des in Reutte als Musiker und Vater der Engelfamilie erinnerten Fritz Engel, der im Nationalsozialismus Karriere gemacht und wichtige Posten innerhalb des Propagandaapparats im Gau Tirol-Vorarlberg bekleidet hatte. Von Teilnehmer:innen kamen bei jedem Spaziergang auch Hinweise auf die „guten Seiten“ der Person Fritz Engel. Das Ehepaar Engel habe die Kinder armer Familien mitverköstigt, beispielsweise, manche hatten ihn als Musikschullehrer in guter Erinnerung. Doch nach und nach kamen auch andere Wortmeldungen, oftmals eingeleitet mit einem „Aber“ : „Aber, die Art von Musik, die sein Sohn Paul dann gemacht hat, hat bei Fritz Engel als entartet gegolten“. Oder: „Seine eigenen Kinder waren gezwungen, Musik zu machen und zu brillieren, die Erziehung war fast militärisch“ etc. Vor uns allen, die bei den Spaziergängen anwesend waren, entspann sich so das komplexe Bild dieser Figur Fritz Engel, und die Herausforderung, die die Fragen nach der Verantwortung einer Person mit sich bringen, wurde durch das Gespräch mit und zwischen den Teilnehmer:innen besonders anschaulich: Es war ein

gemeinsames Ringen um die Erzählung von diesem Menschen, die nur gelingen kann, wenn ihre Ambiguität anerkannt und akzeptiert wird.

- Die zweite Station hatte Zwangsarbeit im Außerfern zum Thema. In seiner Publikation zu den NS-Lagern im Außerfern geht Richard Lipp auch darauf ein. Im Text finden sich romantisierende und anekdotisierende Darstellungen des ländlichen Lebens mit den Zwangsarbeiter:innen. Mir war wichtig, diesen Publikationen etwas entgegenzusetzen. Zu den Zwangsarbeiter:innen in Mühl beispielsweise schreibt Lipp, sich auf den Reuttener Altbürgermeister Siegfried Singer als Zeitzeugen berufend, folgendes:

„*Singer* erinnerte sich an die pausbäckigen Mädchen mit ihren eingöhlten Haaren. Sie hatten immer eine Art Tracht an und waren auch so immer zu erkennen. Sie konnten sich frei bewegen. Es gab damals fast nichts zu kaufen, ausgenommen Essiggemüse. Und dieses kauften sie.“ (Lipp 2016, 178f)

Ein weiterer Zeitzeuge, der in der Publikation eine Rolle spielt, ist der Sohn einer Frau, die selbst Zwangsarbeiter:innen in ihrem Haushalt beschäftigte, also direkt von deren Ausbeutung profitierte. Lipp beschreibt die Situation der Zwangsarbeiterinnen in Ehrwald, im Text ist nicht immer klar zu erkennen, wo er den Zeitzeugen paraphrasiert und wo er als Historiker spricht. Ungeachtet dessen werden dieser Verharmlosung und Romantisierung der Situation der Zwangsarbeiterinnen keine geschichtswissenschaftlichen Erkenntnisse, die es über diese Zeit gibt, kritisch gegenübergestellt. Auch die Position, aus der heraus der Zeitzeuge spricht, wird mit keinem Wort reflektiert, seine Aussagen werden als neutrale Daten wiedergegeben. Geschichte wird geglättet und mystifiziert. Die Passage stabilisiert die Vorstellung einer intakten ländlichen Ordnung, die nicht hinterfragt werden braucht, schon gar nicht durch Fragen, die die Standortbezogenheit von Geschichtserzählung in den Fokus rücken würden.

„Den Mädchen ging es hier sehr gut. Man wusste erst gar nicht, dass so viele gefangene Leute hier waren. Erst als seine Mutter eine zugewiesen bekam, kamen sie darauf. Am Abend mussten diese Mädchen allerdings wieder ins Lager zurückkehren. Es war nicht erlaubt, dass sie

bei der Familie übernachten. Seine Mutter war ihnen wohlgesinnt. Sie verstand es nicht, dass man Frauen wie Kriegsgefangene in Lager tat. Sie hatten bei uns alles. Für die war so ein Außendienst eine Erholung.“ (ebd., 179)

Den Text schließt er mit einigen allgemeinen Überlegungen zur Geschichte und dem Umgang mit ihr:

„Geschichte ist das, was geschehen ist‘, auf diese einfache Formel ließe sich eine Definition des Begriffes ‚Geschichte‘ bringen, wenn man ‚Geschehenes‘ auch als in sich ‚Abgeschlossenes‘ betrachtet. Es ist nicht notwendig, hier mahnend den Zeigefinger²⁹ zu heben, und schon gar nicht, mit diesem auf die Mitwirkenden von damals – seien es Opfer, Täter oder Zeugen zu zeigen. Auch das ‚Niemals wieder!‘ wurde schon so oft strapaziert, dass eine Wiederholung entbehrlich ist.

Mit dem Kriegsende 1945 hörten der Kreis Reutte, der Nationalsozialismus und auch die Lager auf zu existieren – gehören also seit mehr als 70 Jahren der Vergangenheit an – und dort sollen sie auch bleiben. Aber es ist notwendig, den Nachgeborenen auf die Fragen ‚Wie war es damals?‘ eine ehrliche und klare Antwort zu geben, denn ‚Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar‘ (Ingeborg Bachmann).“ (ebd., 190)

Dieser „Wahrheit“ versuchte ich mich in Vortrag und Publikation anzunähern, indem ich mich auf andere Publikationen, die Forschungsergebnisse über Zwangsarbeit in Tirol beinhalten, bezog, und auch das Forschen und Geschichte erzählen und die damit einhergehenden Schwierigkeiten selbst zum Thema machte. Richard Lipps Publikation entnahm ich lediglich die Informationen über Standorte u.ä. Außerdem bezog ich mich auf ein Interview, das Richard Lipp mit der ehemaligen Zwangsarbeiterin Marija Kukurusa-Schweißgut geführt hatte. Ich kenne kein Transkript des Gesprächs, nur die Paraphrasierung/Zusammenfassung durch Richard Lipp und jene von Horst

²⁹ Da ist er wieder, der Zeigefinger, der nicht gehoben werden darf (siehe Theoriekapitel).

Schreiber, die sich auf die von Richard Lipp bezieht (Schreiber 2008). Einige der Teilnehmer:innen am Spaziergang kannten/kennen Nachfahr:innen von Marija persönlich, andere sogar sie selbst, bzw. andere Erzählungen über sie. Anders als Richard Lipp und Horst Schreiber es darstellen, enthielten diese Erzählungen Berichte darüber, dass sie nie Frieden und Heimat im Außerfern gefunden hat, auch wenn sie nach dem Zweiten Weltkrieg durch eine Heirat hiergeblieben ist. Auch ihre Kinder wurden von vielen in Weissenbach, wo die Familie lebte, diskriminiert und als „Ukrainerfratzen“ beschimpft. Das wurde an unterschiedlichen Terminen von unterschiedlichen Personen eindrucksvoll geschildert („sogar der Pfarrer!“). Eine Teilnehmerin kam während des Spaziergangs zwischen der zweiten und der dritten Station zu mir und sagte mir, dass sie einerseits Marija persönlich gekannt hatte und andererseits den Text Richard Lipps zu seinem Interview mit ihr kenne und verärgert darüber sei, wie beschönigend er ihr Leben und ihren Blick auf dieses Leben darstellt. Eine weitere Person, die in einem Ort im Außerfern selbst einiges erforscht hatte, berichtete mir, dass sie beim Forschen auf Interessen von Akteur:innen gestoßen ist, eine gewisse Ordnung aufrecht zu erhalten – entgegen ihren eigenen geschichtswissenschaftlichen Erkenntnissen. Es ging dabei um den Todesfall eines Zwangsarbeiters, der gemeinhin als „Arbeitsunfall“ erzählt wird, obwohl sie selbst Hinweise auf einen anderen Hergang, der zu dessen Tod führte, gefunden hatte. Insgesamt war bei der zweiten Station aber besonders auffällig, wie wenig die Teilnehmer:innen bereits über Zwangsarbeit wussten/gehört hatten. Auch bei meiner eigenen Recherche war ich erstaunt darüber gewesen, wie präsent Zwangsarbeiter:innen im Außerfern gewesen waren und wie viele Ereignisse, die damit in Verbindung standen, im Bezirk stattgefunden hatten.

- In der Südtiroler Siedlung berichteten einige Teilnehmer:innen, dass sie selbst Nachfahr:innen von Optant:innen waren, bzw. Bekannte haben, die einen solchen Bezug zur Geschichte der Option und somit auch zur Reuttener Südtiroler Siedlung haben. Doch besonders überrascht war ich über das große Interesse, und die Bestürzung vieler Teilnehmer:innen, die sichtbar wurden, wenn ich die Bedeutung einiger Symbole und Wandmalereien, die heute noch

die Fassaden zieren, aufschlüsselte. Ich war wohl, vor allem durch die Gespräche mit Richard Lipp, davon ausgegangen, dass die Debatte um die ideologische Aufladung dieser Wandmalereien von den meisten für überflüssig gehalten wird. Die Aufschlüsselung der ideologischen Aussagen hinter den Malereien wurde jedoch interessiert aufgenommen und die Tatsache, dass eine Kontextualisierung dieser Relikte nicht gegeben ist, in den Gesprächen nach dem Input aufgegriffen und problematisiert. Für mich war dieses Interesse an der ideologischen Prägung der Bilder didaktisch günstig: Die nächste Station war das *Paulusheim*, und die Behandlung wichtiger Eckpfeiler der nationalsozialistischen Ideologie anhand der Fassadenbilder bot eine geeignete Überleitung zu den Themen Verfolgung, Konzentrationslager, Täter:innenschaft und NS-Nachkriegsjustiz.

- Das *Paulusheim* steht am Isserplatz. Das ist ein offener, gut einsehbarer Platz im Zentrum des Reuttener Obermarkts. Hier ist immer viel los: Ein regelmäßig stattfindender Markt, Veranstaltungen, bzw. parkende Autos von Außerferner:innen, die im Bezirkshauptort Erledigungen und Besorgungen machen müssen, sorgen dafür, dass man am Isserplatz wohl nie ganz alleine ist. Für mich hat die zentrale, gut einsehbare Lage des Gebäudes die Nervosität erhöht. Stellt man sich vor das *Paulusheim* mit einer größeren Gruppe Menschen, so ist es unmöglich, dass das nicht von vielen wahrgenommen wird. Es kam jedoch zu keinem einzigen Vorfall, der meine Ängste bestätigt hätte. Das führte zu einer großen Erleichterung, die sich nach Absolvieren der Station in mir einstellte. In der ersten Fassung dieses Abschnitts der Masterarbeit beschrieb ich eine *Betroffenheit, aber auch Ernsthaftigkeit* die von Teilnehmer:innen des Spaziergangs auszugehen schien (vgl. Masterarbeit_fassung_1). Mit ein wenig Distanz und im Wissen darüber, wie stark mich die *Paulusheim*-Station schon im Vorfeld der Spaziergänge beschäftigt hatte, muss ich mich allerdings fragen, ob hier nicht Projektionen zum Zug kommen, die ich in die Beschreibung der Situationen hineintrage. Die Erleichterung darüber, dass nichts von dem, was ich befürchtet hatte, eingetreten war, und meine eigene *Betroffenheit* ob des Inhalts meines Vortrags sowie meine generelle *Ernsthaftigkeit* in der Arbeit an

Vortrag und Spaziergängen, machen es schwer, zu erkennen, woraus die Wahrnehmung dieser Stimmung sich eigentlich speiste. Ich schrieb in der Erstfassung außerdem: *Diese Station, von der mir einige abgeraten hatten, die Richard Lipp wütend gemacht hatte, die besonders kompliziert ist, weil sie so viele Themen aufmacht und es gelingen muss, diese kompakt zu veranschaulichen, ohne zu vereinfachen, wurde für mich zu einem Höhepunkt des Spaziergangs, weil ich die Wirkung des Vorgetragenen auf die Teilnehmer:innen ganz unmittelbar fühlte.* (vgl. Masterarbeit_fassung_1)

Heute denke ich, dass die Tatsache, dass es sich bei dieser Station um einen spürbaren „Höhepunkt“ handelte, vor allem mit dem starken Fokus, den ich von Anfang an auf sie gerichtet hatte, und mit der damit verbundenen großen Erleichterung über einen reibungsfreien Ablauf zu erklären ist.

Nach dem Vortrag und im Gehen zur nachfolgenden Station kamen von manchen Teilnehmer:innen zwar durchaus Rückmeldungen, die eine Betroffenheit von den Inhalten des Vortrags, aber auch ein Einverstanden-Sein damit zum Ausdruck brachten, dass ich die Station in den Spaziergang aufgenommen hatte. Ich muss aber vor allem anerkennen, dass meine Nervosität vor, während und unmittelbar nach dem Vortrag an dieser Station so hoch war, dass ich eine analytische Distanz eigentlich nicht mehr aufrechtzuerhalten imstande war.

- Ohne ihn benennen zu müssen, ließ sich bei der nächsten Station – dem *Grünen Haus* – implizit der Kontrast aufzeigen, der zwischen der Behandlung des Nationalsozialisten Walter Dejaco und des als „Halbjuden“ vertriebenen und bis heute teilweise verleumdeten Hermann Stern in der Nachkriegszeit besteht. Auch konnte ich an dieser Station sowohl Antisemitismus behandeln als auch das Opferfürsorgegesetz und seine eigene problematische Geschichte zum Thema machen, in dem ich die Geschichte von Hildebert Knittel erzählte. Den Abschluss bildete mein Verweis auf die Hermann-Stern-Gedenktafel und ihre versteckte Platzierung im dunklen Eingangsbereich des Museums. Ich war überrascht, wie wenige Menschen von dieser Tafel zu wissen schienen. An einem der Termine waren einige *Grünen*-Politiker:innen anwesend. Wenige Tage nach dem Spaziergang bekam ich eine Mail von

Margit Dablander, die für die *Grünen* im Gemeinderat sitzt. Sie hatte einen Antrag, in dem sie auch meine Broschüre zitiert, an den Gemeinderat gestellt, die Hermann-Stern-Gedenktafel sichtbar an der Außenfassade des Gebäudes anbringen zu lassen. Zum Zeitpunkt des Verfassens dieser Arbeit ist noch nicht klar, ob dieser Antrag angenommen und umgesetzt wird, da er laut Margit Dablander noch historisch geprüft werden muss.

- Die nächste Station vor dem ehemaligen Wohnhaus der Familie Lenke, die 1938 Ziel eines antisemitischen Anschlags wurde, den NSDAP-Anhänger:innen auf das Haus verübten, ließ mich eine Verbindung zur im Bezirk angesiedelten *Plansee Group* (früher *Metallwerk Plansee*) ziehen. Paul Schwarzkopf, der das Werk gegründet hatte, wurde als Jude im Nationalsozialismus verfolgt und musste gemeinsam mit seiner Familie ins Exil nach Amerika flüchten. Doch auch andere jüdische Personen waren aufgrund der Werksgründung als Angestellte des Metallwerks in den 1920er Jahren nach Reutte gezogen. Außer Paul Schwarzkopf und seiner Familie kehrte keiner von ihnen nach dem Ende des Kriegs zurück, einige wurden ermordet, von anderen verliert sich die Spur und man kann heute nicht mehr rekonstruieren, ob sie nach Ende des NS-Regimes noch am Leben waren. Auch hier funktionierte der Zugang zu Geschichte über die Orte besonders gut, denn irgendeinen Bezugspunkt zum Metallwerk im Heute hat fast jede:r, der:die in der Region wohnt oder mit ihr verbunden ist. Die Tatsache, dass diese Fabrik, die Wirtschaft, aber auch Erscheinungsbild der gesamten Region prägt, selbst eine Geschichte mit NS-Bezug hat, war auch für mich im Recherchieren und Aufbereiten beeindruckend. Ich selbst hatte zuvor sehr wenig darüber nachgedacht, wer eigentlich Gründer der Firma gewesen war, und wie es ihm während der Zeit des Nationalsozialismus ergangen war. Vor Beginn des Projektes hatte ich auch nicht gewusst, dass erst ein jahrelanger rechtlicher Streit mit der Republik Österreich die Restitution des im Nationalsozialismus „arisieren“ Metallwerks an Paul Schwarzkopf erreichen konnte. Diese Bewusstwerdung beobachtete ich auch bei vielen Teilnehmer:innen, für uns alle, die Bezug zur Region haben, ist das Metallwerk schließlich einer ihrer selbstverständlichen Bestandteile. An dieser Station

wurde besonders deutlich, dass ortssensible Ansätze in der Lage sind, neue, unerwartete Perspektiven auf das Vertraute anzubieten.

- Route und vor allem Richtung des Spaziergangs gaben mir die Möglichkeit, mit dem Thema Widerstand abzuschließen, denn in der *Rochuskapelle*, der finalen Station, befindet sich ein Denkmal für den Widerstandskämpfer Jakob Gapp. Nach einer Auseinandersetzung mit dem Widerstandsbegriff selbst (in Bezug auf Andreas Kranebitters Formulierung der vielen „Farben“ die Widerstand gegen das NS-Regime annehmen konnte (ebd. 2023)) und der Feststellung eines fehlenden breiten zivilgesellschaftlichen Widerstands gegen den Nationalsozialismus, folgte die Darstellung der Widerstandsgeschichten zweier Menschen mit Außerfern-Bezug. Zunächst sprach ich über den Geistlichen Jakob Gapp, der 1943 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde. Dieser hatte eine Zeit lang in Breitenwang und Reutte als Religionslehrer gearbeitet. Anschließend erzählte ich die Geschichte von Josef Zotz, einem Geistlichen aus Musau, dessen Leiche 1941 im Weissensee bei Füssen gefunden wurde, und dessen Todesursache höchstwahrscheinlich ein Mordanschlag durch Nationalsozialist(:innen?) war. Am Ende dieser Ausführungen gab ich – zum Abschluss des Spaziergangs – der Regung nach, das Vorgetragene politisch (und auch moralisch) zu deuten. Ich hatte mir den letzten Absatz in meinen Vortragsnotizen in Klammern gesetzt, und wollte spontan, je nach Atmosphäre vor Ort, entscheiden, ihn vorzutragen oder eben nicht. Schlussendlich entschied ich mich bei allen Spaziergängen dafür. Ich finde interessant, dass ich diesen Drang, politisch zu werden, bis zum Schluss hatte und diesem nachgab. In der Broschüre hatte ich auf ein solches Ende im letzten Text verzichtet, und die Rückmeldungen von Personen, die nur die Broschüre gelesen haben, zeigen, dass ein solcher Abschluss nicht nötig war, um auch politische Schlüsse zu ziehen. Ich glaube, es kam beim Vortrag dazu, weil ich einerseits zu spüren glaubte, dass die Teilnehmer:innen berührt waren. Andererseits war ich aber auch selbst berührt: Von der Resonanz, der Aufmerksamkeit, dem Interesse und von der Wucht der Geschichten, die mich über Monate begleitet hatten und denen ich im Arbeiten an und mit ihnen eine Form gegeben hatte. Außerdem hatte es im Zuge der Recherche Themen und

Geschichten gegeben, die mir ganz besonders zugesetzt hatten, und jene von Josef Zotz, die ich vor allem durch die Akte in den DÖW-Sammlungen rekonstruiert hatte, war eine davon. Ich wollte so abschließen, dass Geschichten wie seine nicht als reine Heldengeschichten interpretiert, sondern ihre politischen Implikationen sichtbar würden. Ich endete meinen Spaziergang also mit folgenden Worten:

Jakob Gapp und Josef Zotz– sie sind nicht die einzigen Personen mit Bezug zum Außerfern, die sich für die Widerständigkeit gegen das nationalsozialistische Gewaltregime entschieden. Doch schon diese beiden Lebenswege zeigen uns, dass es Menschen gab, die Räume der Freiheit geschaffen haben – in Schulstunden beispielsweise, oder sogar in Gefangenschaft. Sie behielten dadurch ihre eigene Freiheit, dass sie sich nicht unterordneten. – Auch wenn sie so ihr Leben riskierten. Die oft strapazierte Frage danach, „was man wohl selbst getan hätte, damals“ – vielleicht ist sie nicht so wichtig. Vielleicht ist es wichtiger, sich immer wieder bewusst zu machen, dass es – auch in den dunkelsten Zeiten – Menschen gab, die ihre Freiheit dem Regime nicht schenkten. Aus ihren Beispielen können wir lernen, sensibel zu sein für den Wert unserer heutigen Freiheit, um diese – wo immer nötig – zu verteidigen. (Vortrag_24-06)

[Die Beschreibungen der Hergänge der Spaziergänge stützen sich auf die Memos, die ich nach den Spaziergängen geschrieben habe, Memo_3_24-06-15, Memo_4_24-06-22, Memo_5_24-06-29;]

Rückmeldungen

Direkt nach den Spaziergängen sowie in den Wochen danach, erreichten mich Rückmeldungen. Die meisten Rückmeldungen drückten Dankbarkeit darüber aus, dass ich die Spaziergänge angeboten und die Broschüre gemacht hatte. Manche Menschen erzählten mir von ihren eigenen, meist privaten, Forschungen, die sie zum Thema NS und Außerfern betrieben hatten. Mir wurde da bewusst, wie viel historisches Wissen eigentlich – verstreut durch den gesamten Bezirk – existiert, und

zwar verteilt auf viele Personen, nicht einzig auf die von mir zu Beginn fokussierten und öffentlich gut sichtbaren Museumsleute und Richard Lipp. Es gab immer wieder Menschen, die mir ihre persönliche Verwobenheit mit manchen Themen der Spaziergänge darlegten. Die Spaziergänge sprachen sich außerdem herum, wozu die Artikel, Interviews und Kommentare in den Zeitungen und im Fernsehen beitrugen. Das führte dazu, dass auch die Broschüren sich über die Spaziergangsteilnehmer:innen hinaus in Reutte verbreiteten. Ich stellte die vollständige Broschüre außerdem auf der Website zum Download zu Verfügung. So bekam ich einige Rückmeldungen nur die Broschüre betreffend. Die meisten Rückmeldungen zeigen, dass die Beschäftigung mit den lokalen NS-Bezügen auf Interesse und Resonanz stößt, und für die Menschen heute noch relevant ist und berührt, vor allem durch das Verknüpfen der Geschichte mit den vertrauten Orten. Was aus den Rückmeldungen auch hervor geht, ist die Verbindung des Gelernten und Gelesenen mit der Gegenwart. „Aus der Geschichte lernen“ ist ein Anliegen, das – implizit oder explizit – in den Rückmeldungen oft zum Ausdruck gebracht wurde. In Folge sollen nun einige der Rückmeldungen zitiert werden.

- „[...] ich möchte mich an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich für den tollen Rundgang und den hervorragenden Vortrag bedanken. Das war wirklich beeindruckend!

Nun möchte ich noch auf unser anschließendes, kurzes Gespräch zurückkommen und Dir die etwas abgeschnittene Liste von Opfern von Krankenmorden aus dem Bezirk, soweit mir bekannt und vervollständigt, zu senden.

Ich versuche für Maria Fuchs eine Akteneinsicht im Landeskrankenhaus Hall zu erhalten. Für Jakob Fuchs gibt es in [*Name Ort*] Angehörige, die zu einem Gespräch bereit sind.

Vielleicht hast Du auch Informationen aus Deinen Recherchen zu einzelnen Biografien und wir könnten uns gegenseitig unterstützen.

Ich habe weiters eine größere Sammlung von Presseartikeln zum Gedenkwesen in Tirol aus den vergangenen Jahren und einen Ordner mit Informationen zum Thema Blasmusik Kultur während der NS Zeit. Das könnte

ich Dir bringen, dass du es dir durchschauen kannst, falls es von Interesse wäre.“ (Nachricht_24-07-01a)

- „[...] mir ist es ein persönliches Anliegen eine Rückmeldung zum Spaziergang am vergangenen Samstag zu geben!

Sehr dankbar bin ich dass ich daran teilnehmen durfte.

Erlebnisse wirken nach. Nach wie vor bin ich zu tiefst beeindruckt von deiner Arbeit. Ich denke für dich war es bestimmt eine große Herausforderung dich mit diesem Thema so intensiv auseinander zu setzen.

Mehrere Teile unserer Welt, unzählbar viele Menschen sind momentan von Krieg und seinen Folgen betroffen. Die Auswirkungen werden noch nach Jahrzehnten vorhanden sein. Deine arbeit kann sicher viel dazu beitragen, dass Menschen unserer Generation sensibler und bewusster mit diesen Themen umgehen können.

Mein Vater (Geburtsjahr 1912) war in russischer Gefangenschaft. Zwei seiner Brüder sind aus dem zweiten Weltkrieg nicht mehr zurückgekehrt . Meine Oma pflegte in dieser Zeit ihren schwer kranken, gehunfähigen Mann zu Hause. Außerdem erwirtschaftete sie mit ihren drei Töchtern einen kleinen Bauernhof. Aus Erzählungen meines Vaters weiß ich dass sie oft hungrig ins Bett gegangen sind.

Für uns unvorstellbare schwierige Lebensumstände und zahlreiche Schicksalsschläge haben diese Generation geprägt.

Herzlichen Dank für deine professionelle Arbeit und den tollen Vortrag, danke auch für die Broschüre. Diese ist wirklich sehr gut gelungen.“

(Nachricht_2024-07-01b)

- „[...] mit größtem Interesse und Erschütterung habe ich den Inhalt Ihrer Broschüre ‚verschlungen‘ – und weitergereicht! Daher meine Frage und Bitte: Gibt es noch Exemplare (ich hätte gerne 2 Stück) käuflich zu erwerben? Und wo? Im Grünen Haus und Gemeindeamt gibt es keine.

Bitte, machen Sie weiter mit der Aufarbeitung der NS Zeit, vor allem auch im Lechtal!“ (Nachricht_24-07-10)

- „Danke nochmals für das Hinterlegen der Broschüre ‚Die Gegenwart der Vergangenheit‘. Ich habe den Spaziergang allein gemacht und an den diversen Stationen – gelesen. Es war sehr interessant, informativ und bewegend, erst da wird einem bewusst, das (sic!) jeder Aspekt des Lebens, jeder noch so kleine Ort betroffen war.

Vielleicht wäre es ganz gut, wenn dieser Spaziergang für die Schüler der diversen Schulen in Reutte auf Programm gesetzt werden könnte. Sicher sehr lehrreich und ein persönlicher Bezug auf die Geschehnisse in der Vergangenheit.“ (Nachricht_24-07-11)

- „[...] Mit lokalem Bezug geht das Ganze wieder richtig unter die Haut. [...] Denke das ist speziell auch bei der Jugend gut angekommen. In der jetzt 3. Generation nach dem Krieg ist es besonders wichtig, dass diese Gräueltaten nicht in Vergessenheit geraten.“ (Nachricht_24-07-21)
- „Wieviel weiss man nicht aus der nahen Umgebung. Die Geschichte Fritz Engel, Namensgebung Bischof Rusch für Paulusheim. [...] dieser Bischof war zu meiner Schulzeit in IBK. für junge Menschen eher inakzeptabel erzkonservativ. Ich Denke Nora, deine Initiative kommt punktgenau an. Erschütternd und beängstigend was sich bei den letzten Wahlen in Europa alles abspielt. Haben die ganzen Idioten aus der Geschichte gar nichts gelernt? Man kann nicht genug aufrütteln.“ (Nachricht_24-07-01c)
- „Walter Dejaco hab ich als Kind noch erlebt. Das war ein älterer freundlicher Herr. Seine Frau Flora war die beste Freundin meiner Mutter. Es hieß immer, die in Innsbruck ‚hättens ihm schiach gemacht‘. Ich hab erst Jahre danach die Zusammenhänge erfahren: dass hier das Gericht in Innsbruck gemeint war. Meine Mutter, die ich sehr geliebt habe, war zeitlebens in Hitler verliebt und hat sich dem braunen Lager immer zugehörig gefühlt. ‚Mir wähle die Blaue, weil des sind die Braune‘ hat sie häufig gesagt. Als ich älter wurde, kamen da natürlich heftige Widersprüche von mir. Es endete aber immer schnell in Tränen, inhaltliche Auseinandersetzungen waren nie möglich. Vielen Dank nochmal für die großartige Arbeit!“ (Nachricht_24-07-23)

Medienspiegel

Im Vorfeld der Spaziergänge kontaktierte ich auch regionale Pressevertreter:innen. Ich schrieb den Redakteur:innen unterschiedlicher Regionalmedien eine E-Mail mit den Eckdaten des Projekts und stellte mich für ein Gespräch zur Verfügung. Die *Tiroler Tageszeitung (TT)* reagierte nie auf meine Anfragen, publizierte dann aber ohne mein Wissen einen kleinen Text über das Projekt, der ihm mehr Sichtbarkeit verschaffte – einige Anmelde-E-Mails, die ich danach bekam, bezogen sich auf den *TT*-Text. Der erste Pressevertreter, mit dem ich redete, war ein Redakteur der Regionalzeitung *MeinBezirk*. Auf Basis unseres Telefonats erschien ein erster, deskriptiver Artikel (Reichel 2024). Johannes Pirchner von der *Reuttener Rundschau* führte schließlich ein Interview mit mir (Pirchner und Walch 2024, siehe Abbildung 3). Im Interview fällt auf, dass ich bereits in der Antwort auf die erste Frage damit eröffne, meine Verbundenheit mit der Region hervorzuheben. Wie bereits erwähnt war ich mehreren Situationen begegnet, in denen mir mehr Offenheit entgegengebracht wurde, sobald ich meinen Reutte-Bezug unter Beweis gestellt hatte. Auch ich reproduzierte die Innen-/Außen-Ordnung also teilweise mit und versuchte, mich als Reuttenerin zu profilieren. Meine Antworten zeigen auch, dass ich mich darum bemühte, zu signalisieren, dass ich im Bewusstsein um Richard Lipps wichtige Beiträge arbeitete. Besonders die Frage nach den Reaktionen und der Unterstützung lokaler Akteur:innen versuchte ich, diplomatisch zu beantworten. Ich erwähnte zwar, dass es Personen gegeben hatte, die mir vom Projekt abgeraten hatten, ging aber nicht näher darauf ein und hob vor allem die positiven Stimmen hervor. Die Gespräche mit Richard Lipp bezeichnete ich im Interview als „konstruktiven Austausch“. Auch das ist nicht falsch, für die Ausarbeitung der Ansprüche an meine eigene Arbeit war die Auseinandersetzung mit seiner Herangehensweise tatsächlich sehr erkenntnisreich. Um eine zu offensichtliche Abgrenzung zu vermeiden, sprach ich dann von anderen Fragen an die Geschichte, die ich als Soziologin im Gegensatz zu Historiker:innen und Chronist:innen stelle. Aus heutiger Sicht erkenne ich in meinen Antworten auch die Reaktion auf das Klima, das ich in Reutte spürte. Das Interview ist aus der Sicht post-Projekt ein Dokument, das mein Zögern und meine Vorsicht spiegelt, die oftmals mein Vorgehen und meine Kommunikationen geprägt haben.

Diskurs über schwierige Geschichte

Sich mit dem Thema befassen, bringt Gesellschaft weiter

Im Rahmen ihrer Masterarbeit beschäftigt sich Nora Walch mit der Zeit des Nationalsozialismus und dem gesellschaftlichen Umgang mit dieser Zeit. Die RUNDSCHAU traf sie zum Gespräch.

Von Johannes Pirchner

RUNDSCHAU: Liebe Nora, was hat Dich dazu bewogen, das Projekt „Die Gegenwart der Vergangenheit“ zu initiieren?

Nora Walch: Einerseits meine Verbundenheit mit Reutte. Ich bin hier aufgewachsen und Reutte ist mir bis heute vertraut. Andererseits mein Interesse an gesellschaftlich-historischen Themen. Besonders die Zeit des Nationalsozialismus, ihre Nachwirkungen und der gesellschaftliche Umgang mit dieser Zeit haben mich immer interessiert, auch als Soziologin: Das Projekt in Reutte wird auch Teil meiner Masterarbeit sein. Sehr gut kann man sich mit den Themen des Projekts entlang von Orten auseinandersetzen. Man findet die Spuren von Nationalsozialismus und seinen Nachwirkungen einmal offensichtlicher, dann wieder sehr versteckt, manchmal gibt es auch gar keine Hinweise mehr, sondern nur Leerstellen. Ich kannte gewisse Geschichten zu Nationalsozialismus und Reutte aus Erzählungen, außerdem mehrere Publikationen des Historikers Richard Lipp über diese Zeit. Generell ist auffällig, dass es für den ländlichen Bereich noch wenig erinnerungskulturelle Angebote gibt, anders als in größeren Städten, wie beispielsweise Wien oder Innsbruck. So ein Angebot wollte ich mit dem Projekt schaffen.

RS: Wie funktioniert diese Beschäftigung mit Erinnerungsorten genau?

Nora Walch: Im Rahmen dieses Projekts werden wir als Gruppe durch Reutte einen Spaziergang machen. Eine Gruppe wird eine Größe von ca. 25 Personen haben. Es wird drei Rundgangstermine geben. Wir werden von Ort zu Ort gehen und an jedem Punkt wird es einen Input von mir geben. Jeder Ort bietet Bezugspunkte zu Themen wie Nationalsozialismus, Holocaust oder den Umgang mit dieser Zeit in unserer Gesellschaft. Das Ziel ist, dass diese Bezüge sichtbar gemacht werden. Wichtig dabei ist mir auch die Diskussion. Es geht nicht darum, eine geglättete Geschichte zu erzählen. Ich freue mich auf Fragen und unterschiedliche Stimmen. Begleitend zum Spaziergang habe ich gemeinsam mit der Gestalterin Juma Hauser und dem Fotografen Clemens Braun eine Broschüre entwickelt, die Texte zu den Orten und fotografische Auseinandersetzungen mit ihnen enthält. Auch sie soll Fragen und die Beschäftigung mit dieser Zeit anstoßen und Bezüge sichtbar machen. Gefördert wird das Projekt durch die Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg und die Hochschüler/innenschaft der Universität Wien.

RS: Wie haben die lokalen Unterstützer auf dieses Projekt reagiert. Gab es unerwartete oder kritische Reaktionen zu diesem Thema?

Nora Walch: Ich habe in Reutte sehr viel Unterstützung erfahren durch meine Eltern, Freunde/innen und Bekannte. Ebenfalls hat mir das Museum Grünes Haus bei der Bewerbung geholfen. Es gab auch Stimmen, die mich gewarnt haben, dass dieses Thema Kontroversen auslösen könnte bzw. nicht auf Interesse stoßen würde. Diese Stimmen blieben aber in der Minderheit und die Reaktionen sind überwiegend positiv. Ich hatte auch einen konstruktiven Austausch mit Richard Lipp. Meine Arbeit baut ja an vielen Stellen auf seinen Forschungen und Studien auf. Ich, als Soziologin, stelle aber natürlich teilweise andere Fragen an die Geschichte als Historiker/innen und Chronist/innen. Aber ohne Forschungen – wie jenen von Richard Lipp – wäre auch mein Projekt nicht möglich. Dem Projekt liegt die Idee zugrunde, dass die Nachkriegsgeneration und jüngere Menschen heute natürlich keine Schuld an Geschehnissen der NS-Zeit haben können, aber eine Verantwortung, Geschichte zu reflektieren und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Solche Auseinandersetzungen sind auch wichtig, um antidemokratische Entwicklungen und menschenverachtende Ideologien im Heute zu erkennen und ein solidarisches, demokratisches Zusammenleben vor ihnen zu verteidigen.

Wo kann ich mich zu diesem Spaziergang anmelden?

Nora Walch: Es ist tatsächlich so, dass die Spaziergänge bereits ausgebucht sind. Es gibt aber Wartelisten und sollte eine Person absagen, wird dann dieser Platz frei. Die Broschüre mit den Informationen wird es nach den Spaziergängen ab Juli als PDF-Datei geben und diese kann gratis

heruntergeladen werden. Wenn der Andrang weiterhin anhält und es eine große Nachfrage gibt, könnte ich mir durchaus vorstellen, dass es weitere Rundgangstermine geben wird. Dies ist zum jetzigen Zeitpunkt noch offen.

RS: Es gibt teilweise immer wieder Objekte aus der Vergangenheit, die für Kontroversen sorgen. Wie sollte aus Deiner Sicht mit diesen umgegangen werden?

Nora Walch: Das ist eine schwierige Frage. Ich kann diese nicht pauschal beantworten. Es gibt Objekte, die meiner Meinung nach im öffentlichen Raum nichts verloren haben und entfernt werden sollten, beispielsweise, wenn diese Objekte oder Darstellungen antisemitisch, rassistisch oder diskriminierend sind. Wenn aus heutiger Sicht problematische Objekte weiterhin sichtbar sind, benötigt es meiner Meinung nach zumindest Kontextualisierungsarbeit zu den problematischen Bezügen.

RS: Reutte wird nach über 500 Jahren eine Stadt. Gibt es ein ganz problematisches Objekt, das aus Deiner



Nora Walch befasst sich in ihrer Masterarbeit mit der Zeit des Nationalsozialismus. Foto: Clemens Braun

Sicht entfernt werden soll?

Nora Walch: Was ich nicht will mit den Spaziergängen, ist, herzukommen mit meiner Meinung und zu sagen: So soll es laufen. Ich möchte eine Diskussion über Objekte und auch belastende Themen eröffnen, bzw. auch fehlende Kontextualisierung aufzeigen. Spaziergang und Broschüre sind eine Einladung, auch über die schwierigen Aspekte unserer Geschichte zu reden, denn ich denke, dass es uns als Gesellschaft weiterbringen kann.

● Schnell renoviert in meist nur einem Tag

● Die clevere Alternative zum Neukauf

● Ressourcenschonend und wertsteigernd

Verpass' nicht unsere Schauwoche!

... nur noch bis Samstag, 08.06.2024

täglich von 10 - 17 Uhr

Lassen Sie sich begeistern von den einzigartigen Möglichkeiten der bewährten PORTAS-Systeme zur Renovierung und Modernisierung von Türen, Küchen, Treppen, und Fenstern!

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

PORTAS®
1974 — 50 YEARS — 2024

PORTAS-Fachbetrieb Josef Haslwanter KG
Bau- u. Möbelschreiner · Josef-Marberger-Str. 13 · 6424 Sitz/Tirol
☎ 05263 / 6377-0 · 🏠 haslwanter.portas.at

5./6. Juni 2024

RUNDSCHAU Seite 17

Abbildung 3: Das Interview in der Reuttener Rundschau vom 5./6.6.2024

Nach dem zweiten Spaziergang, bei dem auch der Redakteur der *Rundschau* mitgegangen war, der mit mir das Interview geführt hatte, erschien einerseits ein Bericht mit dem feierlichen Titel *Erinnerung und Mahnung* über den Spaziergang, der wohlwollend war und mir vor Veröffentlichung noch einmal zugeschickt wurde (Pirchner 2024a). Ich hatte dabei die Möglichkeit, manche Passagen umzuschreiben, die Formulierungen enthielten, die entweder nicht mehr zeitgemäß sind

(„Reichskristallnacht“), oder in meiner Wahrnehmung zu vereinfachend waren. Bei manchen Passagen hatte ich das Gefühl, dass die darin behandelten Themen – auch wegen der begrenzten Zeichenanzahl eines *Rundschau*-Artikels – nur unterkomplex oder nicht sensibel und differenziert genug dargestellt werden konnten. Dabei ging es vor allem um den Fall Dejaco, dessen Darstellung während des Spaziergangs und in der Broschüre mir viel Kopfzerbrechen, mehrere Schreibrunden und viele Zeilen an Text gekostet hatten. Die Redaktion reagierte mit Verständnis auf meine Anfrage, die Passage zu entfernen und der Text wurde daraufhin verändert. Insgesamt versuchte ich, die Aussage des Textes nicht zu modifizieren, die Sprache jedoch an manchen Stellen sensibler und differenzierter zu gestalten.

Außerdem schrieb der Autor des Textes, Johannes Pirchner, noch einen kleinen Kommentar zum Spaziergangsprojekt. Ich zitiere ihn in hier vollständig, er enthält viele der Aspekte, auf die ich in meiner Zeit in Reutte immer wieder gestoßen bin und die ich hier schon behandelt habe, auch lässt er eine Ordnung erkennen, die durch gewisse Formulierungen und Passagen reproduziert wird: *Wer darf was sagen, und wie?*

„Seit vier Jahren verfasse ich Artikel in der Rundschau, besonders historische Themen liegen mir am Herzen. Sehr ungern schreibe ich über die Zeit des Nationalsozialismus, die mich an schreckliche Bilder erinnert, wie meinen ersten Besuch im KZ-Dachau oder das Mädchen im roten Mantel im Film ‚Schindlers Liste‘. Dennoch ist es wichtig, sich mit dieser Zeit zu befassen. Nora Walch macht bei ihrem Spaziergang ‚Die Gegenwart der Vergangenheit‘ auf die fehlende Kontextualisierung der NS-Zeit im Außerfern und Reutte aufmerksam und möchte einen Diskurs darüber anstoßen, den ich als Historiker gerne aufnehme. Meiner Meinung nach braucht es erstens eine vollständige Kontextualisierung aller nach Persönlichkeiten benannten Straßennamen mit relevanten Fakten. Zweitens würde ein Mahnmal für alle Opfer des NS-Regimes im Bezirk ein verstärktes Zeichen der Erinnerung setzen. Umbenennungen und Abmontagen belasteter Objekte halte ich für weniger sinnvoll; eine kritische Beleuchtung dieser ist besser. Dies gilt für alle Epochen. Das Wissen über den Nationalsozialismus und den Holocaust nimmt besorgniserregend ab. Regelmäßige Führungen, auch für Schulklassen,

an betroffene Erinnerungsorte im Bezirk wären sinnvoll. Die Rehabilitierung der NS-Opfer ist entscheidend, um ihr Leid anzuerkennen und Lehren zu ziehen, damit solche Gräueltaten nie wieder passieren. Der falsche Weg der Aufarbeitung ist die Stigmatisierung der Nachkommen von NS-Tätern. Familiennamen herauszupicken, wenn ein Vorfahre Parteimitglied oder ein Täter war, und dann mit dem Finger auf jemanden zu zeigen, ist nicht zielführend. Es muss um Gerechtigkeit für die Opfer gehen! Ich möchte der Reuttener Gemeindepolitik mit diesem Statement keine Zurufe machen. Als Wängler steht mir das auch nicht zu. Ich empfehle jedoch jedem Bürger und Mandatar, an einem Rundgang mit Nora Walch teilzunehmen, eine Informationsbroschüre zu lesen oder eine Publikation von Richard Lipp über den Nationalsozialismus im Bezirk zu studieren.“ (Pirchner 2024b)

Auffällig ist im Kommentar besonders, wie viel sich in ihm bereits auf der Ebene der Erinnerungskultur in unserer gesellschaftlichen Gegenwart abspielt. Besonders hervorgehoben werden Umstände und Vorgänge, die mit unserem Heute zu tun haben: Straßennamen, die nach Persönlichkeiten benannt sind, Umgang mit Relikten, Wissen über Nationalsozialismus, Rehabilitierung und dann natürlich das Problematisieren der Stigmatisierung von Nachfahr:innen von NS-Täter:innen. Auch in diesem Text begegnet einem wieder der Ausdruck des „Mit-dem-Zeigefinger-Zeigens“, wie so oft in Verbindung mit dem „Namen-Nennen“. Gleichzeitig schreibt Pirchner, dass es um „Gerechtigkeit für die Opfer“ gehen sollte. Aus Hintergrundgesprächen mit ihm weiß ich, dass er es für wichtig hielt, die *Paulusheim*-Station in den Spaziergang aufzunehmen, auch hatte er für diese Station ein besonders hohes Interesse. Es ist in Kommentaren wie dem seinen natürlich eine Opfer-Fokussierung erkennbar, doch denke ich, dass der Ausdruck der „Gerechtigkeit für die Opfer“ auch eine Bezugnahme auf den Fall Dejaco und die Wiener Auschwitz-Prozesse darstellt, in denen sich Gerechtigkeit für die Opfer eben nicht einstellte und die deshalb exemplarisch für einen aus heutiger Sicht problematischen Umgang mit den Opfern – und auch mit den Täter:innen – der NS-Gewalt stehen. Die beiden Texte der Rundschau zeigen außerdem, dass – wohl fast automatisch – gewisse Formulierungen – und mit ihnen Ordnungen – aufrechterhalten werden, wenn über die Zeit des Nationalsozialismus gesprochen/geschrieben wird: Die „Gräueltaten“

dürfen sich nicht wiederholen, wir müssen „Lehren ziehen“, natürlich auch die Verarbeitung des Holocaust in Kulturprodukten wie Filmen, die unsere Bilder von der NS-Zeit maßgeblich prägen, aber eben auch mystifizieren. Interessant ist, dass der Begriff des „Erinnerungsorts“ an vielen Stellen der beiden Texte verwendet wird, auch wenn ich ihn selbst weder in der Broschüre noch im Vortrag verwendet habe, ganz bewusst, denn ähnlich wie bei dem Begriff „Stätte“ fürchtete ich auch da wieder eine zu eindeutige Markierung von Funktion und Bedeutung der Orte („Erinnerungsorte sollten Geschichte in Erinnerung rufen und stehen für den Umgang mit Geschichte“, schreibt Pirchner (2024a) im Bericht.).

Im Juni kamen dann noch zwei weitere Interviewanfragen auf mich zu. Clemens, Juma und ich gaben der *Zeitgenossin* der *ÖH Uni Wien* ein langes, schriftliches Interview, das uns erlaubte, Konzepte und theoretische Unterfütterung für unsere Herangehensweisen zu erläutern (Pürmayr u. a. 2024). Die beiden Antworten von Clemens und Juma habe ich an anderer Stelle dieser Arbeit bereits zitiert. Die Interviewerin war Leonie Pürmayr, eine ebenfalls in Wien wohnhafte gebürtige Reuttenerin. Sie hatte von dem Projekt über *social media* erfahren und wir näherten uns im Austausch darüber an und lernten uns besser kennen. Viele der – im Kapitel über meine eigene Standortbestimmung ausformulierten – komplizierten und teilweise ambigen Gefühle Reutte gegenüber konnte ich in mehreren Gesprächen mit ihr sortieren und schon reflektieren. Auch die Fragen, die sie uns stellte, zeigten mir, wie ähnlich unser Blick auf den Ort Reutte und die Verwobenheit, die man mit diesem Herkunftsort hat, ist. Für mich war dieses Interview deshalb eine Erfahrung des Gesehen-Werdens. Leonie hatte sich nicht nur in Gesprächen mit mir, sondern auch mit der zum Zeitpunkt des Interviews bereits fertigen Broschüre auseinandergesetzt und erfasste auch die theoretischen Bezüge, die diese enthält.

Die zweite Anfrage kam vom lokalen Fernsehsender *reeins.tv*. Ursprünglich war die Idee der Redaktion, einen Spaziergang mit mir gemeinsam zu machen, wobei ich zu jedem Ort etwas sagen sollte. Ich schlug schließlich vor, nur zu zwei Orten zu gehen, und diese dafür ein wenig ausführlicher zu behandeln, um der Komplexität der Themen gerecht zu werden. Aufgrund meiner Erfahrungen bei den Spaziergängen, die mir gezeigt hatten, dass so wenige Menschen um Hermann Stern und die ihm gewidmete, versteckte Gedenktafel wissen, entschloss ich mich für das *Grüne Haus*.

Als zweiten Ort wollte ich die *Rochuskapelle* aufsuchen, die sowohl ein Kriegerdenkmal als auch das Jakob-Gapp-Denkmal enthält. So ließ sich an beiden Orten explizit auf Geschichte und Gegenwart des Umgangs mit NS-Bezügen eingehen. Ich lud außerdem die pensionierte Geschichtelehrerin Sabina Beirer-Raffl ein, den Fernsehtermin gemeinsam mit mir zu bestreiten. Sie ist eine der Initiator:innen der Hermann-Stern-Gedenktafel. Ich wollte einerseits sichtbar machen, dass vor mir schon andere Personen erinnerungskulturelle Projekte und Initiativen in Angriff genommen hatten und andererseits würdigen, wie viel Unterstützung ich von Personen wie Sabina oder auch meinen Eltern erfahren hatte. Der Fernsehbeitrag verschaffte dem Projekt eine noch größere Öffentlichkeit, und ich konnte am Ende des Beitrags erwähnen, dass die Broschüre als pdf zum Download verfügbar ist (reeins 2024). Nach der Ausstrahlung des Beitrags im Juli erreichten mich weitere Rückmeldungen. Die Redaktion kam einige Wochen später erneut auf mich zu, um mich zu fragen, ob ich interessiert daran wäre, eine Serie mit allen Orten des Spaziergangs für *reeins.tv* zu drehen. Ich habe beschlossen, erst nach Fertigstellung der Masterarbeit weitere Öffentlichkeitsarbeit zu machen. Auch hier kam mir viel Verständnis entgegen.

Eine letzte Möglichkeit wurde mir vom Bürgermeister von Reutte, Günter Salchner, unterbreitet. Dieser nahm am dritten Spaziergang teil, musste jedoch bereits nach zwei Stationen zum nächsten Termin. In der Gemeindezeitung durfte ich einen kleinen Text über das Projekt verfassen. Ich entschied mich, eine Art Reflexion zu schreiben, denn die Zeichenanzahl war so begrenzt, dass auch hier wieder nicht genug Platz war, um die einzelnen Themen des Spaziergangs differenziert und informativ darzustellen (Walch 2024b). Ich schrieb diesen Text mit einer entspannten Haltung, wissend, dass die Spaziergänge nun hinter mir lagen, und sah in ihm eine letzte Möglichkeit, meinen Ansatz für das Erzählen von und die Beschäftigung mit Geschichte entlang von Orten darzulegen. Als ich die fertige Gemeindezeitung dann öffnete, musste ich kurz schmunzeln: Unter meiner Spaziergangsreflexion fand sich ein Artikel über die Würdigung des Reuttener Historikers Richard Lipp (Abb. 4). In meiner Erstfassung kommentierte ich diese Entdeckung mit folgendem abschließenden Satz: *Eine Nachbarschaft, die mir nun, nach Abschluss des Projekts, durch das ich ein neues,*

differenzierteres, ja, unaufgerechteres Bild von Reutte gewinnen hatte können, keine Angst mehr bereitete (Masterarbeit_fassung_1).

Dieser letzte Satz suggeriert eine Abgeschlossenheit, eine Aussöhnung, einen Frieden, der für Uneindeutigkeit, Ambivalenz und widersprüchliche Gefühle keinen Raum lässt. Ich kann den Wunsch, mit einem solchen Satz buchstäblich *abzuschließen* auch jetzt, sozusagen im Überarbeiten der Letztfassung der Arbeit, nachvollziehen. In ihm ist die Hoffnung eingelagert, dunkle, angsterregende und anstrengende Aspekte des eigenen In-der-Welt-Seins zu überwinden. Wenn Benjamin von Erlösung spricht, so meint er eine Auseinandersetzung mit den Rändern, den Abgründen, dem Widersprüchlichen der Geschichte(n). Er denkt die Erlösung – anders als ich es in der Passage meiner Erstfassung anklingen lasse – gerade *nicht* als die Abkehr von diesen Aspekten, denkt sie nicht als Auflösung, als Schwund, als ein *Alles-in-Ordnung*. Es stimmt, dass ich durch meine Erfahrungen mit dem Projekt ein Bild von Reutte gewinnen konnte, das differenzierter ist. Es stimmt auch, dass ich keine scharfe Trennlinie zwischen einer inhaltlichen, soziologischen Differenzierung und einer persönlichen, autobiografischen Differenzierung ziehen kann. Was ohnehin für beide Ebenen zutrifft, ist die Tatsache, dass ich durch diesen differenzierten Blick einerseits keine Konfliktauflösung, keine Versöhnung erzielen kann, sondern, dass ich andererseits gelernt habe, dass diese nicht das Ziel sein müssen. *Risse*, wie Christoph Reinprecht es bei der Besprechung der Erstfassung ausdrückte, dürfen bestehen bleiben. Alles andere wäre die Schutzsuche innerhalb einer Ordnung, die ich doch versucht habe, immer wieder zu hinterfragen.

Die Gegenwart der Vergangenheit

HISTORISCHER SPAZIERGANG ZUM THEMA NS-ZEIT

■ Im Zuge des Projekts „Die Gegenwart der Vergangenheit“ durfte ich im Juni an mehreren Terminen Menschen an Orte in Reutte führen, die auf unterschiedliche Weise mit der Zeit des Nationalsozialismus verbunden sind.

Diese Orte sind mehr als Punkte auf einer Landkarte, mehr als Schauplätze von Geschichte: Sie lassen uns danach fragen, was wo passiert ist; wer Gebäude warum gebaut oder geplant hat; was es mit ihren Verzierungen auf sich hat oder warum sie diesen oder jenen Namen tragen; ob es Spuren gibt, die auf ihre Geschichte hinweisen und wenn nicht, warum diese fehlen.

Solche Fragen können helfen, Vergangenheit wie Gegenwart zu erkunden, und zeigen, wie sehr diese beiden Ebenen miteinander verwoben sind. Das Vergegenwärtigen von Geschichte ist ein aktiver Prozess im Heute, der den Orten weitere Bedeutungsschichten hinzufügt. Dafür, wie wir Geschichte vergegenwärtigen, gibt es kein Universalrezept, sondern es müssen stets Entscheidungen getroffen werden: Welche Geschichte(n) erzähle ich? Worauf lege ich den Fokus? Wichtig für mei-



Foto: Walch

ne Auseinandersetzung war auch, mitzudenken, welche Arten der Vergegenwärtigung von NS-Geschichte bereits in der Region stattgefunden haben, wozu bereits geforscht wurde und welche Fragen dabei (nicht) gestellt wurden.

Ich habe viel gelernt in den letzten Monaten: Darüber, wie dicht das Netz lokaler Geschichte(n) ist, egal, ob man heute noch „darüber spricht“ oder nicht; darüber, dass es einige Geschichten gibt, die heute

unsichtbar sind; darüber, dass viele Menschen ein großes Interesse und Bereitschaft mitbringen, sich auf meine Annäherungen an diese Orte einzulassen.

Diese Annäherungen sind in einer Broschüre gebündelt, die in Zusammenarbeit mit dem Fotografen Clemens Braun und der Gestalterin Juma Hauser entstanden ist. Ab Juli findet man sie unter www.reuttespaziergang.wordpress.com.

Nora Walch

Auszeichnung für Außerferner Historiker

GOLDENES EHRENZEICHEN DER REPUBLIK ÖSTERREICH

■ Am 6. Juni ehrte das Land Tirol 13 Tiroler*innen – darunter auch einen Mitbürger aus Reutte.

Im Namen des Bundespräsidenten überreichte LH Anton Mattle (im Bild links) beim Festakt im Landhaus Innsbruck das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich an den Reuttener Historiker Mag. Dr. phil. Richard Lipp.

Erfreut über die Auszeichnung zeigte sich auch die gebürtige Außerferner Landtagspräsidentin Sonja Ledl-Rossmann (im Bild rechts).

Quelle: Bezirksblätter Reutte



Foto: Die Fotografen

Abbildung 4: Screenshot der Seite 32 der GemeindeZEITung Reutte – eine zufällige Nachbar:innenschaft mit Richard Lipp

6 Conclusio und Ausblick

Zwischen dem Verfassen der einleitenden Zeilen und dem Beenden dieser Arbeit liegen wieder einige Monate. Vieles ist mir durch die Aufarbeitung des Projekts *Die Gegenwart der Vergangenheit* bewusst geworden, anderes hat ein neues Interesse erst geweckt, von wieder anderem bin ich froh, dass es nun einfach hinter mir liegt.

- Zunächst wollte ich mit dieser Arbeit die Spuren von gesellschaftswissenschaftlichen Ansätzen im weiten Sinn (darunter soziologische, erinnerungstheoretische, geschichtsphilosophische) im Entwickeln und Durchführen einer Intervention aufzeigen. Die inhaltliche und methodische Qualität der Intervention war in hohem Maß abhängig von der Aneignung und Anwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Die Aufarbeitung v.a. der Broschüre zeigt, wie wichtig die mitunter experimentelle und explorative Einbindung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse für die Qualität eines Projekts ist, dessen Ziel der Transfer von Wissen ist. So ist diese Aufarbeitung auch als eine Einladung zu verstehen, die vielen denkbaren Möglichkeiten der Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens zu erkunden – und zu reflektieren.
- Was Reutte betrifft, so bin ich mir einer Lücke bewusst geworden. Diese klappt zwischen dem, was mir wichtige Akteur:innen, die gestaltende Funktionen im Feld haben, über das potenzielle Publikum und seine Interessen vermitteln und dem, was ich selbst während des Durchführens der Spaziergänge wahrnahm. Es gibt – entgegen den Prognosen dominanter Akteur:innen – eine Bereitschaft in Reutte, sich auf schwierige, wenn man so will „kontroverse“, Inhalte einzulassen, wenn diese sensibel aufbereitet sind und eher Gedankenanstöße als „fertige“ Geschichten anbieten. Das rege Interesse, die vielen Rückmeldungen, die Stimmungen bei den Spaziergängen, all das deutet darauf hin, dass in Reutte Projekte wie *Die Gegenwart der Vergangenheit* fehlen. Das „Herumtänzeln“, das Ausweichen um Themen wie Nationalsozialismus, Täter:innenschaft und Verantwortung, deren Rechtfertigung immer darauf hinausläuft, dass es niemanden interessiert oder

die Menschen das nicht wollen, bevormundet schlussendlich ein Publikum, das es aber eigentlich *gäbe* – das zeigt die Resonanz auf die Spaziergänge.

- Die Fokussierung auf wenige Personen und Institutionen, die für das Erzählen von Geschichte(n) im Außerfern „zuständig“ sind, zu hinterfragen, hat auch bei mir selbst lange gedauert. Erst durch Gespräche mit Menschen, die nicht so involviert sind, konnte ich die eigene Fixierung auf die dominanten Akteur:innen kritisch sehen und mich bis zu einem gewissen Grad davon „befreien“ (im wörtlichen, Steinert’schen Sinn). Ein Ausblick für Forschung in und Erkundung der Region wäre deshalb, die vielen unterschiedlichen Personen, die Wissen über NS sammeln, erforschen, halten und auch weitergeben, zu finden und so ein Bild darüber zu gewinnen, aus welchen Motiven, mit welchen Methoden, für welche Zwecke dieses Sammeln, Bewahren und Weitergeben von Geschichte(n) und Erinnerung passiert – fernab der der dominanten Institutionen und Akteur:innen.
- Bezüglich des reflexiven Ansatzes an sich gilt es zu sagen, dass der Hergang des Projekts, auch vor der Phase seiner Aufarbeitung, bereits davon geprägt war. Im Wissen, dass man danach reflexiv aufarbeiten wird, arbeitet man anders. Nicht nur, weil man bereits „im Tun“ Methoden etabliert, die Material produzieren, das der Aufarbeitung später helfen wird. Auch eine Gelassenheit stellt sich ein, die das Treffen von Entscheidungen nicht leichtfertig, aber entspannter macht: Das Akzeptieren dessen, dass man nicht ohne eigene blinde Flecken oder ungünstige Entscheidungen durchkommen wird, wird um einiges leichter, wenn man weiß, dass es später Raum geben wird, diese „Fehler“ oder Defizite zu thematisieren und aus ihnen Schlüsse zu ziehen, die erkenntnisreich sind. Die reflexive Praxis also, sie trägt, wenn sie ernsthaft betrieben wird, zur Bewältigung von Angst und mit ihr einhergehenden Hindernissen und Blockaden bei.
- Welchen Gefühlen, Affekten und bewussten wie unbewussten Regungen man im Laufe des eigenen intellektuellen Produzierens begegnet, ist abhängig von der sozialen Situation der Forschung sowie der persönlichen Verortung und Verwobenheit in Thema und Forschungsfeld. Besonders präsent in der

Durchführung meines Projekts war die soziale Angst. Die große Herausforderung des autoethnografischen und -reflexiven Ansatzes war es, die unterschiedlichen Herkunft der Angst, die ich spürte, zu analysieren und daraus relevante Erkenntnisse zu gewinnen. Diese Vorgänge fühlten sich oft wie eine Gratwanderung an zwischen Explorieren und Strukturieren, persönlichem und disziplinärem Unterbewusstsein, zwischen Biografischem und Inhaltlichem, zwischen Auto und Ethno. Gerade der erste Punkt, das Balancieren explorativer und strukturierter Momente, war besonders herausfordernd wie wichtig. Das Anerkennen der Tatsache, dass alles – das Persönliche, das Wissenschaftliche, das Soziale und das Individuelle – so verwoben ist, stand der Notwendigkeit gegenüber, sozialwissenschaftlich und methodologisch relevante Schlüsse zu ziehen und deshalb auch zu strukturieren. Besonders aufgrund des interventionistischen Charakters meines Projekts war die Autoethnografie eine schlüssige, ja notwendige Methode, da ich mich eigentlich immer in einer Doppelrolle befand. Diese Doppelrolle, die all die nötigen Gratwanderungen erzeugte, machte mich – expliziter vielleicht als in anderen Forschungssituationen – zu einer Erforschten, einer relevanten Akteurin.

- Reflexives Aufarbeiten kann im Ergebnis nicht ein vollständiges „Abschließen“ oder „Auflösen“ sein, auch wenn ich immer wieder ein Bedürfnis nach dem Überwinden und Auflösen von Widersprüchen bei mir selbst bemerkt habe. Nicht zuletzt drückt sich das in den letzten Zeilen des vorangegangenen Kapitels meiner Erstfassung aus. Dieser Wunsch, dass es eine Versöhnung, eine Konfliktüberwindung, eine Widerspruchsauflösung gibt, existiert auf mehreren Ebenen, und dafür galt es, ein reflexives Bewusstsein zu erlangen. Auf der Ebene des Erkundens und Erzählens von Geschichte(n) können somit Glättungen und Mystifizierungen geortet und hinterfragt werden, die dazu dienen, eine Ordnung zu stabilisieren. Das ist ein Vorgang, der nicht einfach eine Korrektur der Geschichtserzählung darstellt, sondern auch – im Finden und Analysieren dieser Stellen – soziologisch erkenntnisreich ist. Wie Geschichte geglättet wird, sagt viel darüber aus, in was für einer Gesellschaftsordnung wir leben. Auf der Ebene des reflexiven Aufarbeitens

der eigenen intellektuellen Tätigkeit und im Zuge dessen auch immer des eigenen In-der-Welt-Seins waren es die Projektionen und Gegenübertragungseffekte, die es zu finden und zu hinterfragen galt. Aussagen über das soziale Feld, in das ich mit der Intervention eingetreten bin, waren manchmal beeinflusst von Projektionen, die auf die Tatsache hinwiesen, dass mir an mancher Stelle im Laufe des Projekthergangs die analytische Distanz entglitten ist. Ich denke nicht, dass es ungewöhnlich ist, dass diese analytische Distanz gegenüber dem Gegenstand nicht durchgehend aufrechterhalten werden kann. Wichtig ist aber, eine Praxis zu etablieren, die dieses Entgleiten erkennen lässt. Besonders interessant finde ich, dass ich das Bedürfnis hatte, ein versöhnliches Ende dieser Aufarbeitung zu produzieren, das auf einen Frieden hindeutet, der sich am Ende, also nach einem vermeintlich endgültigen Abschluss des Projekts, eingestellt hat. Alles sollte sich fügen, letzten Endes, und *in Ordnung* sein. Vor allem die Angst sollte in dieser Erzählung vollständig überwunden sein, aufgrund meines „neuen“ Verhältnis‘ mit Reutte. Trete ich einen Schritt zurück, so sehe ich darin eine wohl sehr menschliche Scheu vor Widersprüchen und komplizierten Beziehungen mit der eigenen Vergangenheit. Ich habe gelernt, dass vor allem durch das Einziehen reflexiver Ebenen ein Umgang mit diesen Uneindeutigkeiten und mit der Ambiguität im Leben wie im Forschen gefunden werden kann, der diese nicht aufzulösen braucht, sondern in ihrer Komplexität anerkennen kann.

- Dieser letzte Punkt führt mich zu einer weiteren Erkenntnis über das *Wie* des reflexiven Arbeitens. Viele der Reflexionsebenen, die ich eingezogen habe, kamen durch Impulse von Gesprächspartner:innen zustande. Integraler Teil einer reflexiven Praxis waren also die vielen Gespräche, die ich mit Menschen über mein Projekt und meine Masterarbeit führen konnte. Diese halfen mir oftmals, einen „Schritt zurück“ zu machen, also eine Distanz gegenüber der eigenen Tätigkeit zu erreichen, wozu ich alleine nicht immer fähig gewesen wäre. Schon die grundlegenden Unterschiede zwischen den abschließenden Zeilen der Erstfassung und der Letztfassung dieser Arbeit gehen auf wichtige Fragen und Anregungen von Gesprächspartner:innen zurück.

- Eine Erkenntnis, die mich schließlich besonders beeindruckt, ist die soziale Kraft, die von Orten ausgeht. Diese zeigte sich einerseits beim Durchführen der Spaziergänge selbst. Die Beziehung, die sie zu den relevanten Orten bereits hatten, machte Geschichte(n) für die Teilnehmer:innen greifbar und berührte. Aber auch in mir selbst spürte ich diese Kraft. In der Recherche beispielsweise, die immer auch eine Bewegung im Raum war, wenn ich Orte aufsuchen wollte, den Drang hatte, Gräber zu finden und Spuren oder Leerstellen zu suchen. Aber auch für mein In-der-Welt-Sein. Das Zurückkehren nach Reutte war intensiv, weil dieser Ort in mir eingeschrieben ist. Ich wurde mir nicht nur bewusst, dass ich vielfältige Verbindungen mit ihm habe, sondern auch, dass das bedeutet, dass ich Reutte eigentlich überall hin mitnehme. Die Ängste, die ich im Durchführen des Projekts gespürt habe, habe ich in vorangegangenen Projekten und vielen anderen Situationen bereits gespürt. Viele davon hängen mit Reutte zusammen, und ob und auf welche Weise ich Raum einnehme, Präsenz zeige, meine Interessen vertrete, aber auch, was mich interessiert, ist geprägt durch meine Sozialisation in Reutte. Dabei ist Reutte einerseits – und das ist das Offensichtliche – ein sozialer Kontext. Andererseits ist Reutte eine geografische Lage, eine Landschaftsformation, eine gewisse Infrastruktur, die Tatsache von bestimmten Nähe- und Fernverhältnissen sowie damit einhergehenden Perspektiven auf die Welt. Ich habe durch das Projekt und seine Aufarbeitung viel darüber gelernt, was es bedeutet „wo aufzuwachsen“.

7 Literatur

Adams, Tony E., Stacy Holman Jones, und Carolyn Ellis. 2022. „Introduction. Making Sense and Taking Action: Creating a Caring Community of Autoethnographers“. S. 1–20 in *Handbook of Autoethnography. Second Edition*, herausgegeben von T. E. Adams, S. H. Jones, und C. Ellis. New York London: Routledge.

Adorno et al., Theodor W. 1982. *The Authoritarian Personality. Studies in Prejudice*. herausgegeben von M. Horkheimer und S. H. Flowerman. New York: W. W. Norton & Company.

Adorno, Theodor W. 1977. *Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen / Ohne Leitbild*. Bd. 10.1. herausgegeben von R. Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Albrich, Thomas, Winfried R. Garscha, und Martin F. Polaschek, Hrsg. 2006. *Holocaust und Kriegsverbrechen vor Gericht. Der Fall Österreich*. Innsbruck: Studienverlag.

Allen, Michael Thad. 2007. „Realms of Oblivion: The Vienna Auschwitz Trial“. *Central European History* 40(3):397–428. doi: 10.1017/S0008938907000787.

Anderson, Leon. 2006. „Analytic autoethnography“. *Journal of Contemporary Ethnography* (35): 373–95.

Assmann, Aleida. 2013. *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur: Eine Intervention*. Verlag C.H.BECK.

Bäcker, Heimrad. 2003. „Mauthausen“. S. 282–86 in *Heimrad Bäcker, Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums*, herausgegeben von T. Eder und M. Hochleitner. Graz: Literaturverlag Droschl.

Benjamin, Walter. 1972. *Über Haschisch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Benjamin, Walter. 1991a. *Das Passagen-Werk*. Bd. 5. herausgegeben von R. Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Benjamin, Walter. 1991b. „Theorien des deutschen Faschismus“. in *Kritiken und Rezensionen*. Bd. 3, *Gesammelte Schriften in 7 Bänden*, herausgegeben von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Benjamin, Walter. 1994. *Denkbilder*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Benjamin, Walter. 2010. *Über den Begriff der Geschichte*. herausgegeben von G. Raulet. Berlin: Suhrkamp.

Benjamin, Walter. 2015a. *Das Passagen-Werk*. Bd. 1. 9. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Benjamin, Walter. 2015b. *Das Passagen-Werk*. Bd. 2. 9. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Benjamin, Walter. 2020. *Berliner Kindheit um 1900. Fassung letzter Hand*. Berlin: Suhrkamp.

Berger, John. 2008. *Ways of Seeing*. London: Penguin Books.

Bildungsportal NS-Zwangsarbeit. o. J. „Anmerkung zum Gendern und zur Barrierefreiheit“. *Bildungsportal NS-Zwangsarbeit*. Abgerufen 26. September 2024 (<https://www.bildung-ns-zwangsarbeit.de/gendergerechte-sprache/>).

Bochner, Arthur P. 2020. „Autoethnography as a way of life: Listening to tinnitus teach“. *Journal of Autoethnography* 1(1):81–92.

Bochner, Arthur P., und Carolyn Ellis. 2016. *Evocative autoethnography: Writing lives and telling stories*. New York London: Routledge.

Bourdieu, Pierre. 2002. *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre. 2004. „The odyssey of reappropriation“. *Ethnography* 5(4):617–21. doi: 10.1177/1466138104048830.

Bourdieu, Pierre, und Loïc Wacquant. 1996. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Braun, Clemens. 2024. „außenferner“. *poesie.xyz*. Magazin für Gedicht & Kommentar/, 1. September. Abgerufen 15. November 2024 (https://poesie.xyz/2024_clemensbraun).

Brisini, Travis, und Jake Simmons. 2022. „Posthumanist Autoethnography“. S. 355–65 in *Handbook of Autoethnography. Second Edition*, herausgegeben von T. E. Adams, S. H. Jones, und C. Ellis. New York London: Routledge.

Brunner, Andreas. 2023. *Als homosexuell verfolgt. Wiener Biografien aus der NS-Zeit*. Wien: Mandelbaum.

Coleman, Kathryn. 2022. „Doing Digital and Visual Autoethnography“. S. 189–208 in *Handbook of Autoethnography. Second Edition*, herausgegeben von T. E. Adams, S. H. Jones, und C. Ellis. New York London: Routledge.

De Certeau, Michel. 1988. *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.

Devereux, Georges. 2018. *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Die Gegenwart der Vergangenheit. 2024. „Die Gegenwart der Vergangenheit. Geführte Spaziergänge zu Orten des Nationalsozialismus in Reutte in Tirol“. Website, abgerufen 26. September 2024 (www.reuttespaziergang.wordpress.com).

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Hrsg. 1984a. *Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934-1945. Eine Dokumentation*. Bd. 1. Wien: Österreichischer Bundesverlag.

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Hrsg. 1984b. *Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934-1945. Eine Dokumentation*. Bd. 2. Wien: Österreichischer Bundesverlag.

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. 2024. „Stellungnahme zur Novellierung des Opferfürsorgegesetzes“. *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes*. Abgerufen 30. September 2024 (<https://www.doew.at/neues/stellungnahme-zur-novellierung-des-opferfursorgegesetzes>).

Drexel, Kurt. 2014. *Klingendes Bekenntnis zu Führer und Reich. Musik und Identität im Reichsgau Tirol-Vorarlberg 1938-1945*. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner.

Erdheim, Mario. 1990. „Kultur der Erinnerung – Kultur des Vergessens. Über den Umgang mit Erinnern und Vergessen von Geschichte“. S. 109–125 in 1. 9. 39. *Europäer erinnern sich an den Zweiten Weltkrieg*, herausgegeben von W. Leimgruber. Zürich: Chronos.

Eribon, Didier. 2016. *Rückkehr nach Reims*. Berlin: Suhrkamp.

Eribon, Didier. 2017. *Gesellschaft als Urteil*. Berlin: Suhrkamp.

Ernaux, Annie. 1983. *La place*. Gallimard.

Falk, Gunter, und Heinz Steinert. 1973. „Über den Soziologen als Konstrukteur von Wirklichkeit, das Wesen der sozialen Realität, die Definition sozialer Situationen und die Strategien ihrer Bewältigung“. in *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie*, herausgegeben von H. Steinert. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

Fallend, Karl. 2008. „Unsere Forschung bewegt uns – aber von wo wohin?“. *Österreichische Zeitschrift für Geschichte* 19(2), 64-97.

Frölich, Margrit, Ulrike Jureit, und Christian Schneider, Hrsg. 2012a. *Das Unbehagen an der Erinnerung - Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Frölich, Margrit, Ulrike Jureit, und Christian Schneider. 2012b. „Einleitung“. in *Das Unbehagen an der Erinnerung - Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust*,

herausgegeben von M. Frölich, U. Jureit, und C. Schneider. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Gerrmann, Jürgen. „Warum wehrt sich niemand?“. *Rundschau*, 7. Juni 2021.

Gieryn, Thomas F. 2000. „A Space for Place in Sociology“. *Annual Review of Sociology* 26(1):463–96. doi: 10.1146/annurev.soc.26.1.463.

Greiert, Andreas. 2011. *Erlösung der Geschichte vom Darstellenden: Grundlagen des Geschichtsdenkens bei Walter Benjamin 1915-1925*. Brill | Fink.

Grünes Haus. 2023. „Erinnerungsort Südtiroler Siedlung - eine geplante Heimat“. *Museum im Grünen Haus*. Abgerufen 23. Oktober 2023 (<https://www.museum-reutte.at/museum/articles/erinnerungsort-s%C3%BCdtiroler-siedlung.html>).

Hájková, Anna. 2018. „Den Holocaust queer erzählen“. *Sexualitäten*, 86–110.

Halbwachs, Maurice. 1966. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Neuwied: Luchterhand.

Heinrich, Elisa. o. J. „1938–1945: Verfolgung von Menschen für homosexuelle Handlungen. NS-Gewalt auf Basis eines österreichischen Gesetzes.“ *Lexikon auf der Website des Hauses der Geschichte Österreich*, abgerufen am 15. November 2024 (<https://hdgoe.at/verfolgung-homosexuelle>).

Henk, Malte. 2024. „Wie weit weg ist Buchenwald?“. *Die Zeit*, 16/2024, 11. April.

Horkheimer, Max, und Theodor W. Adorno. 2017. *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Kannonier-Finster, Waltraud, und Meinrad Ziegler. 2016. *Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit*. Studienverlag.

Kannonier-Finster, Waltraud, und Meinrad Ziegler. 2019. „Erinnerungskultur und Geschichtskultur“. S. 495–510 in *Die Soziologie und der Nationalsozialismus in Österreich*, herausgegeben von A. Kranebitter und C. Reinprecht. Bielefeld: transcript.

Kosel, Kelly Rose. 2023. „Eine Autoethnographie über Wissen und Sein“. Masterarbeit, Universität Wien, Wien.

Kranebitter, Andreas. 2023. „Die Farben des Widerstands“. Rede, Gehalten auf der Befreiungsfeier, 6. Mai, KZ Mauthausen.

Kranebitter, Andreas, und Christoph Reinprecht, Hrsg. 2019. *Die Soziologie und der Nationalsozialismus in Österreich*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript Verlag.

Lamprecht, Gerald. o. J. „Digitale Erinnerungslandschaft“. *DERLA. Verfolgung und Widerstand im Nationalsozialismus dokumentieren und vermitteln*. Abgerufen 23. Oktober 2023 (<https://gams.uni-graz.at/archive/objects/context:derla/methods/sdef:Context/get?mode=imprint&locale=de>).

Lienhard, Thomas. 2010. „Der Engel der Geschichte. Walter Benjamins Geschichtstheorie“. *Conférence de Gérard Raulet*, 22. Oktober 2009, Frankfurt am Main. *Revue de l'Institut français d'histoire en Allemagne* (2):40–42. doi: 10.4000/ifha.219.

Lipp, Richard. 2004. „Geschichte im Außerfern“. in *Der Bezirk Reutte. 4 Regionen 37 Gemeinden. Das Außerfern*, herausgegeben von Katholischer Tiroler Lehrerverein und Bezirksschulrat Reutte. Höfen: Koch Buchverlage.

Lipp, Richard. 2010. „Vom Antisemitismus zum Holocaust. Auch das Außerfern war keine Insel der Seligen“. S. 173–88 in *Jahrbuch EXTRA VERREN*. Bd. 5., herausgegeben vom Museumsverein des Bezirkes Reutte. Reutte: Museumsverein des Bezirkes Reutte.

Lipp, Richard. 2013. *Reutte von 1918 bis 1938. Schicksalsjahre zwischen den Weltkriegen*. Bd. VII. herausgegeben vom Museumsverein des Bezirkes Reutte. Reutte: Museumsverein des Bezirkes Reutte.

Lipp, Richard. 2016. „Nationalsozialistische Lager im ehemaligen Kreis Reutte“. S. 163–200 in *Jahrbuch EXTRA VERREN*. Bd. 11., herausgegeben vom Museumsverein des Bezirkes Reutte. Reutte: Museumsverein des Bezirkes Reutte.

Lipp, Richard. 2018. „Bezirk Reutte. Auf dem Weg in eine bessere Zukunft?“ in 1938. *Der Anschluss in den Bezirken Tirols*. Bd. 21, *Studien zu Geschichte und Politik*, herausgegeben von H. Schreiber. Innsbruck: Studienverlag.

Loitfellner, Sabine. 2005. „Was blieb von den österreichischen Auschwitzprozessen der 70-er Jahre?“ *Justiz und Erinnerung* (Nr. 10):23–25.

Loitfellner, Sabine. 2006. „Auschwitz-Verfahren in Österreich. Hintergründe und Ursachen eines Scheiterns.“ S. 183–97 in *Holocaust und Kriegsverbrechen vor Gericht. Der Fall Österreich*, herausgegeben von T. Albrich, W. R. Garscha, und M. F. Polaschek. Innsbruck: Studienverlag.

Louis, Édouard. 2014. *En finir avec Eddy Bellegueule*. Paris: Éditions du Seuil.

Louis, Édouard. 2021. *Changer: méthode*. Paris: Éditions du Seuil.

Maier-Ihrenberger, Birgit, und Sonja Kofelenz. 2024. „Wie es begann. Hildebert Knittel, Gründer des Außerner Boten – ein Portrait“. *Rundschau*, 15. April 2024.

Manoschek, Walter, und Peter Pirker. 2018. „Politics of Remembrance. Explore Vienna's Culture of Remembrance 1945-2018“. Abgerufen 23. Oktober 2023 (<https://poremwien.univie.ac.at/maps/#Place/11/1823363,6143483/all/1933-2018>).

Massey, Doreen. 1995. „Places and Their Pasts“. *History Workshop Journal* (39).

Menasse, Eva. 2021. *Dunkelblum*. Köln: Kiepenheuer&Witsch.

Messerschmidt, Astrid. 2006. „Aus dem Umgang mit der Geschichte lernen Ansatzpunkte einer feministischen Kritik der Erinnerung in der dritten Generation nach dem Holocaust“. in *Geschlechtertypisierungen im Kontext von Familie und Schule*. Bd. 26, *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*, herausgegeben von S. Andresen und B. Rendtorff. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Messerschmidt, Astrid. 2008. „Postkoloniale Erinnerungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft – vom Umgang mit Rassismus und Antisemitismus“. S. 42-60 in *PERIPHERIE*, Nr. 109/110, 28. Jg. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster.

Messerschmidt, Astrid. 2012. „Besetzen – Distanzieren – Globalisieren. Ambivalente pädagogische Erinnerungspraktiken in der Migrationsgemeinschaft“. S. 217-238 in *Das Unbehagen an der Erinnerung - Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust*, herausgegeben von M. Frölich, U. Jureit, und C. Schneider. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Mittermayr, Helmut. „Fritz-Engel-Straße zu viel der Ehre?“ *Tiroler Tageszeitung*, 28. April 2016.

Museum im Grünen Haus. o. J. „Erinnerungsort Südtiroler Siedlung - eine geplante Heimat?“ *Museum im Grünen Haus*. Abgerufen 30. September 2024 (https://www.museum-reutte.at/museum/articles/erinnerungsort-s%C3%BCdtiroler-siedlung.html#:~:text=Im%20September%202021%20wurde%20in,Schauwohnung%20mit%20einer%20F%C3%BChrung%20angesehen.)).

Panofsky, Erwin. 1985. „Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst“. S. 85–97 in *Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft*. Berlin.

Pessoa, Fernando. 2019. *Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares*. 8. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Pirchner, Johannes. 2024a. „Erinnerung und Mahnung. Spaziergänge durch Reuttes NS-Geschichte“. *Rundschau*, 24. Juni 2024.

Pirchner, Johannes. 2024b. „Kommentar: Wie soll man mit Geschichte umgehen?“ *Rundschau*.

Pirchner, Johannes, und Nora Walch. 2024. „Diskurs über schwierige Geschichte. Sich mit dem Thema befassen, bringt Gesellschaft weiter. Interview“. *Rundschau*, 17.

Pirchner, Werner. 1973. „Werner Pirchner: ‚Zur Geschichte‘“. *Werner Pirchner, Komponist und Musiker*. Abgerufen 26. September 2024 (<https://wernerpirchner.com/texte/werner-pirchner-zur-geschichte/>).

Pirchner, Werner. o. J. „Werner Pirchner: ‚Tiroler‘“. *Werner Pirchner, Komponist und Musiker*. Abgerufen 30. September 2024 (<https://wernerpirchner.com/texte/werner-pirchner-tiroler/>).

Pirker, Peter. 2021. „Erbrachte Opfer. Das Heldendenkmal als Symbol der postnationalsozialistischen Demokratie in Österreich“. S. 309–60 in *Gedächtnisorte der Republik*, herausgegeben von D. A. Binder, R. Hufschmied, und H. Uhl. Wien: Böhlau Verlag.

Pirker, Peter, Philipp Rode, und Mathias Lichtenwagner. 2019. „From Palimpsest to Me-Moiré: Exploring Urban Memorial Landscapes of Political Violence“. *Political Geography* 74:102057, 1-19. doi: 10.1016/j.polgeo.2019.102057.

Pürmayr, Leonie, Nora Walch, Clemens Braun, und Juma Hauser. 2024. „Die Gegenwart der Vergangenheit. Interview“. *Zeitgenossin* (Juni 2024):36–41.

Rathkolb, Oliver. 2005. *Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2005*. Wien: Zsolnay.

REeins, Juli 2024. „Die Gegenwart der Vergangenheit - Ein Projekt von Nora Walch“, Fernsehbeitrag.

Reichel, Günther. 2024. „Nora Walch erklärt ‚Die Gegenwart der Vergangenheit‘“. *MeinBezirk*, 15. Mai 2024.

Reinprecht, Christoph. 2022. „Reflexivität als Gegenstand und Haltung: Heinz Steinert im Dialog mit Pierre Bourdieu“. S. 236–52 in *Befreiungswissen als Forschungsprogramm*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Reinprecht, Christoph, und Nora Walch. 2020. „Wiener Verortungen: Eine Analyse der urbanen Verankerung soziologischen Denkens und Forschens“. S. 24-46 in *Kommunikative Wissenskulturen, Theoretische und empirische Erkundungen in Gegenwart und Geschichte*, herausgegeben von M. Pfadenhauer, T. Grenz, und C. Schlemmbach. Weinheim: Beltz.

Reuttener Nachrichten. 1929. „Allerlei von Dr. Stern!“ *Reuttener Nachrichten*, 12.

April.

Schreiber, Horst. 2008. *Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol : Opfer, Täter, Gegner*. Innsbruck: Studienverlag.

Schreiber, Horst, Hrsg. 2018. *1938. Der Anschluss in den Bezirken Tirols*. Bd. 21. Innsbruck: Studienverlag.

Schreiber, Horst. 2019. *Gedächtnislandschaft Tirol. Zeichen der Erinnerung and Widerstand, Verfolgung und Befreiung 1938-1945*. Innsbruck: Studienverlag.

Schreiber, Horst. 2020. *Endzeit. Krieg und Alltag in Tirol 1945*. Bd. 26. Innsbruck: Michael Wagner Verlag.

Scott, Joan W. 1986. „Gender: A Useful Category of Historical Analysis“. *The American Historical Review* 91(5):1053-1075. doi: 10.2307/1864376.

Serloth, Barbara. 2019. *Nach der Shoah. Politik und Antisemitismus in Österreich nach 1945*. Wien: Mandelbaum.

Sikes, Pat. 2022. „Section Introduction: Doing Autoethnography“. S. 23–28 in *Handbook of Autoethnography. Second Edition*, herausgegeben von T. E. Adams, S. H. Jones, und C. Ellis. New York London: Routledge.

Steinert, Heinz. 1998a. „Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen“. S. 67–79 in *Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Studentexte zur Sozialwissenschaft*. Bd. 14, herausgegeben von H. Steinert. Frankfurt am Main: Eigenverlag.

Steinert, Heinz. 1998b. „Reflexivität. Zur Bestimmung eines Gegenstandsbereichs der Sozialwissenschaften“. S. 15–28 in *Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Studentexte zur Sozialwissenschaft*. Bd. 14, herausgegeben von H. Steinert. Frankfurt am Main: Eigenverlag.

Steinert, Heinz. 1999. „Reflexivität. Zur Bestimmung des Gegenstandsbereichs der Sozialwissenschaften“. in *Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaften*, herausgegeben von W. Glatzer. Opladen: Leske + Budrich.

Steinert, Heinz. 2007a. *Das Verhängnis der Gesellschaft und das Glück der Erkenntnis. Dialektik der Aufklärung als Forschungsprogramm*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Steinert, Heinz. 2007b. „Die Widerständigkeit der Theorie“. *Soziologie* (36(4)):382–95.

Theweleit, Klaus. 2019. *Männerphantasien*. 3. Aufl. Berlin: Matthes&Seitz.

Tiedemann, Rolf. 2015. „Einleitung des Herausgebers“. S. 9-41 in *Das Passagen-Werk*. Bd. 1, herausgegeben von R. Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Tiroler Landesmuseen. 2023. „Memories of Memories. Das Lager Oradour“. *Tiroler Landesmuseen*. Abgerufen 23. Oktober 2023 (<https://www.tiroler-landesmuseen.at/ausstellung/memories-of-memories/>).

Uhl, Heidemarie. 2001. „Das ‚erste Opfer‘. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik“. *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* (1):19–34.

Uhl, Heidemarie. 2022. „Die Shoah in österreichischen Ausstellungen und Museen“. S. 103–35 in *Deportationen dokumentieren und ausstellen. Neue Konzepte der Visualisierung von Shoah und Porajmos*, herausgegeben von O. von Wrochem. Berlin.

Uhl, Heidemarie. 2023. „Die Last der Orte. Gedenkstätten und Gegenwartsbezug im historischen Wandel“. in *Was bedeutet Gedenken*, herausgegeben von I. Eschebach. Berlin: Metropol.

Uhl, Heidemarie, und Ljiljana Radonić, Hrsg. 2016. *Gedächtnis im 21. Jahrhundert. Zur Neuverhandlung eines kulturwissenschaftlichen Leitbegriffs*. Bielefeld: transcript.

Walch, Nora. 2024a. *Die Gegenwart der Vergangenheit. Broschüre*. Wien, Reutte.

Walch, Nora. 2024b. „Die Gegenwart der Vergangenheit. Historischer Spaziergang zum Thema NS-Zeit“. *GemeindeZEITung Reutte*, Juli, 32.

Weidner, Daniel. 2022. „Geschichte zerfällt: Walter Benjamins Historisierung“. *KulturPoetik* 22(1):28–44. doi: 10.13109/kult.2022.22.1.28.

Wikipedia. 2023. „Walter Dejaco“. *Wikipedia*. Abgerufen 26. September 2024 (https://de.wikipedia.org/wiki/Walter_Dejaco).

Wodak, Ruth, Peter Nowak, Johanna Pelikan, Helmut Gruber, Rudolf De Cillia, und Richard Mitten. 1990. „*Wir sind alle unschuldige Täter*“. *Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ziegler, Meinrad. 1995. „Erinnern und Vergessen. Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Zweiten Republik“. *Österreichische Zeitschrift für Geschichte* (6/1995/1).

7.1 Verzeichnis des empirischen Materials für die Aufarbeitung

Textdokumente

- Walch, Nora. 2024a. *Die Gegenwart der Vergangenheit. Broschüre*. Wien, Reutte.
- Laufende_dokumentation: Forschungstagebuch
- Memo_1_23-12-27: Memo nach dem Interview mit Richard Lipp
- Memo_2_24-02-07: Memo nach der Besprechung mit den Funktionär:innen des Museums *Grünes Haus*
- Memo_3_24-06-15: Memo nach Spaziergang 1
- Memo_4_24-06-22: Memo nach Spaziergang 2
- Memo_5_24-06-29: Memo nach Spaziergang 3
- Masterarbeit_fassung_1: Erste Fassung der Masterarbeit, Oktober 2024
- FBDiskussion_Screenshot1-6: Diskussion um Veröffentlichung der Geschichte des Paulusheim-Architekten Walter Dejaco
- Nachricht_23-12-21: Mail R. Lipp an N. Walch
- Nachricht_24-07-01a: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in
- Nachricht_24-07-01b: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in
- Nachricht_24-07-01c: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in
- Nachricht_24-07-03: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in
- Nachricht_24-07-10: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in
- Nachricht_24-07-11: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in
- Nachricht_24-07-21: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in
- Nachricht_24-07-23: Rückmeldung Teilnehmer:in/Leser:in

Tondokumente

- Audio_1_23-08-24: Memo nach der Führung durch die Südtiroler Siedlung mit dem wissenschaftlichen Leiter des Museums *Grünes Haus*
- Lipp1a und Lipp1b: Audio von Interview mit Richard Lipp
- Audio_2_24-05-31: Memo nach dem 4. Treffen mit Richard Lipp
- Audio_3_24-06-22: Audio-Tagebuchaufzeichnung

7.2 Bilder/Screenshots

Abbildung 1: Ehrwald, Zugspitzbahn. Titelfoto des Projekts, von Clemens Braun	3
Abbildung 2: Der erste Einblick in die frisch entwickelten Bilder von Clemens' Reutte-Film, den ich von ihm zugeschickt bekommen habe.....	8
Abbildung 3: Screenshot des Interviews in der Reuttener Rundschau vom 5./6.6.2024	178
Abbildung 4: Screenshot der Seite 32 der GemeindeZEITung Reutte - eine zufällige Nachbar:innenschaft mit Richard Lipp	184

8 Abstract

Deutsch

In vorliegender Masterarbeit erfolgt die autoethnografische und reflexive Aufarbeitung einer erinnerungskulturellen Intervention in Reutte in Tirol. Diese wurde von der Autorin durchgeführt und bestand aus der Produktion einer künstlerisch-geschichtswissenschaftlichen Broschüre sowie geführten öffentlichen Stadtpaziergängen zu Orten mit NS-Bezügen. Sowohl die Erzeugnisse und Entwicklungen innerhalb des Projekts als auch das Feld, in das die Intervention hineingewirkt hat, sowie die Rolle der Autorin selbst werden analytisch beleuchtet. Zentrales Anliegen war das Etablieren von Reflexivität in allen Teilen des Vorhabens, was mit der Schärfung eines Reflexivitätsverständnisses in Anlehnung an die Soziologie Heinz Steinerts sowie an psychoanalytische Konzepte einherging. Die Arbeit verfolgt einerseits, wie sozialwissenschaftliche Erkenntnisse maßgeblich in die Entwicklung von Broschüre und Intervention eingeflossen sind, und welche Verfahren dabei zur Anwendung kamen. Eine besondere Stellung nehmen dabei Walter Benjamins Annäherungen an Geschichtsbegriffe und -erkundungen sowie sein Konzept der historisch-materialistischen Montagearbeit ein. Andererseits illustriert die Masterarbeit den Erkenntnisgewinn im Etablieren reflexiver Praktiken und Methoden, der vor allem Aufschluss über zentrale Aspekte intellektuellen Produzierens selbst gibt: Die reflexive Praxis kann nicht nur dabei helfen, mit Angst, Emotionalität, persönlicher Verwobenheit, Projektionen etc. in Forschungsprozessen einen Umgang zu finden, sondern erlaubt auch, diese Aspekte selbst als wichtige sozialwissenschaftliche Datenquellen in die Studie einzuspeisen.

English

This master's thesis is an autoethnographic and reflexive analysis of an intervention in Reutte in Tyrol. It was carried out by the author and consisted of the production of an artistic-historical brochure as well as guided public walks to places with connections to national socialism. Both the products and developments within the project, as well as the field into which the intervention had an impact and the role of the author themselves are analysed. The central concern was to establish reflexivity in all parts of the project, which went hand in hand with the sharpening of an understanding of reflexivity based on Heinz Steinert's sociology and psychoanalytical concepts. On the one hand, the work traces how sociological findings were significantly incorporated into the development of the brochure and intervention, and which methods were used in the process. Walter Benjamin's approaches to historical concepts and explorations as well as his concept of historical-materialistic montage work play a special role here. On the other hand, the thesis illustrates the knowledge gained through applying reflexive practices and methods, which above all provides information about the aspects of intellectual production itself: reflective practices can not only help to deal with fear, emotionality, personal entanglement, projections etc. in research processes, but also allow these aspects themselves to be fed into the study as important sources of social scientific data.